13. DEZEMBER 2020 NR. 50 R D3499C 4,50 EURO

Frankfurter Allgemeine

SONNTAGSZEITUNG

HERAUSGEGEBEN VON GERALD BRAUNBERGER, JÜRGEN KAUBE, CARSTEN KNOP, BERTHOLD KOHLER

BEETHOVEN
Der Körper des Komponisten. *Feuilleton, Wissenschaft*

IN SPENDIERLAUNE
Die Deutschen spenden mehr Geld als im Vorjahr – trotz Corona. *Geld & Mehr*

WIEDER VERBRANNT?
Tipps für alle, die Plätzchen lieben, aber nicht backen können. *Leben*

ES GEHT UM ALLES
Das neue Gesprächsbuch von Benjamin von Stuckrad-Barre und Martin Suter. *Feuilleton*

Der neue deutsche Wald

Wie überstehen unsere Bäume den Klimawandel? Förster probieren es aus.

Seite 6

Foto Jan Eifert

Lockdown soll härter werden

Neue Einschränkungen ab Mittwoch? Lindner fordert Langzeitstrategie

Die Ministerpräsidenten der Länder und das Kanzleramt haben am Samstag Beschlüsse für einen härteren Lockdown zur Bekämpfung der Corona-Pandemie vorbereitet. Dabei zeichnete sich nach Informationen der F.A.S. eine Einigung darauf ab, dass die verschärften Maßnahmen am Mittwoch in Kraft treten könnten. Allerdings seien noch nicht alle Details geklärt, hieß es. Am Vormittag hatte sich auf einer Schaltkonferenz der CDU-geführten Bundesländer einschließlich des grün-schwarz regierten Baden-Württembergs mit Bundeskanzlerin Angela Merkel gezeigt, dass die Unionsseite weitgehende Schließungen von Schulen, Kitas und Geschäften schon zu Beginn der kommenden Woche für nötig hält. Im Einzelhandel sollen nur Einrichtungen der Grundversorgung wie Supermärkte offen bleiben. Der baden-württembergische Ministerpräsident Winfried Kretschmann von den Grünen sagte nach dem Gespräch, man müsse damit rechnen, „dass das schon kommende Woche beginnt, wo wir das gesellschaftliche Leben weitgehend stilllegen werden“. Der bayerische Ministerpräsident Markus Söder stellte in der „Welt am Sonntag“ fest, man dürfe keine Zeit verlieren. „Wir brauchen einen kompletten Lockdown.“

Die Ministerpräsidenten der SPD schienen etwas zögerlicher. Es wurde berichtet, manche wollten um wenige Tage längere Übergangszeiten, auch um einen „Sturm auf die Geschäfte“ zu vermeiden. Am Samstag schien es außerdem, als wolle das Kanzleramt die Schließung von Kitas strenger handhaben als einige Sozialdemokraten. Es hieß, das Kanzleramt bevorzuge eine allgemeine Schließung mit wenigen Ausnahmen, während manche in der SPD auf Appelle an die Eltern setzten, ihre Kinder zu Hause zu behalten. Auch über die Höhe von Entschädigungen war man sich am Samstagnachmittag noch nicht einig. Es hieß aber, alle wollten gemeinsame Beschlüsse noch am Sonntag. Der SPD-Kanzlerkandidat Olaf Scholz sagte, Deutschland müsse jetzt viele Einschränkungen akzeptieren, zum Beispiel im Einzelhandel. Das müsse „jetzt ganz schnell geschehen“. Viele Kontakte müssten reduziert werden, auch in den Schulen. Die abschließenden Beratungen mit Merkel führten für die SPD der Regierende Bürgermeister von Berlin, Michael Müller, als Chef der Ministerpräsidentenkonferenz und für die Union Söder als dessen Vorgänger in dieser Funktion. Für den Sonntagvormittag ist eine virtuelle Konferenz der Kanzlerin mit allen Ministerpräsidenten geplant. Das Robert-Koch-Institut meldete am Samstag 28 438 neue Corona-Infektionen und 496 neue Todesfälle. Am vergangenen Samstag hatte die Zahl der Neuinfizierten 23 318 betragen.

Der FDP-Vorsitzende Christian Lindner kritisierte die Bundesregierung. Er sagte der F.A.S., dass nun wohl ein Lockdown komme, der „nicht mehr als eine Notbremse ist“. Es fehle „eine Krisenstrategie, die länger als ein paar Tage hält. Der soziale und wirtschaftliche Schaden eines längeren Stillstands ist so hoch, dass er nicht dauerhaft durchgehalten werden kann.“ Die Bundesregierung müsse die Zeit anders als im Sommer nutzen, „um an einer Langfriststrategie zu arbeiten. Vor allem darf es nach dem Lösen der Notbremse nicht kurz danach wieder zum Stillstand kommen. Stop and go wäre verheerend.“ Lindner sagte, individuelle Kontaktbeschränkungen und ein striktes Handeln in Regionen mit steigenden Fallzahlen sollten „baldmöglichst den Lockdown ersetzen“.

Auch der Virologe und Epidemiologe Klaus Stöhr, ehemaliger Leiter des globalen Influenza-Programms der Weltgesundheitsorganisation, kritisierte den Regierungskurs. „Was ich für kritikwürdig halte, ist, dass es keine langfristige Strategie gibt“, sagte er der F.A.S. „Man fährt auf Sicht. Die Bekämpfungskriterien sind nicht eindeutig festgelegt worden. Wie viele Fälle sind denn akzeptabel? Wie ist die Zielstellung zum Beispiel bei Intensivbetten?“ Stöhr sagte weiter: „Wo ist der Mittelweg, der im Dreieck zwischen Wirtschaft, Gesundheit und Freiheit bleibt?“ Man solle nicht versuchen, die Reproduktionsrate des Virus durch harte Maßnahmen weit zu drücken. Stattdessen solle mit Einschränkungen erreicht werden, dass die Zahl der Neuinfektionen konstant bleibe.

Der Hamburger Virologe Jonas Schmidt-Chanasit sagte, der Vorschlag, Kranke und Alte zu schützen, werde zwar immer wieder kritisiert, weil es in Deutschland dreißig Millionen davon gebe. Es gebe aber „große Unterschiede“ zwischen den Gefährdeten. „Manche haben ein viel höheres Risiko als andere, vor allem über siebzig Jahre alte Menschen mit vielen Vorerkrankungen.“ Schmidt-Chanasit sagte, er sei nicht prinzipiell gegen einen Lockdown. Dieser müsse allerdings das letzte Mittel bleiben. *frei./jbe./ul.* *Seite 3*

Warnung vor Hooligans

Rechtsextreme Kampfsportler unter „Querdenkern“

Wenn es bei Protesten der „Querdenker“-Bewegung – wie im November in Leipzig – zu Gewalt kommt, sind die Täter meistens rechtsextreme Kampfsportler und trainierte Hooligans. Der Extremismusforscher Robert Claus fordert deshalb eine genauere Beobachtung der Kampfsportszene durch den Verfassungsschutz. Die Sicherheitsbehörden sollten zum Beispiel rechtsextreme Kampfsportvereine stärker in den Blick nehmen. „Bislang haben einige Landesämter für Verfassungsschutz auf dieser Ebene viel zu wenig geschaut“, sagte Claus der F.A.S.

Nach seinen Erkenntnissen haben sich Rechtsextremisten im Kampfsport- und Fitness-Markt eine finanzielle Basis geschaffen, die sie absichere. „In der Organisation reden wir über professionalisierte Kampfsportnetzwerke, die eigene Wirtschaftskreisläufe aufgebaut haben.“ Sie finanzierten sich als Studiobetreiber und Trainer, als Versandhändler für Sportmode und Nahrungsergänzungmittel, zudem sei die Vernetzung mit dem Security-, Türsteher- und Rockerbusiness „sehr eng“. Es sei ein Problem, dass „jeder vorbestrafte Neonazi in Deutschland ein Kampfsportstudio aufmachen“ könne. Die Sportpolitik müsse ihren Blick weiten und sich mit der Problemlage jenseits derjenigen Sportarten beschäftigen, die im Deutschen Olympischen Sportbund organisiert sind. Die unter Rechtsextremisten besonders beliebte Kampfrichtung der Mixed Martial Arts wird vom Olympischen Sportbund nicht als Sportart anerkannt. Bislang habe sich kein sportpolitisches Gremium eines deutschen Parlaments mit den rechtsextremen Strukturen in der Kampfsportszene beschäftigt, sagt Claus. Die rechtsextremen Kampfsportler beteiligten sich aus ideologischen Motiven an den „Querdenker“-Protesten. Wie zuvor bei Antimigrationsprotesten wollten sie mit ihrer Gewalt einen Zustand herbeiführen, in dem der demokratische Rechtsstaat die Kontrolle verliere. *chwb.* *Seite 40*

Million von Wirecard

Karl-Theodor zu Guttenberg unter Druck

Der ehemalige Minister Karl-Theodor zu Guttenberg soll für seine Lobbydienste für die Skandalfirma Wirecard knapp eine Million Euro kassiert haben. Die Summe soll an seine Firma Spitzberg geflossen sein, damit er seine Kontakte für den Markteintritt in China nutzt, wie die F.A.S. aus dem Umfeld von Wirecard erfahren hat. Wäre nicht der Bankrott des Konzerns dazwischengekommen, hätte sich der Betrag wahrscheinlich erhöht. Am Donnerstag wird der ehemalige CSU-Politiker vor dem Untersuchungsausschuss vernommen. „Karl-Theodor zu Guttenberg nutzte seine Vergangenheit als Bundesminister zu seinem wirtschaftlichen Vorteil aus. Dabei hatte er keine Hemmungen, für ein Unternehmen zu lobbyieren, gegen das es schon damals massive Betrugs- und Geldwäschevorwürfe gab“, kritisiert der Grünen-Politiker Danyal Bayaz.

Markus Braun, der inhaftierte ehemalige Chef von Wirecard, hält sich offenbar an seine vor dem Ausschuss gemachte Zusage, mit den Behörden zu kooperieren. „Die Vernehmungen von Herrn Dr. Braun durch die Staatsanwaltschaft München I haben begonnen“, heißt es in einem Schreiben seiner Anwälte. In den Ermittlungen geht es auch darum, ob Braun sich falsche Pässe zugelegt hat. Brauns Verteidiger weisen das als „freie Erfindung“ und „Verleumdung“ zurück. *F.A.S.* *Seite 21*

Politiker für Impfgesetz

Bundestag soll entscheiden, wer zuerst geimpft wird

Opposition und Verbände wollen von der Bundesregierung ein Impfgesetz und nicht nur eine Verordnung, in der steht, wer zuerst gegen Corona geimpft wird. „Eine gesetzliche Grundlage für die Priorisierung der Impfstoffvergabe ist verfassungsrechtlich zwingend erforderlich“, sagte der stellvertretende Vorsitzende der FDP-Fraktion Stephan Thomae der F.A.S. Die Reihenfolge beim Impfen entscheide „in letzter Konsequenz über Leben und Tod“. Deshalb müsse das Parlament entscheiden.

Die Berichterstatterin für Infektionsschutz der Grünen-Fraktion, Kordula Schulz-Asche, sagte, die Frage der Reihenfolge beim Impfen sei „grundrechtsrelevant“. Sie warnte, dass Ärzte unter einer unsicheren Rechtslage litten, wenn es kein entsprechendes Gesetz gebe. Auch die Vorsitzende der Linken-Fraktion, Amira Mohamed Ali, forderte ein Gesetz. Sie sagte: „Umfassende Rechtssicherheit zu schaffen ist eine Grundvoraussetzung, um eine möglichst hohe freiwillige Impfbereitschaft zu erreichen.“

Union und SPD argumentieren dagegen, das Dritte Bevölkerungsschutzgesetz reiche aus. Die gesundheitspolitische Sprecherin der SPD-Fraktion, Sabine Dittmar, warnte, ein neues Gesetzgebungsverfahren könne „den Impfbeginn für die Risikogruppen in Deutschland verzögern“. *jbe.* *Seite 2*

Fotos ddp, Maurice Haas, Vario; Illustration Kat Menschik

BESSER ÖKO
Deutschland hat zu wenig grünen Strom.
Wirtschaft

WAS TUT NOT?
Obdachlose im Corona-Winter.
Rhein-Main

BESSER ARBEITEN
Fünf Gimmicks fürs Homeoffice.
Geld & Mehr

Lotto: 1, 2, 3, 21, 39, 45 – 7*
Spiel 77: 4 6 3 2 0 3 2
Super 6: 2 5 8 1 8 0
Alle Zahlen ohne Gewähr. *Superzahl
Kundenservice: (0 69) 75 91-10 00
Im Internet: www.faz.net/meinabo
Abo-Bestellung: (0 69) 75 91- 33 59
Im Internet: www.faz.net/abo

Belgien, Luxemburg, Österreich, Slowakei 5,00 € • Frankreich, Griechenland, Italien, Malta, Niederlande, Portugal (Cont.), Spanien, Kanaren, Zypern 5,30 € • Großbritannien 4,90 £ • Schweiz 5,90 sfrs • Ungarn 1430 Ft

4 190349 904506 70450

„Wir haben praktisch nie ein Bett frei“

Der Intensivmediziner Bernhard Zwißler hat täglich mit Covid-19 zu tun. Er sagt: Die Lage ist schlimmer, als es die Zahlen vermuten lassen.

Herr Zwißler, Sie haben einen guten Überblick über die Lage in den Krankenhäusern. Vor kurzem haben Sie uns gesagt, alle derzeit noch frei verfügbaren Intensivbetten würden in wenigen Wochen belegt sein. Zum Glück ist die Anzahl der Covid-Patienten auf Intensivstationen aber nicht so stark angestiegen. Wie kommt das?

Zunächst einmal: Die Situation in den Krankenhäusern ist trotzdem äußerst angespannt. Im Moment müssen mehr als 4200 Patienten mit Covid-19 auf Intensivstationen in Deutschland behandelt werden. In der Spitze der Frühjahrswelle waren es etwa 2800. Wir liegen also bereits deutlich über dem Spitzenwert. Und man muss wissen, dass unsere Probleme noch viel länger anhalten werden, denn es kommen ja nach und nach mehr Leute auf den Intensivstationen an.

Es fällt allerdings auf, dass die Zahl der Intensivpatienten nicht exponentiell gestiegen ist, wie Sie befürchtet hatten. Woran könnte das liegen?

Ich glaube tatsächlich, dass der Semi-Lockdown eine Wirkung gezeigt hat. Meine Aussage lautete ja: Wenn die Politik nichts unternimmt, wenn alles so weiterläuft wie bisher, dann werden sich unsere Probleme verschlimmern.

Sie vermuteten damals, der Lockdown werde auf die Belegung der Intensivbetten kaum Einfluss haben, er werde erst in Wochen wirken. Ist das jetzt doch anders gekommen?

Das ist richtig, der Lockdown wirkte erst Wochen später. Aber Sie dürfen nicht vergessen, dass er einen rasanten Anstieg der Infektionszahlen verhindert hat. Das entlastet natürlich auch die Krankenhäuser. Darüber hinaus gibt es noch viele andere Gründe dafür, dass aktuell weniger Intensivbetten mit Covid-19-Patienten belegt sind, als ich befürchtet hatte.

Welche sind das?

Erstens bin ich überzeugt, dass die Deutschen schon vor dem eigentlichen Semi-Lockdown im Herbst damit begonnen haben, sich selbst einzuschränken, vor allem die Risikogruppen. Wir kennen dieses Verhalten vom Frühjahr, als ebenfalls viele Bürger anfingen, zu Hause zu bleiben, bevor die Politiker Einschnitte beschlossen. So etwas kann man natürlich immer erst nach einiger Zeit erkennen. Zweitens sehen wir, dass die gefährdete Bevölkerung sich lange besser schützen konnte als befürchtet. Dass sich jetzt auch ältere Menschen in Pflegeeinrichtungen mit Corona anstecken, das haben wir erst in den letzten Wochen vermehrt gesehen. Das gab's davor kaum. Auch das ist wichtig, denn unter denen, die schwer erkranken, sind viele Ältere.

Gibt es noch andere Gründe?

Ja. Der wichtigste Punkt dürfte sein, dass wir viele Patienten mittlerweile auf normalen Stationen behandeln können. Dort haben wir unsere Behandlungsmöglichkeiten deutlich verbessert.

Wie genau?

Zum Beispiel bekommen Patienten, denen es plötzlich schlechtergeht, Cortison. Das hat sich in der klinischen Praxis als sehr hilfreich erwiesen. Es hat auch verhindert, dass der ein oder andere Patient auf die Intensivstation musste. Außerdem haben wir auf den Normalstationen sehr konsequent damit begonnen, eine blutgerinnungshemmende Therapie einzuführen, in einer höheren Dosierung, als man das gemeinhin macht, wenn Patienten länger im Bett liegen müssen. Aus der ersten Welle haben wir gelernt, dass Lungenembolien und Thrombosen ein Teil des Problems sind bei Covid-19. Auch damit haben wir sicherlich einen Teil der Patienten vor der Intensivstation bewahren können. Und wir haben auch spezielle Formen der Atem- und Sauerstofftherapie zum Teil auf die Normalstationen verlagert, die wir früher nur auf der Intensivstation gemacht haben. Zum einen, weil dafür ganz einfach die Ausrüstung fehlte, und zum anderen, weil man erst im Verlauf gelernt hat, dass damit kein erhöhtes Ansteckungsrisiko für die Pflegekräfte verbunden ist. Wenn man das alles zusammennimmt, haben sicher viele Patienten von dieser optimierten Behandlung profitiert. Aber Sie sehen auch: Von Entwarnung kann keine Rede sein. Es kommen eine Menge Patienten bei uns an, sie werden nur nicht in der Intensivstatistik aufgeführt.

Wie angespannt ist die Lage? Müssen Sie Operationen verschieben?

Sie ist sehr angespannt. Wir haben hier in München praktisch nie ein frei verfügbares Bett. Die Betten werden entweder belegt durch Covid-Patienten oder durch Patienten, die wir vor Covid schon immer hatten und die wir zu einem großen Prozentsatz auf Intensivstationen behandeln müssen, weil es sich um Notfälle handelt, um Transplantationen, um Tumoren und Ähnliches. Das verdichtet die Situation außerordentlich stark. Wir kriegen das nur in den Griff, indem wir alle Eingriffe verschieben, die wir guten Gewissens verschieben können.

Welche sind das?

Zum Beispiel Operationen, die so groß sind, dass sie auch bei einem vergleichsweise gesunden Patienten immer eine intensivmedizinische Behandlung nach sich ziehen. Das sind etwa große Eingriffe an Wirbelsäulen. All das kann man in der Regel dann aufschieben, wenn der Patient nicht unmittelbar gefährdet ist. Wir verschieben aber auch Operationen, die vielleicht gar nicht so dramatisch sind, aber einen kranken Patienten betreffen, bei dem wir davon ausgehen müssen: Der liegt einige Zeit auf der Intensivstation. Das können auch mal kleinere Eingriffe sein, zum Beispiel die Implantation eines künstlichen Kniegelenks, wenn dahinter ein Patient steht, der schon drei Herzinfarkte hatte.

Bernhard Zwißler ist Direktor der Klinik für Anästhesiologie am Uniklinikum München und Generalsekretär der Deutschen Gesellschaft für Anästhesiologie und Intensivmedizin.

Foto SZ Photo

Ist es denn so schlimm, wenn man solche Eingriffe verschieben muss?

Wir reden hier nicht von Kleinigkeiten. Stellen Sie sich vor, da kommt ein Patient mit einem gutartigen Hirntumor, der nicht metastasieren kann, der aber da ist, an Größe langsam zunimmt und den man operieren muss. Kein Mensch lebt gerne mit einem Hirntumor, auch wenn er vielleicht nicht bösartig ist. Den will man raushaben. Wer sich einem solchen Eingriff unterzieht, braucht anschließend ein Intensivbett. Es kann sein, dass so ein Eingriff in der aktuellen Situation für gewisse Zeit verschoben werden muss, bis wir wieder Kapazitäten haben.

Aus dem Divi-Intensivregister geht hervor, dass zwar die Zahl der Intensivbetten steigt, die mit Covid-Patienten belegt sind. Zugleich aber ist die Zahl der insgesamt belegten Intensivbetten seit dem Sommer stabil. Wie erklären Sie sich das?

Die Gesamtzahl der belegten Intensivbetten hat sich kaum erhöht, das stimmt, ich kann aber nur noch einmal wiederholen: Wir haben ein Problem. Weil wir praktisch jede Nacht, an jedem Wochenende und auch untertags Patienten haben, von denen wir nicht wissen, wo wir sie unterbringen sollen. Zum Teil suchen wir stundenlang nach Betten. Jetzt verschieben wir auch noch medizinische Eingriffe. Das heißt, wir generieren momentan eine Welle von Patienten, die später noch auf uns zukommen wird.

Der Epidemiologe John Ioannidis hat ausgerechnet, dass die Sterblichkeit von Covid-19 gar nicht so hoch ist wie anfangs angenommen, nämlich unter einem Prozent. Ist Corona doch vergleichbar mit der Grippe?

Ich bin kein Epidemiologe. Aber all die Daten, die ich kenne, und vor allem die klinische Erfahrung zeigt: Das ist einfach falsch. Wir haben jedes Jahr Grippepatienten auf der Intensivstation. Die Dimension ist eine völlig andere. Wenn wir früher auf der Intensivstation mal zwei, vielleicht drei Patienten mit schwerer Lungenentzündung hatten, dann war das schon substantiell. Jetzt haben wir zwanzig Patienten mit Covid-19. Natürlich kann man auch an der Grippe sterben. Aber die Grippe ist ein Virus, das vor allem die Lungen befällt. Bei Covid merken wir immer mehr, das ist eine Krankheit, die befällt alle Organe. Und leider muss man sagen: Viele der Patienten, die die Intensivstation wieder verlassen, haben noch lange Probleme, mit der Leber, mit den Nieren. Es handelt sich um eine völlig andere Krankheit.

Begrüßen Sie die Einschränkungen in Bayern, die Ministerpräsident Söder verkündet hat?

Ja. An Weihnachten, das weiß jeder aus seiner eigenen Lebenserfahrung, hat man eher seltener das Problem, dass zehn Leute aus zehn verschiedenen Haushalten zusammenkommen. Aber danach, über Silvester und Neujahr, wenn sich junge Leute treffen und es krachen lassen, da kommen schnell mal zehn Personen aus völlig unterschiedlichen Haushalten zusammen. Und ich persönlich glaube, dass das zu riskant ist. In unserer Situation können wir uns das nicht leisten.

Die Fragen stellte Morten Freidel.

Intensivstation der Universitätsklinik Frankfurt

Foto Frank Röth

Das Dilemma mit dem Impfen

Senioren über 80 Jahre, Ärzte und Pfleger werden zuerst gegen Corona geimpft. Alle anderen erst mal nicht. Ist das gerecht?

Von Justus Bender

Früher mussten Moralphilosophen immer Gedankenspiele bemühen, das Trolley-Problem zum Beispiel. Bei einer Straßenbahn gehen die Bremsen kaputt, einige hundert Meter weiter teilt sich das Gleis an einer Weiche in zwei Stränge. Auf dem einen Strang steht eine alte Großmutter, auf dem anderen eine Grundschulklasse. Frage an den Weichensteller: Wohin soll er die todbringende Straßenbahn lenken – und mit welchem Recht?

Seit es Corona gibt, werden keine Gedankenspiele mehr gebraucht. Das Trolley-Problem ist Wirklichkeit geworden. Die Pandemie ist außer Kontrolle, es gibt 83 Millionen Deutsche, aber nur wenige Millionen Impfdosen in den ersten Monaten. Frage an die Bundesregierung: Wen impfen wir, wen lassen wir in Lebensgefahr?

Constantin Grosch würde gerne nicht sterben. Der 28 Jahre alte Mann aus Hameln hat Muskeldystrophie, er sitzt im Rollstuhl, seine Lunge ist geschwächt. Jedes Mal, wenn einer seiner insgesamt acht Pfleger zu ihm nach Hause kommt, könnte er das Virus mitbringen und damit den Tod. Zweimal die Woche fährt Grosch zur Krankengymnastik. Tut er das nicht, verliert er seine Muskelkraft noch schneller, und sie kommt nie wieder. Hat der Therapeut aber Corona, stehen die Chancen für Grosch schlecht. Seit neun Monaten lebt er in weitgehender Isolation und ständiger Sorge. Freunde kommen nicht zu Besuch, an ein normales Leben ist nicht zu denken. Grosch braucht den Impfstoff dringend, er muss aber noch warten. „Ich weiß nicht, wie lange Einzelne das mitmachen und aushalten. Das kann und will ich mir nicht vorstellen“, sagt Grosch.

Die Ständige Impfkommission des Robert-Koch-Instituts hat diese Woche empfohlen, zuerst Menschen zu impfen, die älter als 80 Jahre sind, Bewohner von Pflegeheimen, medizinisches Personal und Altenpfleger. Das sind 8,6 Millionen Menschen. Wahrscheinlich reichen am Anfang die vorrätigen Impfdosen nicht einmal für alle von ihnen. Bis Grosch geimpft wird, können viele Monate vergehen. „Der Personenkreis der ambulant Wohnenden unter 60 Jahren, die einer Risikogruppe angehören, wird außen vor gelassen. Das erleben wir bei allen Verordnungen“, sagt Grosch. Er sitzt im Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Muskelkranke und ist Fraktionsvorsitzender der SPD im Kreisrat von Hameln-Pyrmont, wo er auch mit dem Aufbau eines Impfzentrums zu tun hat. Grosche hat das Gefühl, durchs Raster zu fallen. Alle schauen auf die Heimbewohner, nicht auf die Leute, die zu Hause betreut werden. Die Pfleger von Grosch bekommen vorerst keine Schnelltests und keine Impfung. Sollte Grosch krank werden und sollten die Beatmungsgeräte knapp werden, könnte die Benachteiligung weitergehen. Ein Arzt könnte sagen: Das letzte Gerät bekommt ein gesunder Mensch, dessen Überlebenschancen höher sind. „Wir haben das Gefühl, dass die Differenzierung auf der medizinischen Ebene noch nicht groß genug ist“, sagt Grosch. Eine rüstige 83 Jahre alte Frau könnte ein geringeres Risiko haben als Grosch mit seiner Muskelschwäche. Im Einzelfall könnte Grosch also ein größeres Anrecht auf den Impfstoff haben als die ältere Dame. Es gibt junge Kranke, denen bleibende Schäden drohen, wenn sie wegen der Infektionsgefahr keine Therapien machen. Der Einzelfall entscheidet aber nicht, sondern die Sterbestatistik.

Die Leute von der Impfkommission haben Menschen wie Grosch nicht einfach vergessen. Sie haben ein wissenschaftliches Argument auf ihrer Seite. Untersuchungen haben gezeigt, dass Menschen über 80 Jahre statistisch gesehen ein viel höheres Sterberisiko haben als Menschen mit Vorerkrankungen. Statistisch gesehen, ist die Entscheidung also gerecht. Aber warum wird nicht jeder Mensch für sich beurteilt?

Eine Antwort kann Alexej Swerdlow geben, der Geschäftsführer von Opasca, das ist eine Firma, die in Mannheim auf dem Maimarktgelände gerade ein Impfzentrum aufbaut. Swerdlow hat gerade selbst eine Corona-Infektion hinter sich, er war so schwach, dass er den Kopf nicht heben konnte. Bei den Impfzentren, die er aufbaut, ist alles auf Effizienz ausgelegt. Die Bürger sollen ohne lange Wartezeiten und Papierkram zu ihrer Spritze kommen. Sie geben ihre Daten an digitalen Terminals ein, wie eine Bestellung bei McDonald's. Wenn die Impfzentren langsam arbeiten, vergehen noch mehr Monate, bis alle in Deutschland geimpft sind, und die Uhr tickt. Jeden Tag sterben Hunderte.

Würden die Bundesländer von Swerdlow verlangen, von jedem Impfling ein Attest einzulesen, auf dem eine Diagnose steht, könnte er das machen. Es wäre nur viel langsamer, als auf dem Personalausweis das Geburtsdatum zu überprüfen. „Unser System könnte das Attest nicht mit der Person abgleichen“, sagt Swerdlow. Der Computer könnte auch nicht automatisch entscheiden, jemanden abzulehnen. Wer haftet, wenn ein Fehler passiert und ein Abgelehnter an Corona stirbt? Also entsteht Aufwand, ein Mensch muss das Attest und die Identität prüfen. Jede Sekunde, die das dauert, verstreicht millionenfach in Impfzentren in ganz Deutschland. Es ist effizienter, nach dem Geburtsdatum zu gehen. „Am Anfang ist die Identifikation mit dem Personalausweis möglich“, sagt Martin Terhardt, ein Kinderarzt aus Berlin, der in der Covid-Arbeitsgruppe der Impfkommission sitzt. „Zum Glück.“

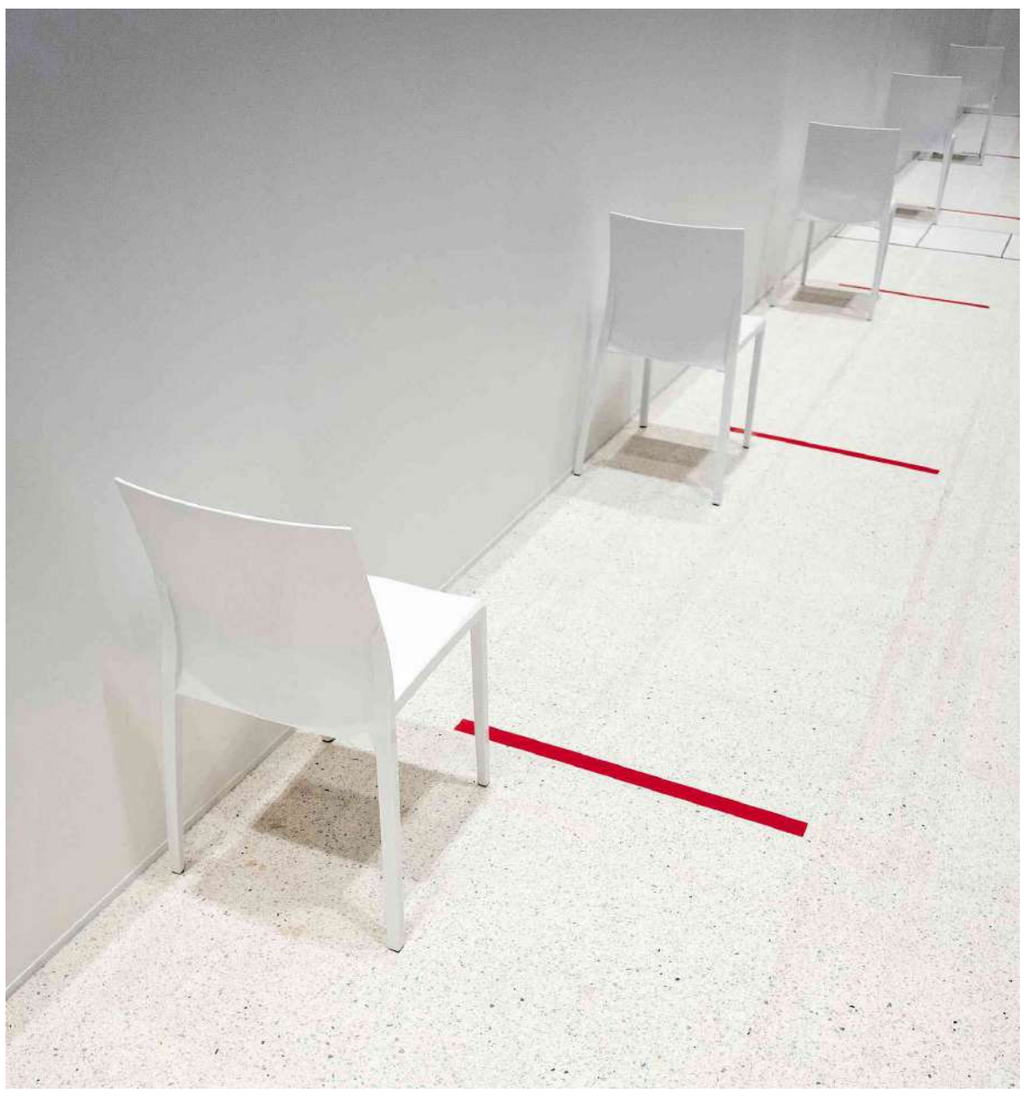
Die Leute aus der Kommission konnten das ethische Dilemma also umschiffen. Sie mussten nicht zwischen Effizienz und Betroffenheit abwägen, weil die Ältesten in der Statistik das größte Risiko haben. „Ich bin sehr zufrieden, dass die ethische Forderung nach Schutz der Schwächsten mit dem größten Nutzen zusammenfällt“, sagt der Vorsitzende der Impfkommission, Thomas Mertens.

Die Allerschwächsten bekommen vorerst gar keinen Impfstoff, Kinder mit schweren Krankheiten nämlich. Der Impfstoff wurde nicht an Kindern erprobt, weil man sie dem Risiko nicht aussetzen wollte. Deshalb wird er nur für Jugendliche ab 16 Jahren zugelassen. Kinder mit schweren Herzfehlern etwa oder mit Trisomie 21, die ein stark erhöhtes Corona-Risiko haben, kommen in den Hierarchien der Impfkommission gar nicht vor. „Da muss man überlegen, ob man sie vielleicht Off-Label impft“, sagt Terhardt. Das bedeutet: Die Eltern verzichten auf jede Haftung – und hoffen das Beste.

Geht es auch anders?

Deutschland setzt in der Pandemie vor allem auf den Lockdown. Einige Wissenschaftler halten das für den falschen Weg.

Von Morten Freidel



Wartebereich eines Impfzentrums in Wiesbaden

Fotos Frank Röth

Die Bundeskanzlerin redete den Deutschen diese Woche ins Gewissen. Sie flehte ihre Landsleute geradezu an, auf Kontakte zu verzichten. „Es tut mir leid, es tut mir wirklich im Herzen leid“, sagte Angela Merkel am Mittwoch, aber der Preis von 590 Toten am Tag sei zu hoch für Glühweinstände und Waffelbäckereien. „Wenn wir jetzt vor Weihnachten zu viele Kontakte haben und anschließend es das letzte Weihnachten mit den Großeltern war, dann werden wir etwas versäumt haben. Das sollten wir nicht tun!“ Nicht nur die Kanzlerin, die gesamte Politik redete diese Woche wieder über Maßnahmen gegen das Virus, vor allem über einen härteren Lockdown.

Einige Wissenschaftler glauben, dass Deutschland damit immer noch nicht den besten Weg gefunden hat im Umgang mit der Pandemie. Sie halten es für falsch, dass die Regierungen in Bund und Ländern den Eindruck entstehen lassen, es gebe keine Alternative zum Lockdown. Sie fordern einen Kurswechsel, vor allem aber eine offene Diskussion darüber, wie es weitergehen soll. Mit ihrer Meinung setzen sie sich dem Risiko aus, zwischen die politischen Fronten zu geraten. Viele denken bei Kritikern der Corona-Maßnahmen gleich an Querdenker oder Verschwörungstheoretiker. Nicht alle Wissenschaftler, mit denen wir gesprochen haben, wollen deshalb namentlich genannt werden. Aber sie sind sich einig, dass der Zeitpunkt gekommen ist, um Stellung zu beziehen.

Einer von ihnen ist der Virologe Jonas Schmidt-Chanasit von der Universität Hamburg. Er sagt: „Wichtig ist vor allem: Wir brauchen eine nachhaltige Strategie. Eine Abfolge von Lockdowns ist keine langfristige Strategie.“ Schmidt-Chanasit weist darauf hin, dass der Versuch der Gesundheitsämter, die Kontakte von Infizierten nachzuverfolgen, vielerorts gescheitert sei. Nicht nur weil das Personal fehlt, sondern auch weil die Ämter mittlerweile gar nicht mehr genau herausfinden können, wo sich jemand angesteckt hat. Es gibt einfach zu viele Möglichkeiten.

Nach Meinung von Schmidt-Chanasit ist das auch nicht weiter schlimm, jedenfalls im Moment noch nicht. Noch könne das Gesundheitssystem mit den Kranken fertig werden. Deshalb sei es keine Lösung, immer wieder alles herunterzufahren. Es komme darauf an, die Älteren vor einer Ansteckung zu schützen. Denn die haben mit Abstand die meisten schweren Verläufe von Covid-19 zu beklagen. Würden die Gesundheitsämter aufhören, alle Kontakte eines Infizierten anzurufen, könnten sich ihre Mitarbeiter auf den Schutz der Älteren konzentrieren. Sie könnten „Testkonzepte erarbeiten und umsetzen“, sagt Schmidt-Chanasit. Dafür gibt es schon ein Vorbild: Tübingen. „Die Stadt hat für eine hervorragende Ausrüstung mit Schutzkleidung in den Altenheimen gesorgt. Jeder, der zu Besuch kommt, wird getestet, genauso das medizinische Personal in den Krankenhäusern, und zwar zweimal die Woche. Es gibt organisierte Hol- und Bringdienste, damit gefährdete Personen nicht mehr in öffentlichen Verkehrsmitteln fahren müssen.“

Die Idee für einen Strategiewechsel stammt nicht von Schmidt-Chanasit, sondern von der Bundesregierung. In ihren Pandemieplänen war immer von mehreren Phasen die Rede. Erst sollten die Behörden versuchen, die Epidemie einzudämmen, indem Infektionsketten durchbrochen werden. Scheitert das, sollten die Maßnahmen sich auf die Schwächsten konzentrieren, die Alten und Kranken also. Stecken sich immer mehr Menschen an, lautet das Ziel Folgenminderung. Das heißt: das Gesundheitssystem vor der Überlastung zu bewahren.

Der Medizinstatistiker Gerd Antes ist genau für diesen Strategiewechsel. Er sagt: „Es muss jetzt um den Schutz von Risikogruppen gehen, darauf müssten sich die Gesundheitsämter vor allem konzentrieren.“ Wenn man allerdings versuche, „die Nachverfolgung abzusagen“, gerate man unter Beschuss. „Sie werden verdächtigt, heimlich auf die Herdenimmunität abzuzielen.“

Das mit der Herdenimmunität fordern manche Wissenschaftler aus Großbritannien und Amerika. Sie wollen in Kauf nehmen, dass sich Millionen Bürger mit Corona anstecken, bis genügend Menschen immun sind, um die Verbreitung des Virus zu stoppen. Der Preis dafür wären wohl Zehntausende Tote.

Das geht Antes und Schmidt-Chanasit viel zu weit, wie überhaupt fast allen Kritikern ständiger Lockdowns. „Verstehen

Wo geht es hier zur Spritze?

Bodenmarkierung im Impfzentrum

Sie mich nicht falsch“, sagt Schmidt-Chanasit: „Ich bin trotzdem für zusätzliche Maßnahmen.“ Außerhalb der Pflegeheime so weiterzumachen, als gebe es kein Corona, sei der falsche Weg. „Denn dann wird das Gesundheitssystem trotzdem überlastet. Aber die höchste Priorität muss sein: Schutz der besonders gefährdeten Menschen.“

Schmidt-Chanasit stört sich daran, wie grob die Diskussion in Deutschland geführt wird. Er denkt zum Beispiel an den SPD-Abgeordneten und Epidemiologen Karl Lauterbach. „Das Narrativ war immer, auch von Herrn Lauterbach: Wir müssen siebzig Prozent der Kontakte reduzieren. Jetzt wird gesagt: Wir haben nur dreißig Prozent der Kontakte reduziert. Aber wir müssen doch mal unterscheiden, was ist ein Risikokontakt, was nicht? Man konzentriert sich nicht auf das Wesentliche. Jetzt sind wir so weit, dass die Leute Angst haben, sie könnten sich im Park anstecken, wenn sie mit dem Hund aneinander vorbeilaufen.“ Auch von einer generellen Maskenpflicht im Freien hält der Virologe nichts. Was solle das, „an öffentlichen Plätzen, wenn sie leer sind? Dabei habe ich schon immer gesagt: Die zertifizierte Maske in der richtigen Situation, das ist das Entscheidende, nicht mit einem Schal über den Parkplatz zu laufen.“ Die Maßnahmen führten dazu, „dass die Akzeptanz in der Bevölkerung bröckelt“. Umfragen zeigen zwar, dass noch immer eine große Mehrheit der Deutschen hinter dem Kurs der Bundesregierung steht. Aber sie ist nicht mehr so überwältigend wie noch im letzten Frühjahr.

Die Bundesregierung wird in ihrer Corona-Politik von der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina beraten. Ihr Argument lautet: Nur mit einem Lockdown bekommt Deutschland die Zahl der Infizierten unter Kontrolle. Der Virologe und Epidemiologe Klaus Stöhr hat daran Zweifel. Er hat sich sein Leben lang mit Epidemien beschäftigt, war Jahre lang Leiter des globalen Influenza-Programms der Weltgesundheitsorganisation. Er ist der Meinung, dass der Lockdown die Zahl der Infizierten kaum noch weiter drücken kann. Denn die bisherigen Maßnahmen seien überaus erfolgreich gewesen. Noch mehr lasse sich nicht herausholen.

Eigentlich kann niemand wissen, wie stark sich das Coronavirus ohne Maßnahmen verbreitet hätte. Es weiß also auch niemand so genau, wie gut es durch die Beschränkungen eingedämmt wurde. Es gibt aber noch eine andere Krankheit, die sich jeden Winter aufs Neue ausbreitet: die Influenza. Und zu der gibt es massenhaft Daten. Ihnen lasse sich entnehmen, sagt Stöhr, dass sich die Verbreitung der Influenza in vielen europäischen Staaten mit den gegenwärtigen Maßnahmen um neunzig Prozent reduziert habe, also der Maske, dem Abstandhalten, der Arbeit von zu Hause. „Das heißt aber auch: Die Ausbreitung des Coronavirus ist mutmaßlich ebenfalls um fast neunzig Prozent reduziert worden“, sagt Stöhr. „Dann muss man sich die Frage stellen: Kriegt man diese Zahlen überhaupt noch weiter runter in Deutschland?“

Sollte Stöhr recht haben, bedeutet das nicht nur, dass weitere Einschränkungen ins Leere laufen könnten. Es würde auch die Bürger entlasten. Momentan schieben viele Politiker die steigenden Infektionszahlen auf mangelnde Disziplin. Die Bürger hielten sich eben nicht an die Maßnahmen, deswegen brauche es stärkere Einschränkungen, sagen sie. Stöhr glaubt das nicht. Nach seiner Auffassung haben die Deutschen die Infektionszahlen durch ihre Disziplin massiv gedrückt. Im Winter werde kaum noch mehr gehen. Es ist kalt und feucht, das Virus kann sich gut halten. Selbst wenn sich nur noch wenige Menschen in dieser Jahreszeit treffen würden, dann meist in Innenräumen, wo die Luft voller Aerosole ist. Ein Virus wie Corona kriege man im Winter nicht tot.

Die Befürworter eines Lockdowns haben aber auch gute Argumente. Sie verweisen auf Länder wie Österreich oder Frankreich. Dort sehe man ja, was ein konsequentes Eingreifen bewirken könne, sagen sie. In Frankreich durften die Bürger spätabends nicht mehr ohne triftigen Grund aus dem Haus. Seit beide Länder beschlossen haben, das öffentliche Leben herunterzufahren, sind die Infektionszahlen drastisch gesunken. Für Stöhr ist die Ausgangslage allerdings kaum vergleichbar: In beiden Ländern sei die Zahl der Infizierten bezogen auf die Bevölkerung mindestens fünfmal so hoch gewesen wie in Deutschland.

Stöhr und die anderen sind nicht grundsätzlich gegen harte Einschränkungen. Sie sagen nur: Es muss das letzte Mittel sein. Und: Wer mit dem Hammer zuschlägt, der muss auch etwas haben, auf das er draufhauen kann. Sonst gingen eine Menge anderer Dinge zu Bruch. Die Kosten für die Bekämpfung seien hoch, von den Schulden, die Deutschland dafür aufnehmen musste, ganz zu schweigen. Stöhr vermisst eine Balance zwischen Gesundheitsschutz, dem Erhalt gesellschaftlicher Freiheiten und wirtschaftlichen Risiken. Das geht auch Antes so: „Warum man jetzt mit den zu erwartenden immensen Schäden einen völligen Lockdown fordert, das leuchtet mir überhaupt nicht ein. Aus meiner Sicht ist das glatt falsch. Auch politisch, denn dahinter steht keine Strategie.“

Die Kritiker sagen, dass die Zielsetzung der Bundesregierung undeutlich sei. Gehe es nur darum, die Infektionszahlen zu senken? Dann müsste sich die Regierung nach Ansicht der Forscher fragen, warum. Das deutsche Gesundheitssystem könne mehr als zehntausend Infizierte am Tag verkraften. Es komme darauf an, wer sich anstecke: Junge, Menschen mit Vorerkrankungen oder Alte in Pflegeheimen.

Geht es darum, den Inzidenzwert auf unter fünfzig Ansteckungen pro hunderttausend Menschen in einer Woche zu drücken? Dieser Wert wurde ursprünglich einmal festgelegt, damit es Gesundheitsämtern gelingt, Infektionsketten nachzuverfolgen. Diese Nachverfolgung wäre bei einem Strategiewechsel aber gar nicht mehr das Ziel.

Oder soll es täglich weniger Tote geben? Selbst dieses Ziel rechtfertigt für Stöhr nicht jede Maßnahme. Er will die Zahl der Toten ins Verhältnis setzen. Durch Streptokokken und Grippe stürben jedes Jahr rund vierzigtausend Menschen „in vergleichbaren Altersgruppen“, sagt er. Bis zum Ende des Winters könnten es genauso viele Corona-Tote sein. „Neben der Tragik stellt sich hier aber auch die Frage nach der Angemessenheit des Ressourceneinsatzes.“ Für Stöhr ist entscheidend, dass die Ärzte alles in ihrer Macht Stehende für jemanden tun können, der an Covid-19 erkrankt. Der Maßstab müssten die freien Betten in den Krankenhäusern sein und die verfügbaren Ärzte.

Mit ihrer Haltung ziehen diese Wissenschaftler viel Kritik auf sich. Schon im Oktober hatte Schmidt-Chanasit zusammen mit dem Virologen Hendrik Streeck von der Universität Bonn eine Strategieänderung gefordert. Die beiden wurden hart angegangen. So hart, dass sich Streeck ein Stück weit aus der Öffentlichkeit zurückgezogen hat. Zu dieser Zeit, so schildert es Schmidt-Chanasit, habe ein Vorgesetzter bei ihm angerufen. Er habe sich erkundigt, wie der Virologe seine Vorschläge genau gemeint habe. Zweifel an seiner Person konnte Schmidt-Chanasit ausräumen. Doch er fürchtete um seine Karriere.

DEGELER®

So essentiell wie zeitlos, so puristisch wie funktional, so praktisch wie elegant.

DIE NEUE BUSINESS TASCHE

Zeitlose Business Tasche aus feinstem Leder. Mit Laptop Fach. Optional auch mit Schultergurt.

Zuverlässige Fixierung auf Trolley Gestänge für mühelos Reisen.

Edles Erscheinungsbild aus jeder Perspektive.

DIE RUCKSÄCKE - UNSERE KLASSIKER

Aus leichtem, strapazierfähigen Textilgewebe, kombiniert mit Leder Applikationen.

Alternativ in schwarzem Leder. Jetzt fünf Rucksackvarianten verfügbar.

Zwei Varianten in schmaler Ausführung erhältlich.

Entdecken Sie Ihre Weihnachtsgeschenke auf DEGELER.COM

Hemdentasche

Schuhtasche

SkyHanger®: Die Anzugtasche

10% Exklusiver Preisvorteil nur für FAZ-LESER bei WWW.DEGELER.COM

Aktionscode: DEG20

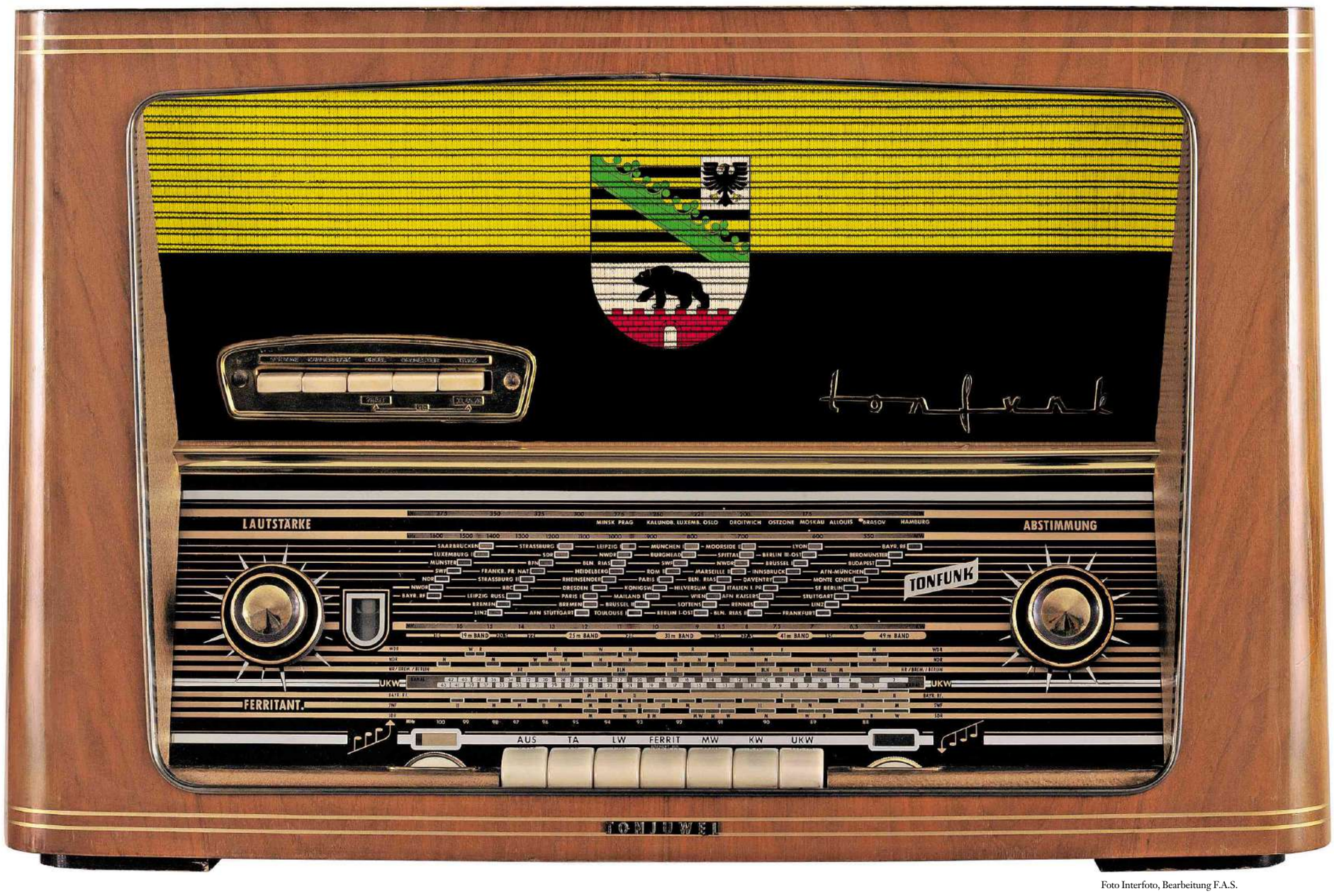


Foto Interfoto, Bearbeitung F.A.S.

In aller Feindschaft

In Sachsen-Anhalt wäre diese Woche beinahe die Regierung zerbrochen. Es ging um den Rundfunkbeitrag – vordergründig.

Von Livia Gerster und Friederike Haupt

Ein kleines Land hat in dieser Woche die ganze Republik brüskiert. Fünfzehn Landesparlamente haben dem Staatsvertrag zur Erhöhung der Rundfunkgebühren zugestimmt, nur Sachsen-Anhalt sperrte sich. Gejubelt hat am Ende nur die AfD. Der Ministerpräsident hat zwar in letzter Sekunde die Koalition gerettet, aber dafür sein Land isoliert und seinen Innenminister entlassen, der mal so was wie seine Zukunft war. Jetzt muss das Bundesverfassungsgericht lösen, was die Regierung in Magdeburg über Wochen nicht lösen konnte.

Das ist nicht nur eine Posse. Es ist die Geschichte einer verzweifelten Partei. Rechts von dieser Partei lauert die AfD, links von ihr lächeln die Feinde von früher, plötzlich Minister in der eigenen Regierung. „Bollwerk gegen rechts“ haben die Koalitionäre in Sachsen-Anhalt vor fünf Jahren ihr schwarz-rot-grünes Bündnis getauft. Doch die Pfähle richteten sich von Anfang an eher gegeneinander als gegen einen gemeinsamen Feind. Unwahrscheinlich, dass die Wahl im Juni eine Erlösung bringt. Denn danach könnte es genauso aussehen wie zuvor. Wie also weitermachen, wenn es eigentlich nicht zusammen geht? Und wie regieren, wenn ein Teil der CDU nach rechts, der andere in die Mitte strebt?

Um zu verstehen, was diese Woche unter dem Kitt der vergangenen Jahre hervorbrach, muss man an den Anfang gehen. Im April 2016, als die Welt gerade auf Briefkastenfirmen in Panama blickte, taten sich in Magdeburg die CDU, die SPD und die Grünen zusammen. Aus purer Not. Weil die AfD einen Erdrutschsieg davongetragen hatte, 24 Prozent, ein Viertel aller Stimmen. Schwarz, Rot und Grün schmiedeten die erste sogenannte Kenia-Koalition in Deutschland. Obwohl sie nie zum Erfolgsmodell wurde, sollten Sachsen und Brandenburg später dem Beispiel aus Sachsen-Anhalt folgen. Ebenfalls aus Not.

In den Koalitionsgesprächen raufte man sich irgendwie zusammen. Immer wenn die Verhandler der verschiedenen Ressorts merkten, dass sie zu weit auseinanderlagen, brachten sie die Konflikte zu ihren Fraktionsvorsitzenden. Die heißen Themen wurden dann ganz oben ausgefochten. Die Chefin der Grünen im Landtag, Cornelia Lüddemann, erinnert sich noch gut daran. Da ging es zum Beispiel um Gemeinschaftsschulen, Klimaziele und Quoten, um „die großen Zukunftsthemen“. Nicht um die Rundfunkgebühren. Aus dem Bereich Medienpolitik sei ihr kein einziger Konflikt zu Ohren gekommen, sagt Lüddemann. „Tragisch, wie sich jetzt zeigt.“

Denn es ist ebenjene Passage aus dem Koalitionsvertrag, an der nun beinahe die Koalition zerbrochen wäre. Eigentlich sogar nur an einem einzigen Satz: „Bei der Finanzierung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks halten wir am Ziel der Beitragsstabilität fest.“ Die CDU verstand darunter die Garantie, dass die Bürger keinen Cent mehr zahlen als 17,50 Euro im Monat. SPD und Grüne verstanden unter dem Wort „Ziel“ aber eben vor allem das: ein Ziel, eine Richtung, so etwas wie einen frommen Wunsch. Der Beitrag sollte möglichst niedrig bleiben, aber wenn die Anstalten mehr Geld brauchten für das, was die Länder bei ihnen bestellen, dann werde die Rechnung natürlich angepasst. Völlig unterschiedliche Interpretationen also.

Markus Kurze, der medienpolitische Sprecher der CDU, sagt durchaus mit Stolz in der Stimme: „Die Stelle habe ich reinverhandelt.“ Für ihn ist der Begriff nicht schwammig, sondern glasklar. Kein Cent mehr eben. Ein Versprechen, das die CDU übrigens auch schon vor 2016 ihren Bürgern immer wieder gemacht hat. An Widerstand der SPD und der Grünen könne er sich nicht erinnern, sagt Kurze. Zu Widerstand habe es auch keinen Anlass gegeben, sagt dazu Katja Pähle, Fraktionsvorsitzende der SPD. Den hätte es nur gegeben, wenn die CDU durchgesetzt hätte, dass da so etwas stände wie: Wir schließen eine Erhöhung kategorisch aus. Mit dieser windelweichen Formulierung aber habe man in der SPD gut leben können. Übrigens gebe es noch mehr unerreichte Ziele im Koalitionsvertrag, sagt Pähle.

Der SPD-Politiker Andreas Steppuhn berichtet, das Wort sei sogar ein Einfall von SPD und Grünen gewesen, um die Kollegen der CDU zu besänftigen. Steppuhn, der damals noch Fraktionsvorsitzender war und die Passage mit Kurze und anderen verhandelt hat, wusste, wie wichtig der CDU ihr Wahlversprechen war. „Wir haben deshalb den Begriff Beitragsstabilität geprägt“, sagt Steppuhn, „wohlwissend“, dass die Länder der Empfehlung der Expertenkommission folgen würden. Hat man die Koalition mit diesem Wort also sehenden Auges ins Unglück gesteuert? „Wir haben die Sprengkraft vor viereinhalb Jahren nicht so gesehen“, gibt der Politiker bedauernd zu.

Erst einmal ging es nämlich darum, überhaupt die Geburt der Koalition zu überleben. Der Koalitionsvertrag war zwar fertig, doch schon unkten manche in der CDU-Fraktion, sollte Haseloff keine Mehrheit finden, könne eine Minderheitsregierung sich ja auch „wechselnde Mehrheiten“ suchen. Das ist genau das, was Haseloff immer ausgeschlossen hatte. Denn das hieße, mit der AfD gemeinsame Sache zu machen. Die Abgeordneten wählten ihn dann zum Ministerpräsidenten, doch so, wie es losging, ging es die nächsten vier Jahre weiter.

Mal halfen CDU-Abgeordnete der AfD, eine Enquete-Kommission zum Linksextremismus einzusetzen, mal ließen sie den grünen Kandidaten der Landesregierung für den Datenschutzbeauftragten immer wieder durchfallen. Was Grüne und SPD immer vermutet hatten, bekamen sie im Juni 2019 dann schwarz auf weiß. In einer achtseitigen Denkschrift schrieben die beiden Vizevorsitzenden der CDU-Fraktion sich ihren Kenia-Frust von der Seele. Gemeinsamkeiten sahen sie dagegen mit der AfD. „Es muss wieder gelingen, das Soziale mit dem Nationalen zu versöhnen“, schrieben sie.

Gab es also eine Fraktion in der Fraktion, die mit der AfD kuschelte? Die CDU-Abgeordneten sprechen darüber ungern, die von der AfD schmücken sich hingegen mit „sehr guten Kontakten“ zur Union. Man „tauscht Infos aus, geht mal zusammen zum Mittagessen oder Abendbrot“, erzählt Tobias Rausch von der AfD.

Auch CDU-Politiker aus Sachsen-Anhalt sprechen mit Sorge über ihre „extrem fragile“ Fraktion. Einerseits gebe es einen Riss zwischen Nationalen und Moderaten. Andererseits aber auch einen zwischen den Generationen. Manche haben noch alte Rechnungen offen, es sind vor allem die Ehemaligen: ehemalige Landtagspräsidenten, ehemalige Minister. Andere stehen schon in den Startlöchern, um die Alten zu beerben.

Vor allem wegen der Machtkämpfe innerhalb der CDU stand das Dreierbündnis in den vergangenen Jahren immer wieder vor dem Aus. „Seit viereinhalb Jahren kämpfen wir in dieser Koalition gegen einen Teil der CDU an, der diese Koalition nie wollte“, sagt die Grüne Cornelia Lüddemann.

Der Ministerpräsident war all die Jahre über mehr Getriebener als Handelnder. Ein ewiger Versöhner zwischen Unversöhnbaren. Er war zwar allseits geachtet, aber begeistern konnte er mit diesem Kurs des Minimalkonsenses die wenigsten. Immer mehr Augen richteten sich deshalb auf den schneidigen Innenminister. Holger Stahlknecht, Anwalt aus dem Westen mit Einstecktuch, sprach der zermürbten CDU mehr aus der Seele als der ewig zaudernde Haseloff.

Doch Stahlknecht machte Fehler. Die gescheiterte Berufung des Polizeigewerkschafters Rainer Wendt. Die fehlenden Polizisten vor der Synagoge von Halle. Haseloff entschied mit guten Umfragewerten im Rücken, doch wieder selbst für die nächste Landtagswahl zu kandidieren. Als das Virus kam, verblasste der Stern Stahlknechts weiter. Nun war Haseloff der Fels in der Brandung.

Doch während er der Pandemie trotzte, schlich sich schon die nächste Krise an. Das Thema, das mal eins von vielen gewesen war, wurde zur großen Sache: die Rundfunkgebühren. Im März verständigte sich die Ministerpräsidentenkonferenz der Länder auf die Erhöhung. Haseloff enthielt sich. Er hatte schon in den Wochen zuvor gefordert, der Beitrag dürfe nicht steigen. Auch Thüringen und Sachsen zögerten. Die Erhöhung komme zum falschen Zeitpunkt, die Sender sollten erst mal versprechen, die Gehälter der Intendanten zu senken. Im April schrieb Haseloff zwei Briefe an die Intendanten, in denen er das forderte. Damit wollte er seinen Leuten zeigen, dass er Druck machte. Und er hoffte, dass sich beide Seiten schon noch aufeinander zubewegen würden. Fehlanzeige.

Trotzdem unterschrieb Haseloff im Juni den Vertrag für höhere Gebühren. So wie alle anderen Ministerpräsidenten. Als Einziger fügte er eine Notiz hinzu: Er habe im Landtag keine Mehrheit, die dem Inhalt des Vertrags zustimmen würde. War das nun salomonisch oder der Versuch, sich an einer heißen Kartoffel nicht die Finger zu verbrennen? Aus der SPD-Fraktion heißt es heute, Haseloff hätte seine Parteifreunde überzeugen müssen, bevor er unterschrieb. Aus der CDU ist zu hören, er hätte nach der Unterschrift sofort mit SPD und Grünen reden sollen, um einen gemeinsamen Nenner zu finden. Dass es den in der Sache gibt, bezweifeln die CDU-Leute aber selbst.

Das ist für die Zukunft ihrer Regierung freilich dramatischer als für die Zukunft des Rundfunkbeitrags. Denn über den wird das letzte Wort nicht in Sachsen-Anhalt gesprochen, sondern vor dem Bundesverfassungsgericht. Die Richter müssen entscheiden, ob es gute Gründe gibt, die Erhöhung abzulehnen. Dass sie so urteilen, gilt als unwahrscheinlich; zumal die Intendanten nicht nach Gutdünken Geld einfordern können, sondern sich nach dem richten müssen, was die unabhängige Finanzkommission KEF ihnen zugesteht. Und das sind aktuell 86 Cent mehr. Selbst in der CDU in Magdeburg mutmaßen viele, dass Karlsruhe die Erhöhung bestätigen wird. Entscheidend ist für sie, dass die heiße Kartoffel nicht mehr in ihren Händen liegt. Und dass sie bewiesen haben, sie mit Schwung von sich schleudern zu können.

Um das zu verstehen, muss man wissen, warum der öffentlich-rechtliche Rundfunk im Osten ein Reizthema ist. Viele finden, dass seine Struktur schlanker werden müsse. Das sagen auch Abgeordnete von SPD und Grünen. Manche im Osten stört, dass mit den Gebühren von heute Altlasten des Westens bezahlt werden, nämlich Pensionen. Bei anderen geht das Unbehagen tiefer: Sie ärgern sich über die Inhalte. Mehrere CDU-Abgeordnete berichten, dass dieser Eindruck von den Bürgern an sie herangetragen werde. Und fast alle aus der Fraktion sind direkt gewählt, Volksnähe ist ihr Kapital. Von einem „erhobenen moralischen Zeigefinger“ hatte CDU-Innenminister Stahlknecht gesprochen. Der Abgeordnete Detlef Gürth aus Aschersleben sagt, seine Wähler sprächen von „linkem Belehrungsjournalismus“, und fügt hinzu: „In der DDR hat es den Spruch gegeben: Wer nicht für den Sozialismus ist, ist nicht für den Frieden. Mir kommt es so vor, als heiße es jetzt: Wenn du nicht für die Beitragserhöhung bist, bist du nicht für den Frieden.“ Ein CDU-Mann, der es anders sieht, vermutet einen Zerreffekt. In der Tat werde an der CDU-Basis von einem Teil der Leute so gesprochen. Aber nicht von der Mehrheit. Und erst recht nicht von der Mehrheit der Menschen im Land. Das zeigten auch Umfragen.

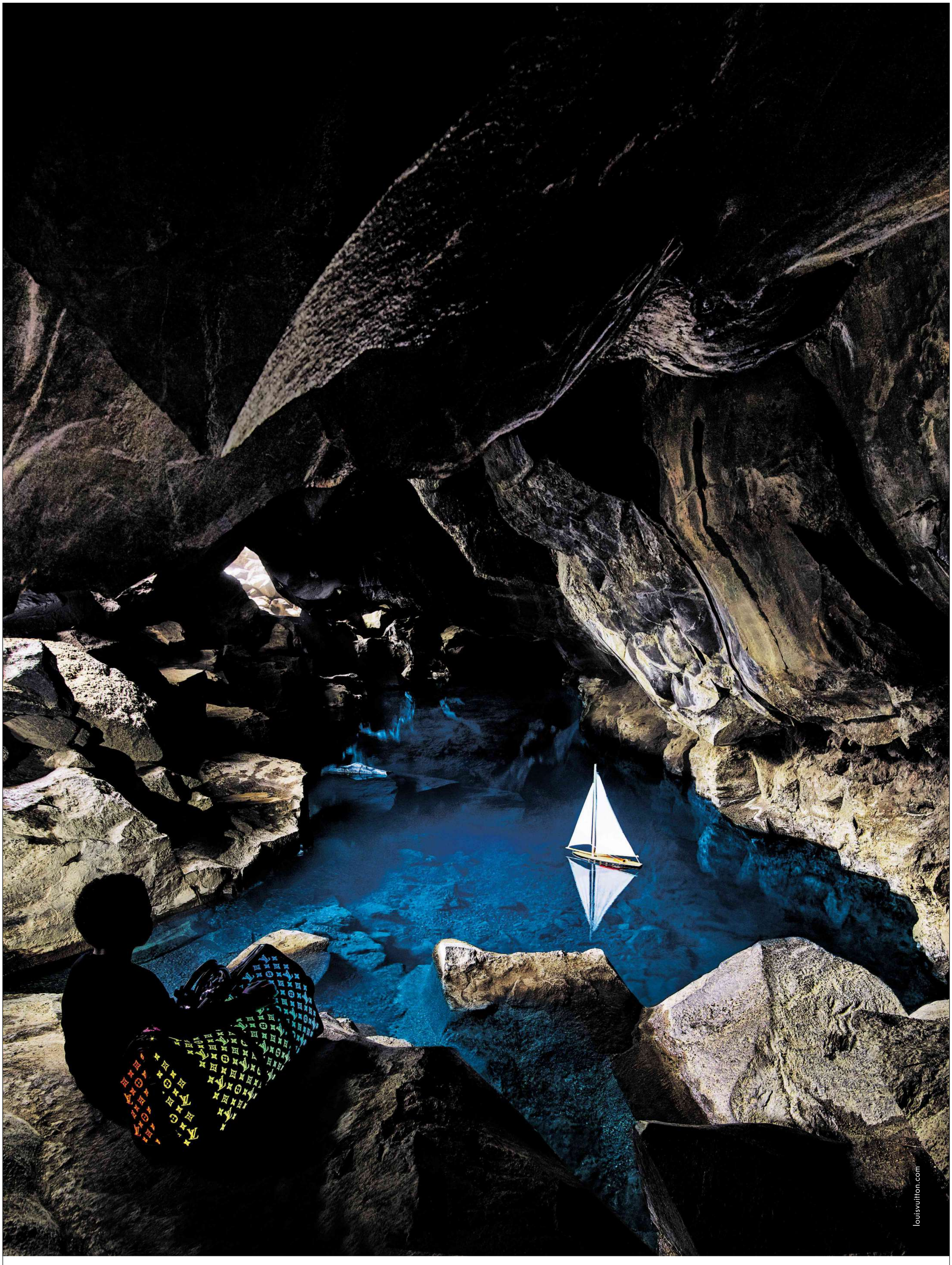
In der CDU kursierte schon länger die Idee, dass es am besten sein könnte, den Staatsvertrag gar nicht erst zur Abstimmung zu bringen. Doch noch scheute man vor dieser Volte zurück. Heikel wurde es, als Anfang Dezember wieder der Medienausschuss zusammenkommen sollte. Der wollte ein Votum für die Entscheidung im Landtag empfehlen. Aber welches? Man war sich ja uneins. SPD und Grüne wollten für die Erhöhung stimmen, die CDU dagegen, so wie auch die AfD. Eine gemeinsame Abstimmung mit der AfD wollte Haseloff aber unbedingt vermeiden.

Die Koalitionspitzen diskutierten darüber, den Ausschuss um eine Woche zu verschieben. Ein Beispiel dafür, wie blank die Nerven lagen: Die CDU beklagt, dass sie noch dabei war, sich zu beraten, als der Parlamentarische Geschäftsführer der Grünen schon öffentlich verkündete, der Ausschuss werde verschoben. Ein SPD-Mann erinnert sich mit Schaudern, es habe seine Fraktion die ganze Nacht gekostet, die CDU davon abzubringen, den Ausschuss nun erst recht abzuhalten, um die Grünen in ihre Schranken zu weisen. Am Ende verschob man. Zähneknirschen allerseits.

Die Lage spitzte sich zu. Innenminister Stahlknecht dachte in einem Interview laut darüber nach, aus der Kenia-Koalition auszusteigen und als Minderheitsregierung allein weiterzumachen. Manche nannten das unbedacht, andere sprachen von einem Putschversuch. Prompt entließ Haseloff seinen Minister. Dass er derart durchgreifen würde, hatten ihm viele nicht zugetraut. Den Schwung des Befreiungsschlags nahm Haseloff am vergangenen Montag mit in das Treffen, das die Koalition retten sollte. Diesmal im Festsaal der Staatskanzlei; die Spitzen der Parteien und Fraktionen waren da, jeder mit Abstand an einem eigenen Tisch. Es gab keine Snacks, keine Aufbruchstimmung. Man war sich einig, dass man nicht einig würde. Das ließ sich Haseloff schriftlich geben. Es sollte beweisen, was er schon im März gesagt hatte: keine Mehrheit. Nun sollen es die Richter richten.

Einig sind sich alle: Der Schaden ist immens. Die Koalition besteht bloß weiter, weil ihr Bruch noch schlimmer wäre. Dass der sächsische Ministerpräsident Michael Kretschmer gerade von allen am lautesten über Haseloff schimpfte, hat auch mit seinem eigenen, zerbrechlichen Kenia-Bündnis zu tun. Er weiß, wie empfänglich mancher Politiker auch in seinem Landesverband ist für die ein oder andere AfD-Parole. Den Ostbeauftragten der Bundesregierung Marco Wanderwitz, ebenfalls ein Sachse, beschäftigt die schwierige Lage seiner Partei im Osten schon lang. Wegen der starken Ränder sei man „dazu verdammt, miteinander zu regieren“, sagt er. „Aber es ist eben unsere demokratische Verantwortung, das trotz Differenzen hinzubekommen.“

Auch in der sachsen-anhaltischen CDU sehen das viele so. Aber sind sie genug? Die nächste CDU-Fraktion wird jedenfalls eine andere sein. Ein paar Ältere scheiden dann aus, ein paar Jüngere rücken nach. Vielleicht würden sich dann die Gemäßigten endlich hinter Haseloff versammeln, hofft eine Grüne. Und ein wenig Ruhe einkehren.



TOWARDS A DREAM

LOUIS VUITTON

Es werde licht

Der deutsche Wald muss dunkel sein? Nicht, wenn er den Klimawandel überleben will, sagen Förster. Sie raten zu neuen Mischwäldern, in denen die Bäume weniger eng stehen. Und die Fichte hat auch keine große Zukunft.

Von Reinhard Bingener und Rüdiger Soldt

Foto Jan Eifert

Nördlich der schwäbischen Kleinstadt Lorch ist es ungewöhnlich hell im Wald. Die Jogger, die den Trimmpfad benutzen, beschweren sich sogar, weil der deutsche Wald eigentlich dunkel, romantisch und ein bisschen geheimnisvoll sein soll. Doch Licht bedeutet Leben und schafft Lebensbedingungen für Jungbäume.

Revierförster Frank Simon erklärt den Joggern deshalb gern, dass die Zukunft des Waldes auch im politischen Sinn nicht dunkel sein muss. Er beschäftigt sich seit Jahrzehnten mit der Zukunft des Waldes und hat die Probleme des sogenannten Altersklassenwaldes schon gesehen, als über die Klimakrise noch gar nicht viel diskutiert wurde. Altersklassenwald heißt er, weil große Flächen mit gleichaltrigen Bäumen bepflanzt werden, so dass sie dann etwa gleichzeitig gefällt werden können.

In diesem klassischen Hochwald mit einem geschlossenen Kronendach herrscht zwischen den Bäumen ein ständiger Kampf um Licht, Wasser und Nährstoffe. Bei viel Regen entwickelt der Wald sich gut; viele Jahrhunderte passte das zur Vegetation in Deutschland. Im lichten Dauermischwald ist die Konkurrenzsituation zwischen den hoch wachsenden Baumarten dagegen weniger angespannt, eine Monokultur wird durch regelmäßige Verjüngung vermieden. Deshalb ist Förster Simon für den Abschied vom Altersklassenwald, der in der Regel für hundert bis 150 Jahre geplant wird. Er empfiehlt den Aufbau eines nachhaltigen Dauermischwaldes. „Nach 300 Jahren Altersklassenwald brauchen wir jetzt was Neues."

Simon steht auf einer kleinen Lichtung in der Lorcher Fuchsklinge. Er macht gerade ein Sabbatical, doch die Zukunft des Waldes beschäftigt ihn auch in seiner Freizeit. Gerade hat er einen Aufsatz für die Zeitschrift der „Arbeitsgemeinschaft Naturgemäße Waldwirtschaft" geschrieben. Die Zeitschrift ist siebzig Jahre alt, und die Idee des Dauermischwaldes ist sogar noch älter. Sie stammt aus dem Jahr 1920, als sich der damalige Leiter der preußischen Forstakademie in Eberswalde, Alfred Möller, grundlegende Gedanken über die Forstwirtschaft machte, nur ist der Altersklassenwald im Denken vieler Förster und Forstwissenschaftler tief verankert. „Ich weiß gar nicht, ob sich unser Minister hier schon einmal umgeschaut hat. Der Dauerwald galt immer als nostalgisches und unwirtschaftliches Konzept. Das ist er gar nicht", sagt Simon.

Früher dominierte im Lorcher Wald die Fichte. Jetzt zählt Simon 14 Baumarten, und zwar die Eiche, die amerikanische Roteiche, die Lärche, Kiefern, Birken, Zitterpappeln und die Vogelbeere. Aber auch Fichten, Tannen, Buchen, der Bergahorn, Ulmen, die Vogelkirsche und Douglasien.

Auf einer Fläche, die aus 1000 Hektar Staatswald, fünfzig Hektar Stadtwald, 350 Hektar Kleinprivatwald und sieben Hektar Kirchwald besteht, probiert der Förster seit 2005 aus, wie ein klimaresistenter Wald aussehen könnte. Simon schiebt das Gras und das Brombeergebüsch beiseite und tritt in eine kleine Lichtung ein. Die Eichen, Kiefern und Fichten sind unterschiedlich alt und von unterschiedlicher Höhe. Der Abstand ist ausreichend, so behindern sich unterschiedliche Baumarten nicht gegenseitig beim Wachstum. Von Zeit zu Zeit nimmt er Fichten aus seinem Bestand, damit sich keine Borkenkäferplage entwickeln kann. Nur die Elsbeere haben die Forstarbeiter gepflanzt, die anderen Baumarten haben sich selbst eingesät. „Wenn der Mensch hier nicht regelmäßig eingreift, würden sich nur Buchen ansiedeln. Damit sich Lichtbäume wie Kiefern, Eichen und Lärchen wohl fühlen, muss man etwas tun." Eine Eiche ist farbig markiert, sie gilt als Zukunftsbaum, einige schlecht gewachsene Fichten und Tannen sollen bald gefällt werden, damit die Eiche bessere Wachstumsbedingungen bekommt. Ziel der Durchforstung ist es immer, die Lebensbedingungen der Lichtbaumarten – der Lärchen, der Kiefern, der Eichen – zu verbessern.

Bevor man darüber streite, ob einzelne Baumarten in die Landschaft passten, sollte man erst einmal ein Konzept haben, sagt Simon. Es sei falsch, die Douglasie nur zu verteufeln. Aus seiner Sicht ist die Artenvielfalt im Dauermischwald größer als im Altersklassenwald. Im Lorcher Dauermischwald findet sich der seltene Flach-Bärlapp, der Feuersalamander, der Kolkrabe und der Schwarzspecht.

Im neuen Waldzustandsbericht für Baden-Württemberg ist von einem „noch nie dagewesenen Schadniveau" die Rede und von einer „dramatischen Lage". 46 Prozent der Bäume weisen Schäden auf. In dem Zustandsbericht, der seit etwa vierzig Jahren verfasst wird, ist noch niemals zuvor ein Nadel- und Blattverlust von 28 Prozent festgestellt worden. Nur 13 Prozent der Eichen gelten als ungeschädigt, die sogenannte „Kronenverlichtung" bei der Fichte, sie ist die häufigste Baumart im Südwesten, ist bei 24 Prozent der Bäume festgestellt worden. Landwirtschaftsminister Peter Hauk (CDU), der selbst Förster ist, nennt den Waldumbau eine „Jahrhundertaufgabe", angesichts des Klimawandels müsse der Wald saniert werden wie Straßen oder Schulen. Hauk sagt, die Idee des gemischten Dauerwaldes sei nicht neu, er habe zur Bewältigung der Klimakrise die „Waldstrategie 2050" vorgelegt. „Wir wollen klimastabile, nachhaltig bewirtschaftete Mischwälder. Im Waldbau gibt es keine Patentrezepte, die durchgängig von Flensburg bis Garmisch passen. Waldbewirtschaftung muss sich immer am Einzelstandort orientieren."

Förster Simon glaubt hingegen, er habe zur Lösung dieser Jahrhundertaufgabe mit seinem beispielhaften Waldumbau in Lorch einen Ansatz gefunden: „Wenn dieses Waldstück konventionell oder gar nicht durchforstet würde, dann wäre es viel dunkler, und es gäbe auch keine Verjüngung. Wenn immer, vor allem von den Naturschützern, gesagt wird, man sollte den Wald in Ruhe lassen, dann halte ich dagegen."

Die Vorteile des Dauerwalds erkennt auch der Forstwissenschaftler Thomas Böckmann an. „Durch die verschiedenen Schichten wird der Waldboden immer beschirmt, und man hat nach Schäden nicht mit großen Freiflächen zu kämpfen", sagt Böckmann, der die „Nordwestdeutsche Forstliche Versuchsanstalt" (NW-FVA) leitet und damit in gewissem Sinn Nachfolger des Dauerwald-Erfinders Alfred Möller ist. Die Nordwestdeutsche Versuchsanstalt ging nämlich aus der alten preußischen Versuchsanstalt in Eberswalde hervor. Heute ist die Behörde mit Hauptsitz in Göttingen eine der größten Forschungseinrichtungen zum Wald und wird von den vier Ländern Niedersachsen, Hessen, Sachsen-Anhalt und Schleswig-Holstein getragen. Mehr als 200 Mitarbeiter beobachten für die NW-FVA auf 750 aktiven Versuchsflächen, wie sich die einzelnen Baumarten entwickeln. Eine der ältesten Versuchsflächen stammt aus dem Jahr 1881. Die preußischen Forstwissenschaftler begannen damals im Braunschweigischen einen Buchentest. Buchenwälder gelten vielen Menschen als Ideal eines schönen Waldes und werden daher gerne als Motiv für Bildschirmschoner oder die Tapete im Yoga-Studio genutzt.

Für den Forstwissenschaftler Böckmann gehört die Buche neben der Fichte allerdings zu den Baumarten, die ihm besonders große Sorgen machen. Dabei sind vierzig Prozent aller Waldbäume entweder Buchen oder Fichten. Mit der zunehmenden Trockenheit in den Sommermonaten kommen die Buchen und Fichten jedoch nicht zurecht.

Für die ausgedehnten Fichtenwälder im Harz, in denen die Kahlflächen täglich größer werden, hat der Forstexperte deshalb keine Hoffnung mehr. „Die Fichte wird es nur noch als Einzelbaum geben, aber nicht mehr bestandsbildend", sagt Böckmann. „Solche Wälder wird es nicht mehr geben – und auch nicht mehr geben dürfen, das muss man auch ganz klar sagen." Die Waldbesitzer hören solche Sätze nicht gerne, denn die Fichte wächst nicht nur schnell, sondern ergibt auch hervorragendes Bauholz. Bisher war sie der „Brotbaum" der deutschen Forstwirtschaft.

Bei den Naturschützern steht eher die Buche hoch im Kurs. „Ich weiß, dass einige gesellschaftliche Gruppen das nicht gerne hören, aber auch die Buche hat ein Riesenproblem." Die Bäume werden nicht so rasant dahingerafft wie die Fichten, aber mit etwas Verzögerung kommt es zu Krankheiten wie dem Buchenschleimfluss. Der Forstwissenschaftler kann auch nicht erkennen, dass es den Buchen in einem „greenpeace-mäßigen" Naturwald besser ergeht als ihren Artgenossen im Wirtschaftswald.

Aber welche Baumarten sollen die Fichten und Buchen in den kommenden Jahrzehnten ersetzen? Böckmann bekennt wie die meisten Forstwissenschaftler offen, dass auch ihm eine Antwort schwerfällt. Denn neben den Beobachtungen auf den Versuchsflächen müssen in die Erwägung Klimamodelle einbezogen werden. In der öffentlichen Diskussion ist oft davon die Rede, dass man eine Erwärmung von zwei Grad Celsius bis zum Jahr 2100 vermeiden müsse. „Doch es ist jetzt schon abzusehen, dass wir das auf keinen Fall erreichen werden", sagt Böckmann, der inzwischen einem schlimmeren Szenario zuneigt, das von einem Temperaturanstieg von drei bis vier Grad Celsius ausgeht. „Die Folgen wären mehr Hitzetage, weniger Niederschlag und mehr Extremereignisse", sagt Böckmann. Buchen und Fichten seien damit „vielerorts völlig überfordert".

Besser sieht es für andere heimische Baumarten aus, beispielsweise die Kiefer. Dieser genügsame Nadelbaum steht bereits heute auf den schlechten und trockenen Standorten wie den ehemaligen Heideflächen in Niedersachsen oder den Sandböden Brandenburgs. In den zurückliegenden Hitzesommern mussten die dortigen Kiefernwälder mit noch weniger Regen zurechtkommen, haben sich bisher aber wacker geschlagen. „Irgendwann kommt natürlich auch die Kiefer an Grenzen", sagt Böckmann, zumal Kiefern besonders anfällig für Waldbrände sind. Böckmanns Prognose lautet gleichwohl: „Diese Baumart wird ihre große Renaissance erleben und an vielen Orten die letzte Wahl, die uns bleibt."

Zu den Baumarten mit Zukunft zählt Böckmann auch Tanne und Eiche. „Die Eiche übersteht Trockenheit ähnlich gut wie die Kiefer", sagt Böckmann. Ähnliches gilt für Ahorn, Elsbeere oder Sandbirke. Die Hoffnung der Forstwissenschaftler besteht zudem darin, dass sich die heimischen Arten binnen weniger Generationen etwas besser an die neuen Klimaverhältnisse anpassen – das Stichwort lautet Epigenetik. Böckmanns Behörde hat vor kurzem ein Forschungsprojekt dazu gestartet.

Die Versuchsanstalt testet aber auch neue Arten, die in Deutschland nicht heimisch sind. Böckmann weiß, wie scharf der Streit zwischen den großen Naturschutzverbänden und der Holzwirtschaft über den Import neuer Arten geführt wird. Besonders umstritten ist die Douglasie. Dieser Nadelbaum aus Nordamerika kommt nicht nur gut mit Trockenheit zurecht, er ist auch extrem ertragsstark und daher der Liebling vieler Waldbesitzer. Die Forstpolitiker der Grünen versuchen den Anbau hingegen zu verhindern. Böckmann spricht sich dafür aus, Douglasien „in überschaubarem Rahmen" den künftigen Mischwäldern beizugeben, und fordert vor allem eine differenziertere Debatte. Den Ansatz, Baumarten aus dem Mittelmeerraum anzusiedeln, findet er naheliegend, weil man in fünfzig Jahren in Deutschland vergleichbare Sommer erleben dürfte. Mit einigen Baumarten gibt es auch schon langjährige Erfahrungen. Die Esskastanie zum Beispiel wurde von den Römern nach Deutschland gebracht und hat über Jahrhunderte zur Ernährung der Bevölkerung beigetragen. Nun könnte diese inzwischen seltene Baumart zur Freude aller Maroni-Genießer eine Renaissance erleben. In großen Versuchsanbauten werden aber auch andere Baumarten aus dem Süden getestet wie die Orientbuche, die korsische Schwarzkiefer, die türkische Tanne oder die Schwarznuss, die ein dunkles und sehr wertvolles Holz liefert.

Die eingezäunten Flächen der Versuchsanstalt können aber auch zu Orten der Enttäuschung werden. Böckmann nennte die Flaumeichen, die vor zehn Jahren angepflanzt wurden. „Die sehen grauslig aus." Die Baumart kommt nicht mit den Spätfrösten zurecht, die es in Deutschland auch weiterhin gibt. Böckmann verweist auch auf die Erfahrungen mit der spätblühenden Traubenkirsche, die vor und nach dem Krieg zur Eindämmung von Waldbränden angepflanzt wurde und sich seither ausbreitet. „Diese Art kriegen sie gar nicht mehr gebremst", sagt Böckmann und warnt: „Es wäre das Schlechteste, jetzt unsere Wälder ungeprüft mit neuen Arten zu verseuchen."

Was die Zukunft des deutschen Waldes angeht, ist Böckmann insgesamt wenig zuversichtlich. Die Dynamik des Klimawandels hat auch die Forschungseinrichtungen überrollt, sagt er, „und ich mag mir nicht ausmalen, was bis zum Jahr 2100 passiert". Böckmann versichert zwar, dass es dann auch noch Bäume in Deutschland geben wird. „Aber wird man das noch Wald nennen?" Bisher sind wir an dichte Wälder mit rund 300 Festmeter Holz je Hektar gewöhnt. Künftig werden es deutlich weniger werden. Besonders düster sind die Prognosen für die Regionen im Osten, die bisher schon trocken waren. „In einigen Bereichen von Sachsen-Anhalt und Brandenburg könnte es Steppen geben", warnt Böckmann. „Wirtschaftlich wächst da gar nicht mehr, mit der klassischen Nutzfunktion des Waldes wird es ohnehin schwierig."

IMPRESSUM

Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH

Politik: Dr. Nikolas Busse (verantwortlich); Justus Bender, Philip Eppelsheim, Morten Freidel, Livia Gerster, Friederike Haupt; Büro Berlin: Frank Pergande, Konrad Schuller.

Leben: Bertram Eisenhauer (verantwortlich); Katrin Hummel, Julia Schaaf, Anke Schipp, Eva Schläfer, Jörg Thomann, Jennifer Wiebking.

Wirtschaft, Geld & Mehr: Patrick Bernau und Georg Meck (verantwortlich), in Berlin für Wirtschaftspolitik: Ralph Bollmann (stellv.); Sebastian Balzter, Maja Brankovic, Thomas Klemm, Dennis Kremer, Daniel Mohr, Dyrk Scherff, Marcus Theurer.

Sport: Anno Hecker (verantwortlich), Michael Wittershagen (zuständig).

Feuilleton: Dr. Julia Encke (verantwortlich); Peter Körte, Anna Prizkau, Tobias Rüther (Literatur), Mark Siemons, Harald Staun (Medien).

Technik & Motor: Holger Appel (verantwortlich); Dr. Michael Spehr, Walter Wille.

Beruf & Chance: Nadine Bös (verantwortlich); Ulrich Friese, Dr. Ursula Kals, Uwe Marx.

Reise: Barbara Liepert (verantwortlich); Andreas Lesti.

Wohnen: Birgit Ochs (verantwortlich); Judith Lembke.

Wissenschaft: Sonja Kastilan und Dr. Ulf von Rauchhaupt (verantwortlich); Johanna Kuroczik.

Rhein-Main: Ralf Euler und Jacqueline Vogt (verantwortlich); Michael Hierholzer (Kultur).

Bildredaktion: Andreas Kuther (verantwortlich), Claus Eckert (stellv.).

Chef vom Dienst: Peter Beck.

Grafische Gestaltung / Informationsgrafik: Holger Windfuhr (Art Director); **Grafische Gestaltung:** Nina Hewelt (stellv.); Susanne Pfeiffer, Nina Simon; **Informationsgrafik:** Andre Piron (verantwortlich); Felix Brocker, Sabine Levinger, Andreas Niebel, Christine Sieber, Stefan Walter.

Archiv: Franz-Josef Gasterich.

Geschäftsführung: Thomas Lindner (Vorsitzender); Dr. Volker Breid.

Verantwortlich für Anzeigen: Ingo Müller. Anzeigenpreisliste für D-Ausgabe: Nr. 80, gültig vom 1. Januar 2020 an; für Stellenanzeigen: F.A.Z.-Stellenmarkt-Preisliste vom 1. Januar 2020 an. Internet: faz.media. Für Rhein-Main-Ausgabe: Achim Pflüger, RheinMainMedia GmbH, Frankenallee 71-81, 60327 Frankfurt am Main, Telefon (0 69) 75 01-33 36, Telefax. (0 69) 75 01-33 37. E-Mail: service@rmm.de. Anzeigenpreise laut RMM-Preisliste Nr. 25a, gültig vom 1. Juli 2020 an.

Hersteller: Andreas Gierth.

Monatsbezugspreis: Inland: Abonnement Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 26,90 €; einschließlich Frankfurter Allgemeine Zeitung 76,90 €. Abonnenten der gedruckten F.A.S. lesen für einen Aufpreis von 10,00 € zusätzlich die digitale Ausgabe der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung. Darin enthalten ist außerdem der vollständige Zugang zur Website FAZ.NET (F+). Mehr Informationen zu allen Angeboten und Preisen (z. B. für junge Leser und Studierende, Geschäftskunden, Digital- und Auslandsabonnements) im Internet unter abo.faz.net. Ihre Daten werden zum Zweck der Zeitungszustellung an Zustellpartner und an die Medienservice GmbH & Co. KG, Hellerhofstraße 2–4, 60327 Frankfurt am Main, übermittelt. Gerichtsstand ist Frankfurt am Main.

Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH & Co. KG, Kurhessenstraße 4–6, 64546 Mörfelden-Walldorf; Märkische Verlags- und Druck-Gesellschaft mbH Potsdam, Friedrich-Engels-Straße 24, 14473 Potsdam; Süddeutscher Verlag Zeitungsdruck GmbH, Zamdorfer Straße 40, 81677 München.

Für die Herstellung der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung wird ausschließlich Recycling-Papier verwendet.

Die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung wird in gedruckter und digitaler Form vertrieben und ist aus Datenbanken abrufbar. Eine Verwertung der urheberrechtlich geschützten Zeitung oder der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar, soweit sich aus dem Urhebergesetz nicht anderes ergibt. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Zeitungsinhalten in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieser Zeitung nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder Ihr Intranet übernehmen oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH online erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (0 69) 75 91-29 01. Für die Übernahme von Artikeln in Ihren internen elektronischen Pressespiegel erhalten Sie die erforderlichen Rechte unter www.presse-monitor.de oder unter Telefon (0 30) 28 49 30, PMG Presse-Monitor GmbH.

© Copyright Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.
ISSN 1611-3993 (Ausgabe D)

Anschrift der Redaktion und des Verlags: Postanschrift: 60267 Frankfurt am Main, Hausanschrift: Hellerhofstraße 2–4, 60327 Frankfurt am Main; zugleich auch ladungsfähige Anschrift für alle im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten.

Telefon (0 69) 75 91-0;
Anzeigenservice: (0 69) 75 91-33 44.
Prospektwerbung: (0 69) 75 91-12 24.
Kundenservice: (069) 7591-1000 oder
wwww.faz.net/meinabo

Telefax: Anzeigen (0 69) 75 91-80 89 20; Redaktion: (0 69) 75 91-17 43; Kundenservice: (0 69) 75 91-21 80.

Büro Berlin: Mittelstraße 2–4, 10117 Berlin, Telefon (0 30) 2 06 18-0.

E-Mail Redaktion: sonntagszeitung@faz.de

Abo-Bestellung: www.faz.net/abo

omegawatches.de

SEAMASTER AQUA TERRA

Wie ihr Name schon sagt, überschreitet die Aqua Terra viele Grenzen. Hervorgegangen aus einer langen Reihe von Meeresuhren, stimmt ihre DNA mit der unserer robustesten Sportchronometer überein – und doch zeichnet sie sich durch die Designsensibilität einer klassischen Uhr aus. Die Master Chronometer Modelle von heute führen diesen Geist fort. Sie werden vom Eidgenössischen Institut für Metrologie (METAS) auf höchstem Niveau getestet und zertifiziert. Dies garantiert noch mehr Präzision, Verlässlichkeit und höchste Widerstandskraft gegen Magnetismus von elektronischen Geräten wie Mobiltelefonen und Laptops, was die Aqua Terra zur ultimativen Alltagsuhr macht.

OMEGA

OMEGA Boutiquen Berlin • Frankfurt am Main • Hamburg • München

„Es gibt keine Ausreden mehr“

Der nordrhein-westfälische Innenminister Herbert Reul sagt, dass Polizisten, die Rassismus bei ihren Kollegen hinnehmen, sich mitschuldig machen.

„Transparenz ist die beste Methode im Umgang mit Fehlern und Skandalen“, sagt Herbert Reul. Foto Stefan Finger

Herr Reul, Sie haben sich zunächst als Beschützer der Polizei präsentiert. Nach den Ermittlungsdefiziten im Missbrauchsfall Lügde traten Sie dann als Aufklärer im eigenen Apparat auf. Auf diese Methode setzen Sie nach dem Bekanntwerden rechtsextremer Chats wieder. Wie sehr hat der Essener Fall Ihren Glauben an die eigene „Truppe“ erschüttert?

Von den 56 000 Leuten, die in der nordrhein-westfälischen Polizei arbeiten, verhalten sich die allerallermeisten vorbildlich und machen einen super Job. Wenn man diese übergroße Mehrheit ehrlich und mit Überzeugung schützen will, muss man dort, wo es Fehler oder gar strafrechtlich relevantes Verhalten gibt, klare Worte finden. Sonst ist man nicht mehr glaubwürdig – weder ich als Minister bin das, noch ist es die Polizei.

Nach bisherigem Ermittlungsstand haben mehr als drei Dutzend Polizisten des Präsidiums Essen über Jahre Hitler-Fotos ausgetauscht, sich fiktive Darstellungen eines Flüchtlings in einer Gaskammer oder eines Muslims im Fadenkreuz zugeschickt.

Wie konnte das so lange unentdeckt bleiben?

Ich glaube, es beginnt mit gruppendynamischen Prozessen. Wer einem solchen Chat beitritt, will auch dabeibleiben, sich nicht von den Kollegen absetzen, zumal das ja Rückwirkungen auf den Dienst haben könnte. Es ist anstrengend, sich dem Mainstream in einer so engen Gruppe zu widersetzen. Viele mögen sich gedacht haben: Ich mache mir das auf keinen Fall zu eigen, das ist nicht meine Denke, außerdem sind es ja nur private, geschlossene Chats. Klar muss aber sein: Das geht so nicht.

Ist das ein Beispiel, wie Kadavergehorsam entsteht?

Kadavergehorsam trifft es nicht. Da würde es ja um Befehle von oben gehen, die bedingungslos und unreflektiert befolgt werden. Hier wächst das Verderben von unten auf, durch falsche Solidarität, Wegsehen. Das ist gar nichts Neues, das gibt's auch in Schülergruppen. Je mehr eine Organisation wie die Polizei darauf angewiesen ist, dass sich ihre Mitglieder aufeinander verlassen können, desto größer ist die Gefahr, dass man die kritische Distanz verliert. Ein Polizist muss damit rechnen, morgen bei einem Einsatz in den Kugelhagel zu geraten, muss sich also jederzeit auf die Kollegen verlassen können. Umso wichtiger ist es, die Beamten für den Umgang mit fatalen Kleingruppendynamiken wie im Essener Fall zu schulen, zu sensibilisieren.

Sie verweisen auf die geringe Zahl von Verdächtigen. Aber einige sind dem Anschein nach bekennende, hartgesottene Rechtsextremisten. Zugleich trugen sie Dienstwaffen, mit denen sie ihre Phantasien hätten Wirklichkeit werden lassen können.

Polizisten sind Personen mit besonderen Aufgaben und besonderer Verantwortung. Deswegen ist jeder einzelne Fall einer zu viel. Aber man muss fair bleiben, genau ermitteln. Es gab Leute, die die entsprechenden Bilder nach eigener Darstellung gar nicht bewusst wahrgenommen haben. Andere haben das üble Treiben geduldet. Ein kleiner Teil hat es aber sehr aktiv betrieben. Das sind verschiedene Kategorien. Man muss differenzieren.

Im Essener Fall griffen Sie dennoch hart durch, suspendierten sofort alle Verdächtigen. Mehrere Entfernungen aus dem Dienst mussten nach einem Gerichtsentscheid zurückgenommen werden. Sind Sie zu weit gegangen, wollten sich profilieren?

Zum Profilieren gäbe es leichtere Übungen. Ich kann nicht den Anspruch erheben, Polizei entsprechend unserer Null-Toleranz-Strategie beispielsweise in die Auseinandersetzung mit kriminellen Clans oder mit Linksextremen im Hambacher Forst zu schicken, und im eigenen Laden dann wegschauen und kleinreden. Hier gilt ebenso null Toleranz. Es ist aber ein Ritt auf der Rasierklinge. Zunächst hatten wir nur ein einziges Handy, das wir im Zuge anderer Ermittlungen gegen einen Beamten sichergestellt hatten. Dabei sind wir auf die ersten Chatgruppen gestoßen. Und dort war die erste große Gruppe der Verdächtigen als Teilnehmer verzeichnet. Es ist wie bei allen Ermittlungen: Man ermittelt in alle Richtungen und nimmt mehrere Beteiligte unter Tatverdacht. Im weiteren Verlauf stellt sich dann heraus, wo der Verdacht berechtigt ist und wo nicht. Als oberster Dienstherr finde ich aber, auch ein Polizist, der die Chats nur gesehen hat und nicht eingeschritten ist, den ich juristisch nicht belangen kann, sollte nicht ohne jede Konsequenz davonkommen. Selbst wenn Beamte sich nicht trauten, ihre Vorgesetzten über die Chats zu informieren, so hätten sie sich doch an den Personalrat wenden müssen oder an die Extremismusbeauftragten, die es in allen Polizeibehörden gibt.

Seit 2018 findet eine Regelabfrage beim Verfassungsschutz zu allen jungen Leuten statt, die sich für den Polizeidienst bewerben. Ist es nicht umso schmerzlicher, dass das Thema nun trotzdem mit einer solchen Härte auf die Tagesordnung kam?

Das ist sehr schmerzlich. Aber die Polizei ist ein Spiegelbild der Gesellschaft. Ich habe befürchtet, geahnt, dass es solche Fälle gibt. Zumal in anderen Bundesländern schon Ähnliches bekannt war. Deshalb habe ich früh damit begonnen, von Führungskräften Aufmerksamkeit einzufordern. Ich bin derzeit dabei, mit rund 3800 Führungskräften der nordrhein-westfälischen Polizei wie Dienstgruppenleiter oder Leiter von Kriminal- und Verkehrskommissariaten persönliche Sensibilisierungsgespräche zum Thema Rechtsextremismus zu führen. Das sind die Praktiker des Polizeialltags.

Wie weit sind Sie damit bisher gekommen, was sind Ihre Erfahrungen?

Bisher gab es neun Veranstaltungen mit einigen hundert Beamten. Die Fakten aus Essen, die rechtsextremen Bilder und Filme der Chatgruppe, die ich präsentiere, lösen eine viel stärkere Wirkung aus als eine Ansprache mit viel Theorie. Die Dienstgruppenleiter sehen, wie ernst es ist, begreifen die Dimension. Manche sagen, sie seien in das Gespräch mit dem Gefühl hineingegangen, dass wir übertreiben, den Stab über die Polizei brechen. Danach sagen sie: Wenn ich diese Fotos gekannt hätte, hätte ich gleich verstanden, warum sich der Minister so aufregt. In den Gesprächen geht es um mehr als Rechtsextremismus. Es geht um Grenzüberschreitungen, die Polizisten nicht bejahen dürfen.

Ist es nicht eigentlich eine Frage des Anstandes, zu wissen, was man macht oder eben nicht machen darf?

Erst recht wenn man vereidigt ist auf das Grundgesetz, das mit dem unzweideutigen Satz beginnt: Die Würde des Menschen ist unantastbar. Nach diesem Satz gibt es keine Ausreden mehr, auch kein Verweis auf irgendeine Jugendkultur, wo es angeblich dazugehört, leichtfertig mit Sprüchen umzugehen. Es ist ja vor allem im Internet eine merkwürdig-sarkastische und in Teilen menschenverachtende Spaßkultur entstanden, die weder etwas mit Spaß noch mit Kultur zu tun hat. Zudem: Gerade wer als Beamter schweigt, macht sich mitschuldig. Wir helfen uns, und wir passen aufeinander auf – diese Kultur zeichnet die Polizei aus. In einer der Gesprächsrunden habe ich kürzlich gesagt: Ich träume davon, dass diese Kultur nicht nur gilt, wenn die Kugeln fliegen, sondern auch, wenn ein Kollege in geistige und moralische Gefahr kommt. Um diesen Aspekt muss der Korpsgeist erweitert werden.

Polizisten sollen im Fall der Fälle auch mal den eigenen Kollegen einfangen?

Einfangen, einwirken, kümmern. Und konsequent sein. Denn polizeiliches Handeln heißt nicht nur, die Einhaltung von Regeln durchzusetzen, sondern selbst konsequent Regeln einzuhalten. Es geht um mehr als die aktuellen rechtsextremen Chatfälle, es geht um eine Widerstandsfähigkeit, eine grundsätzliche Haltung. Es geht um den Umgang mit Fehlern. Wir brauchen eine bessere Fehlerkultur in der Polizei. Das ist dann auch das beste Mittel gegen den völlig haltlosen Generalverdacht, den interessierte Kreise gegen die Polizei schüren.

Wenn Polizei als strukturell rassistisch wahrgenommen oder hingestellt wird, delegitimiert das ihr Handeln. Wie stark behindert das Beamte mittlerweile bei ihren Einsätzen?

Tatsächlich berichten mir Beamte in den Gesprächen von solchen Vorfällen. Bei Verkehrskontrollen kommt es seit Bekanntwerden der Chats vor, dass Polizisten angeherrscht werden, sie sollten sich erst mal ihren eigenen Laden aufräumen. Ein Polizist sagte mir: Herr Minister, ich vermisse, dass die Öffentlichkeit auch darauf schaut, was wir täglich so erleben bei Clan-Einsätzen oder bei Demonstrationen von Corona-Leugnern. Wir werden verunglimpft, wir werden bespuckt. Wer redet darüber? Ein anderer Beamter war viele Jahre in einer Großstadt immer wieder mit ein und derselben kriminellen Migrantengruppe befasst. Er berichtete, dass er merkte, wie er sich veränderte, zynisch wurde. Er ließ sich in eine andere Behörde versetzen. Das ist ein sehr wichtiger Hinweis. Was können wir tun, wenn jemand nicht mehr mit der Situation fertig wird? Es geht um eine Mischung aus Supervision und Rotation.

Ist eines Ihrer zentralen Projekte, die Bekämpfung der Clankriminalität, geeignet, den Nährboden für Rassismus in der Polizei zu bereiten?

Überhaupt nicht. Das Gegenteil trifft zu. Einige Polizisten waren lange verbittert und desillusioniert, weil viele Probleme viel zu lange nicht angesprochen wurden. Die Clankriminalität hat sich über viele Jahre entwickelt. Das konnte sie auch, weil es wegen der ethnischen Herkunft der Täter in Teilen der Politik eine Scheu gab, die Rolle der strikt abgeschotteten Familienstrukturen in den ebenfalls abgeschotteten und organisierten Kriminalitätsstrukturen zu benennen und mit der nötigen Konsequenz zu verfolgen. Kriminelle zu verfolgen ist keine Diskriminierung, sondern gesetzlicher Auftrag der Polizei. Wichtig ist, dass die Polizisten merken, dass Politik, Gesellschaft, Medien die Probleme, die sie im täglichen Einsatz erleben, als real existierend akzeptieren. Ja, es gibt unter jungen Männern mit Migrationshintergrund auch gewalttätige Gruppen. Ja, es gibt Clankriminalität, die man mit Namen und Familien belegen kann. Wenn man Probleme nicht benennt, kann man nicht beginnen, sie zu bearbeiten.

Gab es bei diesen Themen so etwas wie moralische Sperrgebiete?

Ich glaube, es war einer der größten Fehler, dass die Politik diese Probleme nicht rechtzeitig angegangen ist. Er hat der AfD viele Stimmen beschert. Es ist wichtig, dass die Politik und die Meinungsträger die Polizisten nicht alleinlassen, wenn sie in Essen, Gelsenkirchen oder Duisburg jeden Abend auf immer dieselben Clan-Leute treffen.

Prägen Skandale wie der Essener zunehmend das Bild, das sich die Öffentlichkeit von der Polizei macht?

Das Ansehen der Polizei in der Bevölkerung ist sehr hoch. Aber leider gibt es auch in der Wissenschaft Kreise, die seit Jahren an Legenden stricken und jedes Beispiel als Pseudobeweis für eine vorab feststehende These von einer fehlgeleiteten Polizei benutzen. Nein, die Polizei in NRW und in Deutschland leistet Herausragendes und erarbeitet sich Tag für Tag und Nacht für Nacht höchstes Vertrauen. Deshalb ist Transparenz die beste Methode im Umgang mit Fehlern und Skandalen. Das habe ich bei den Fällen von Kindesmissbrauch von Lügde und Bergisch Gladbach so gehalten, und das halte ich jetzt im Essener Fall wieder so.

Das Gespräch führte Reiner Burger.

Illustrationen Carlo Giambarresi

Die geraubte Braut

In China gibt es zu viele Männer. Menschenhändler haben sich deshalb darauf verlegt, Frauen aus Nachbarländern zu entführen. Zu Besuch bei einer Vietnamesin, die fliehen konnte.

Von Quynh Tran

Von ihrem Gartentor kann die junge Frau nach China schauen. Hier in Lung Cu, im nördlichsten Zipfel Vietnams, sind es von der Hauptstraße nur einige Schritte bis zur Grenze. Ein Schild, ein kniehoher Drahtzaun, mehr deutet nicht darauf hin, dass zwischen den Zedern ein anderes Land beginnt – ein Land, mit dem die junge Frau die schwerste Zeit ihres Lebens verbindet. Aber meistens denkt sie darüber gar nicht nach. Es gibt zu viel zu tun im Hier und Jetzt. Und so erzählt die Frau zwar bereitwillig, aber wie beiläufig ihre Geschichte, als sei sie gar nichts Erstaunliches.

28 Jahre ist die Frau, doch ihre Hände und ihr sonnengegerbtes Gesicht lassen sie älter aussehen. Ihr ganzes Leben hat sie in diesen Bergen verbracht, und dieses Leben war schon immer hart. Trotz der malerischen Landschaft verirren sich nur selten Touristen hierher, zu weit und beschwerlich ist der Weg aus den großen Städten. Die Menschen, die hier leben, haben vom wirtschaftlichen Aufschwung der letzten Jahre wenig mitbekommen. Viele von ihnen sprechen kein Vietnamesisch, sondern eine der vielen Sprachen, die man hier in den Bergen spricht. Die junge Frau, die lieber anonym bleiben will, gehört zur kleinen Minderheit der Lo Lo. Wie die meisten hier, kann sie nur schlecht lesen und schreiben. Sie lebt von dem, was die Natur im bergigen Norden ihr gibt, vom Gemüseanbau und von der Viehzucht.

Vom Gartenzaun führt sie uns an der Scheune mit Schweinen und Hühnern vorbei ins Wohnzimmer. Sie setzt sich auf einen Baumstamm vors offene Feuer, wo es warm ist. Sie ist umringt von ihrer Familie, der Schwiegermutter, den vier Kindern. Hinter ihr steht eine staubige Vitrine mit einem alten Radio und einem Röhrenfernseher. Es könnten die achtziger Jahre sein.

Die zierliche Frau sucht nach den richtigen Worten in der fremden Landessprache, als sie erzählt. Immer wieder schaut sie dabei verlegen ins Feuer.

Im vergangenen Winter war es. Sie war gerade allein mit ihrem Baby im Wald vor dem Haus Holz sammeln. Da tauchten plötzlich drei Männer auf, hielten ihr ein Messer an den Hals und zwangen sie zu Fuß über die Grenze. In einem Auto verbanden sie ihr die Augen, sperrten sie schließlich in ein verlassenes Haus. Dann begann die Brautschau: Alle paar Tage ein anderes Haus, ein anderer fremder Mann. „Mit meinem Baby wollte mich niemand“, sagt sie nüchtern. „Das hat mich gerettet.“

Im letzten Haus, das sie in China betrat, war die Tür locker. Als sich ihre Entführer entfernten, nahm sie ihr Kind und rannte barfuß davon. Passanten auf der Straße verständigten die Polizei, die sie zurück nach Vietnam brachte. Zwei Monate war sie fort und hatte damit mehr Glück als die meisten Frauen, die dem illegalen chinesischen Brauthandel zum Opfer fallen, der in den vergangenen Jahren zu einem immer größeren Geschäft geworden ist.

Auf der anderen Seite der Grenze fehlen Frauen. Auch wenn die Ein-Kind-Politik seit fünf Jahren Vergangenheit ist, wünschen sich viele chinesische Eltern immer noch Söhne, Stammhalter, die den Familiennamen weitertragen, und treiben Mädchen ab. Schätzungsweise 30 bis 40 Millionen mehr Männer leben im Land, und das Gefälle wächst weiter. Gerade in armen, ländlichen Gegenden finden sie oft keine Partnerin mehr. Vietnam, Kambodscha, Laos, Burma und Thailand sind in den letzten Jahren zu Brennpunkten des Frauenraubs geworden. Mit dem chinesischen Seidenstraßenprojekt weitet er sich sogar bis nach Pakistan aus. In all diesen Ländern trifft es wie so oft die Ärmsten. In Vietnam sind es Minderheiten oder Bauernkinder, in Pakistan die ärmere christliche Minderheit, in Burma Frauen aus den krisengeschüttelten Regionen des Nordens.

„Die junge Frau hatte Glück, dass sie noch in Grenznähe war“, sagt Vang Thi Cau. Als Vizedirektorin der lokalen Frauenunion kümmert sich die Sozialarbeiterin auch um Überlebende von Entführungen. Jede Woche hört sie von einer Verschwundenen, die jüngste war gerade mal dreizehn, die älteste über vierzig. Alle paar Wochen schaffen es aber auch Frauen wieder zurück, so wie die junge Frau aus Lung Cu. In der lokalen Handwerkskooperative „Lanh Trang“, die Vang betreut, ist fast die Hälfte der 90 Mitarbeiterinnen Zwangsehen aus China entflohen, im gesamten Distrikt waren es allein im vergangenen Jahr 95.

Manche von ihnen werden einfach in Grenznähe überfallen, im Wald, an einer Bushaltestelle oder im Gedränge eines Marktes. Meistens aber sind die Entführer Bekannte; ein Freund, der sich über Monate Vertrauen erschleicht und bei einem vermeintlichen Ausflug mit dem Moped plötzlich über die Grenze fährt, ein Verwandter, der Arbeit in China verspricht und stattdessen Geld von einem chinesischen Menschenhändler kassiert. Die eigentlichen Verkäufer verdienen dann zwischen 3000 und 20 000 Dollar pro Frau. Eine lukratives Geschäft.

Manche treffen in China auf eine wohlwollende Familie, die sie gut behandelt. Viele aber erzählen, dass sie wie Sklaven gehalten wurden, Sklaven für Sex und Hausarbeit. Sie erzählen von ihrer Ohnmacht, weil sie weder die Sprache sprechen noch Papiere hatten. Viele entkommen erst nach Jahren, wenn sie mehr Freigang bekommen, nachdem sie schon ein Kind zur Welt gebracht haben. Manche werden nie wieder gesehen.

Selbst wenn das Schlimmste überstanden ist, ist es nicht leicht für die Frauen, den Weg ins alte Leben zurückzufinden. Nicht alle Familien warten so sehnsüchtig auf ihre verschwundenen Angehörigen wie die der jungen Frau aus Lung Cu. Ihr Mann hatte sogar einen Kredit von ein paar hundert Euro aufgenommen, um Sucher zu bezahlen. Andere trifft es schwerer. Eine Nachbarin, die zur selben Zeit mit einem chinesischen Kind zurückgekommen ist, war vier Jahre fort. Ihr Mann heiratete wieder, ihre Kinder vergaßen sie. Sie lebt nun im Kuhstall der Familie und, so erzählen sich die Menschen im Dorf, sei verrückt geworden.

„Viele Frauen, die zuvor schon in zerrütteten Familien gelebt haben, und in China misshandelt wurden, sind danach völlig traumatisiert“, sagt Le Xuan Dong, Projektkoordinator bei der NGO Hagar International in Hanoi, die sich um die Wiedereingliederung entführter Frauen kümmert. Es gibt aber auch hoffnungsvolle Geschichten. Eine Frau, die gleich von mehreren Mitgliedern ihrer chinesischen Familie schwer sexuell misshandelt wurde, machte nach ihrer Rückkehr das Abitur und studiert. Sie ist jetzt Sozialarbeiterin und kümmert sich um Opfer des Menschenhandels.

Wie viele Frauen nach China entführt werden, kann niemand genau sagen, aber der Brautraub der Moderne scheint sich auszubreiten. Eine Studie der Johns Hopkins Bloomberg School of Public Health schätzt, dass zwischen 2013 und 2017 etwa 21 000 Mädchen und Frauen aus Burma gehandelt wurden, die vietnamesische Polizei geht von über 3000 Opfern für denselben Zeitraum in Vietnam aus. Die chinesische Polizei hat im vergangenen Jahr über 600 Frauen aus Pakistan zurück in ihr Heimatland gebracht, nur einige Monate zuvor über tausend Frauen aus den südostasiatischen Nachbarländern.

Es gibt aber viele Fälle, die nie gemeldet werden. „Wir haben in den vergangenen Jahren jedenfalls eine steigende Tendenz zurückkehrender Überlebender gesehen. Wir gehen von einer sehr viel höheren Dunkelziffer von Entführten aus“, sagt Michael Brosowski, Gründer der Blue Dragon Children's Foundation in Hanoi. Viele Rückkehrerinnen haben Angst, dass sie wieder entführt werden, was tatsächlich in einigen Fällen schon passiert ist. Andere werden von der Familie verstoßen.

Seit Ausbruch der Pandemie sei die Rücküberführung schwerer geworden sagt Brosowski. Viele Frauen säßen noch in China fest, während die Entführungen an den durchlässigen Grenzen weitergehen. „Wenn die chinesische Polizei wollte, könnte sie viel machen. Aber es ist eine Frage der Priorität“, sagt Brosowski. Er erzählt, dass der Frauenhandel in China sich über die Jahre verändert habe. Lange seien entführte Frauen vor allem als Zwangsprostituierte in Bordelle an der Grenze gebracht worden, seit den 2000er Jahren seien dann immer mehr als Bräute ins Landesinnere verkauft worden. „Jetzt gibt es Frauen, die nur noch entführt werden, um Kinder auf die Welt zu bringen.“ Den Männern gehe es vor allem um die Nachkommen, erklärt Le Xuan Dong von Hagar International. Die Tendenz, Frauen nur noch für ihre Gebärmutter zu missbrauchen, um Nachkommen zu zeugen, wächst.

Dafür, so hofft die Frau aus Lung Cu, wird sie bald zu alt sein. Nach China blickt sie immer noch jeden Tag. Um wegzuziehen, mangelt es am Geld. Sie muss sich um die Kinder kümmern und mit ihrem Mann auf dem Bau arbeiten, um den Kredit für die Sucher zurückzuzahlen. Allein geht sie nicht mehr in den Wald, aber um sich selbst hat sie gar nicht so viel Angst. „Ich mache mir nur Sorgen um meine Töchter. Was machen wir, wenn sie alt genug sind?“, fragt sie und ringt ihre Hände. „Wir können sie ja nicht jeden Tag bewachen.“

Ihre Heimat ist lange unberührt geblieben, aber auch in Ha Giang werden neue Straßen gebaut. Die ersten Hotels entstehen und damit Arbeit. Vielleicht trägt der wachsende Wohlstand dazu bei, den Menschenhandel hier zurückzudrängen. Und vielleicht, hofft die Frau, trage ihre Geschichte dazu bei, Aufmerksamkeit zu schaffen für den Kampf gegen den Frauenraub.

Gegen den Kronprinzen

Sechs Saudis haben im Ausland eine Partei gegründet. Sie wollen, dass ihre Heimat zur Demokratie wird.

Von David Kampmann

Wenn Schweigen Gold ist: Wer sich in Saudi-Arabien politisch äußert und die Zustände kritisiert, bleibt lieber anonym. Foto dpa

Vor drei Monaten hatte Madawi al-Rasheed etwas zu verkünden: Gemeinsam mit fünf anderen ihrer saudischen Landsleute gründete sie eine Partei. In den sozialen Medien war die Aufregung groß. Viele Nutzer freuten sich über die neue „National Assembly Party“; viele Saudis teilten aus dem Ausland mit, dass sie beigetreten seien.

Al-Rasheed steht in Opposition zur saudischen Königsfamilie. Die 58-jährige Sozialanthropologin lebt in Großbritannien und ist Sprecherin der Partei. Ihre kritische Haltung hat der saudische Staat mit Ausbürgerung beantwortet. Nachdem sie 2005 im qatarischen Nachrichtensender Al Dschazira ein Interview gegeben und sich kritisch zur Königsfamilie geäußert hatte, wurde ihr die Staatsbürgerschaft entzogen. Ihrer alten Heimat fühlt sie sich trotzdem weiter verbunden. „Sie haben mir zwar die Staatsangehörigkeit weggenommen, aber eine Staatsangehörigkeit ist erst mal nur ein Stück Papier“, sagt sie.

Im Internet erklärt die neue Partei ihre Ziele: Diese sind unter anderem die Etablierung einer Demokratie sowie einer unabhängigen Justiz sowie die Gleichberechtigung aller Bürger im Land, unabhängig von Geschlecht oder Religion. Für al-Rasheed ist all das längst überfällig. „Auch fast 90 Jahre nachdem der saudische Staat gegründet wurde, haben wir keinerlei politische Rechte bekommen“, klagt sie. Weder werde das Volk repräsentiert, noch gebe es ein gewähltes Parlament oder eine gewählte Regierung. „Wir wollen, dass sich diese Zustände ändern.“ Der zweite Name der Partei, „NAAS“, der so viel wie „Menschen“ oder „das Volk“ bedeutet, sei bewusst gewählt.

Der in seinen heutigen Grenzen 1932 entstandene Staat auf der Arabischen Halbinsel ist eine absolute Monarchie. Die Königsfamilie der Al Saud herrscht über das Land. Parteien sind verboten. Obwohl es Wahlen gibt, repräsentieren diese kaum das Volk. Im Schura-Rat, einer Art Ratsversammlung, braucht jeder Kandidat erst die Erlaubnis des Königs und der wichtigsten Prinzen, um überhaupt Teil der Versammlung zu werden. Diese hat aber keine nennenswerte politische Macht. So haben die 150 Mitglieder zwar die Möglichkeit, Gesetze zu entwerfen und dem König zu unterbreiten. Doch allein der König entscheidet am Ende, was mit diesen geschieht. Alle paar Jahre finden Wahlen für Kommunalräte statt. Doch auch die haben praktisch keinen Einfluss auf die Politik des Landes.

Die neue Partei ist als Non-profit-Organisation in Großbritannien registriert. Die Mitglieder sind Saudis im Ausland, besonders in Kanada und in den Vereinigten Staaten sowie in Großbritannien selbst. Bis auf die sechs Mitglieder des Gründungsrates würden Mitgliedschaften jedoch anonym behandelt. „Wir müssten sonst befürchten, dass die saudische Regierung sie oder ihre Familien in der Heimat zur Zielscheibe macht“, sagt al-Rasheed.

In den sozialen Medien gab es nicht nur Begeisterung über die neue Partei, sondern auch Angriffe. Auf einem Flugblatt, das auf Twitter kursiert, wurden schwere Vorwürfe gegen mehrere Mitglieder des Gründungsrates erhoben. Yahya Assiri, dem Generalsekretär der Partei, wird zum Beispiel vorgeworfen, er habe Verrat begangen und geheime Informationen öffentlich gemacht. Assiri sagt dazu, die Anschuldigungen hätten Methode. „Das sind organisierte Trolle oder Leute, die vom System profitieren.“ Das sei ähnlich organisiert wie in Russland. „Das sagen nicht nur wir, sondern auch Twitter selbst.“

Assiri war mal Hauptmann der saudischen Luftwaffe. 2012 floh er und lebt seit 2013 in Großbritannien. Heute leitet er die Menschenrechtsorganisation ALQST. Zweifel am saudischen System habe er schon früh entwickelt. „Ein Leben lang haben mich eine Reihe von Fragen begleitet“, berichtet er. In der Stadt Abha im Südwesten des Landes, wo Assiri geboren wurde, sei Armut weit verbreitet. Damit wollte er sich nicht abfinden. „Wieso gibt es Korruption? Warum werden Menschen unterdrückt, nur weil sie ihre Rechte einfordern?“ Diese Fragen habe er jedoch mit niemandem teilen können. Um die Jahrtausendwende habe er dann im Internet unter verdecktem Namen solche Fragen gestellt und Missstände angeprangert.

Während einer Fortbildung 2009 in Großbritannien entschied er sich dann zum Bruch mit dem System. Saudi-Arabien begann damals mit seinem militärischen Engagement gegen die Houthi-Rebellen im Nachbarland Jemen. Die Vorgehensweise der saudischen Seite habe ihn abgestoßen. „Da habe ich erkannt, dass ich nicht in der Luftwaffe bleiben kann“, sagt Assiri. Er schied aus dem Dienst aus und begann ein Hochschulstudium in Großbritannien. Schließlich habe er entschieden, nicht nach Hause zurückzukehren, da dort mehrere Freunde und Bekannte verhaftet worden seien und gegen ihn ermittelt wurde. „Ich habe dann beschlossen, hierzubleiben und mich offener politisch zu engagieren.“ 2014 gründete er ALQST. Das Ziel der Organisation ist es, Menschenrechtsverletzungen in Saudi-Arabien zu dokumentieren und öffentlich zu machen.

In jüngster Zeit hat der Kronprinz Muhammad Bin Salman, de facto Herrscher des Landes, einige Reformen vorgenommen und weitere in Aussicht gestellt. So dürfen inzwischen Frauen Auto fahren, was ihnen über Jahrzehnte unter Strafe untersagt gewesen ist. Kinos wurden eröffnet. Für Assiri ist das jedoch reine Augenwischerei und ein Versuch des Kronprinzen, sich als Reformer zu inszenieren. „Viele Aktivistinnen haben für das Recht der Frau aufs Autofahren einen hohen Preis gezahlt“, sagt er. Die Regierung hätte sich bei denen entschuldigen müssen, die dafür in Haft saßen. Es säßen sogar weiter Menschen in Haft, weil sie für dieses Recht gekämpft hätten; nach nur einer Woche seien bereits wieder Aktivistinnen verhaftet worden, die sich für das Recht der Frauen auf Autofahren eingesetzt hatten. „Weil die Regierung nämlich in Wahrheit keine Reform will.“

Tatsächlich ist Bin Salman auch für sein rigoroses Vorgehen gegen mutmaßliche Gegner bekannt. Im November 2017 wurden zahlreiche Saudis aus der politischen Führung, unter ihnen auch viele Prinzen, unter dem Vorwand der Korruption verhaftet und im Ritz Carlton in Riad festgehalten. Auch im Ausland können tatsächliche oder mutmaßliche Gegner des Kronprinzen sich nicht in Sicherheit wiegen. Der prominenteste Fall ist der des Journalisten Jamal Khashoggi, der unter bis heute nicht vollständig geklärten Umständen 2018 im saudischen Konsulat in Istanbul ermordet wurde.

Abdullah Alaoudh, der zum Gründungsrat der neuen Partei gehört, sagt, dass er vom Tode seines Freundes Khashoggi schockiert gewesen sei. Der Jurist lebt in den Vereinigten Staaten und engagiert sich in der Organisation „Democrary for the Arab World Now“. Die hatte Khashoggi 2018 gegründet, ihre Mitarbeiter setzen sich für demokratische Reformen in den Ländern des Nahen und Mittleren Ostens ein. Überrascht sei er allerdings nicht gewesen von Khashoggis Schicksal, sagt Alaoudh. Der Kronprinz reagiere auf jede Kritik unleidlich. „Er hat eine sehr dünne Haut.“ Immerhin habe er nur wegen eines kritischen Tweets der kanadischen Außenministerin die Beziehungen zu Kanada abgebrochen. Der Mord an Khashoggi sei ein Weg gewesen, ein Exempel zu statuieren und Angst zu verbreiten, glaubt Alaoudh. Doch dem wolle er sich nicht beugen. „Wenn wir Angst haben, sprechen wir nicht, schreiben wir nicht und arbeiten wir nicht“, sagt er. „Und das ist es, was sie wollen.“

Alaoudhs Vater, der Prediger Salman Al-Ouda, gehört auch zu denen, die die Impulsivität des Kronprinzen zu spüren bekamen. Er wurde im September 2017 zusammen mit anderen festgenommen. Die Verhafteten hatten auf den ersten Blick nichts miteinander gemeinsam: Schriftsteller, Menschenrechtsaktivisten und sogar Mitarbeiter des Justizministeriums. Doch für Alaoudh einte sie alle zumindest eines: „Dass sie Muhammad Bin Salman kritisieren und zur Reform auffordern. Das erträgt er nicht.“ Die Reformprogramme des Kronprinzen, darunter die Vision 2030, die das Königreich bis 2030 vom Öl weitgehend unabhängig machen soll, sind in seinen Augen bloß Show. Die Vision 2030 stamme aus dem Ausland und sei von anderen Fachleuten im Königreich angepasst worden.

Entschlossen: Abdullah Alaoudh, Madawi al-Rasheed und Yahya Assiri (von oben) gehören zum Gründungsrat der Partei. Fotos NAAS/Twitter, OSF, privat

Die neue Partei fordert Demokratie in Saudi-Arabien. Wie diese im Detail aussehen soll, darüber gibt die Partei keine genaue Auskunft. Alaoudh hat jedoch einige grundlegende Vorstellungen davon, was sein Land braucht: Gewaltenteilung, eine unabhängige Justiz, ein demokratisch gewähltes Parlament, gleiche Rechte für alle. Theoretisch könne er sich auch eine konstitutionelle Monarchie vorstellen, doch diese Entscheidung liege beim Volk.

Auch Generalsekretär Assiri steht dieser Idee offen gegenüber. Und die Partei stehe allen Landsleuten offen, „ob sie zur Herrscherfamilie gehören oder nicht“. Die Sorge mancher, sein Land sei wegen seiner Geschichte und Kultur nicht bereit für die Demokratie, teilt er nicht. Das behaupte auch die Regierung, doch es stimme nicht. „Das Stammessystem in der Region war demokratischer als das heutige System“, sagt Assiri. „Das heutige System ist rückständiger als alles, was man in unserer Gegend bis dato gesehen hat.“ Die Parteisprecherin al-Rasheed sieht die neue Partei sogar als ein Instrument, um zu verhindern, dass Saudi-Arabien ins Chaos stürzt. Das Land habe Probleme, auch die Königsfamilie selbst. Ein politischer Prozess könne dabei helfen, sie zu überwinden.

Wie und ob die neue Partei etwas bewirken kann, ist unklar. Guido Steinberg von der Stiftung Wissenschaft und Politik sieht wenig Möglichkeiten für sie, etwas im Land zu verändern. Die Vertreter der Partei seien nicht repräsentativ für die Mehrheit der Saudis und hätten im Land auch keinen nennenswerten Einfluss. „Eine richtig prominente Persönlichkeit wie ein Prinz oder ehemaliger Minister, dem auch Millionen zuhören würden, ist nicht dabei.“ Für eine Veränderung seien Personen notwendig, die Charisma hätten oder in wichtigen Stämmen und sozialen Schichten eine Rolle spielten. Dies sei bei den Gründern der neuen Partei nicht der Fall. Selbst wenn Chaos ausbräche, könnten sie dieses Vakuum nicht füllen, glaubt Steinberg. Es sei daher unwahrscheinlich, dass sich in naher Zukunft die Zustände in Saudi-Arabien nennenswert änderten.

LESERBRIEFE

Unwahr

Politik *Zu „Der Politiker, die Pistole und das Geld“ von Michael Martens (29. November):*

Die Behauptungen von Herrn Borissow, meine Unternehmen hätten Steuerschulden, sind unwahr. Meine Firmen haben seit ihrer Gründung monatlich die nötigen Gebühren bezahlt. Und selbst wenn wir die Hypothese steuerlicher Unregelmäßigkeiten annähmen, wäre das ein Fall für die Justiz. Stattdessen wurde mein Eigentum beschlagnahmt und vernichtet. Was die Behauptung angeht, die monatelangen Kundgebungen in Bulgarien seien von mir organisiert und bezahlt worden, sei gesagt: Alle Bürger Bulgariens haben gesetzlich das Recht und moralisch die Pflicht, ihre Ansicht zu äußern und gegen die Willkür im Lande zu protestieren. Ich bin der einzige, der das tat, weshalb ich wegen „Staatsverrats“ angeklagt wurde. Die Staatsanwaltschaft veröffentlichte manipulierte Aufnahmen privater Gespräche, aus denen wichtige Sätze herausgenommen wurden, wie durch unabhängige Expertisen bewiesen. Der Grund für diese gesetzwidrigen Handlungen der Regierung ist die Angst, die verhängnisvolle Schlinge der politischen Korruption, an der Bulgarien seit 30 Jahren erstickt, könne zerstört werden.

Vassil Boschkow, Dubai

Kunstwerk

Politik *Zum F.A.S.-Jahresrückblick (6. Dezember):*

Unglaublich diese Begabung von Silke Werzinger, Kunst und Zeitgeschehen so realistisch und umfassend darzustellen – die Illustrationen, vor allem auf der Titelseite, sind allesamt Kunstwerke! Eigentlich war die gesamte Ausgabe vergangenen Sonntag ein Kunstwerk.

Horst Hassler, Bad Soden am Taunus

Enttäuschend

Politik *Zum F.A.S.-Jahresrückblick (6. Dezember):*

Ein Jahresrückblick am Nikolaustag. Da sollte man den Knecht Ruprecht schicken. Auch noch an einem trüben Sonntag, wo genug Zeit war, Aktuelles und Hintergrundberichte zu lesen, mussten wir uns mit der Vergangenheit beschäftigen. Dazu hatte ich keine Lust. Das war sehr enttäuschend. Hoffentlich kommt nächsten Sonntag wieder die gewohnte gute Qualität.

Reiner Müller, Ulm

Gelassenheit

Politik *Zu „Streit ist normal“ von Friederike Haupt (6. Dezember):*

Mit großem Gefallen habe ich das Interview mit Wolfgang Schäuble gelesen. Schäubles sachliche Aussagen strahlen eine wohltuende Unaufgeregtheit und Gelassenheit aus trotz der großen Sorgen und der Mahnungen zu mehr Vorsicht. Ein schöner Gegensatz zu dem oft zu lauten Politikergetöne.

Horst Pinzka, Frankfurt

Verständnis

Leben *Zu „Und wie ist es euch ergangen?“ von Katrin Hummel (6. Dezember):*

Ein tiefgreifendes Verständnis dafür, warum es den Lockdown und die damit verbundenen Einschränkungen gab und gibt, scheint keiner in der Familie zu haben. Es geht nicht darum, jemandem den Sportverein oder die Doppelkopfrunde zu verbieten; es geht nicht darum, jemandem das „Haupthobby“, Freunde zu treffen, zu vermiesen. Es geht um kranke Menschen, die in den Krankenhäusern um ihr Leben kämpfen; um Angehörige, die um das Leben ihrer Lieben bangen. Es geht um Personal auf den Isolier- und Intensivstationen, die jeden Tag bis an die Belastungsgrenze arbeiten. Wie kann man da über Langeweile im Ferienhaus und fehlende Verlässlichkeit bei der Urlaubsplanung klagen?

Anna-Rosa Gog, Schwäbisch Gmünd

Leserbriefredaktion
der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung,
60267 Frankfurt/Main.
E-Mail-Adresse:
sonntagszeitung.leserbriefe@faz.de

Um möglichst viele Leserbriefe veröffentlichen zu können, sind wir leider häufig gezwungen, sie zu kürzen. Wir lesen alle Briefe sorgfältig und beachten sie, auch wenn wir sie nicht beantworten können.

WIR VERBINDEN DEUTSCHLAND

UND

SCHENKEN EUCH 100 GB DATENVOLUMEN.*

2020 hat uns allen viel abverlangt. Wir mussten improvisieren, umdenken und auf vieles verzichten. Oft auch auf die Nähe zu unseren Familien und Freunden. In Zeiten wie diesen ist jede Verbindung ein wichtiger Schritt aufeinander zu. Damit ihr das trotz allem so gut wie möglich machen könnt, schenken wir allen Telekom-Mobilfunkkunden im Dezember 100 GB Datenvolumen.
Alle Infos unter telekom.de/meinmagenta-app

ERLEBEN, WAS VERBINDET.

** Das Datengeschenk von 100 GB ist im Zeitraum 07.12 - 31.12.2020 über die MeinMagenta App buchbar. Berechtigt sind die Tarife MagentaMobil inkl. Young, Family Card inkl. Basic, Start sowie Kids & Teens, MagentaMobil Prepaid mit einer kostenpflichtigen Datenoption, Data Comfort und Combi Cards, sofern sie nach 2011 gebucht wurden. Nach Verbrauch des Datengeschenks wird automatisch das Inklusivvolumen Ihres Vertrages genutzt. Nicht verbrauchtes Datenvolumen verfällt am 31.12.2020.*

Der ungeübte Bürger

Von Justus Bender

Manchmal vergessen wir, dass unsere Demokratie nicht nur von Extremisten gefährdet wird. Auch Demokraten mit guten Absichten können Fehler machen und versehentlich jene Werte verletzen, die sie eigentlich schützen wollten. Das passiert immer wieder. Fehler dieser Art sind besonders und ausgerechnet dann zu beobachten, wenn es um die Abwehr von echten oder vermeintlichen Extremisten geht.

Wenn in einer wehrhaften Demokratie wie Deutschland jemand Extremisten entdeckt, gibt es einen guten Abwehrreflex. Zum Repertoire gehören Sondersendungen, Verfassungsschutzberichte, Innenministerkonferenzen und Demonstrationen. So geschah es diese Woche. Der Verfassungsschutz in Baden-Württemberg begann mit der Beobachtung der Querdenker-Bewegung. Die Innenminister der anderen Bundesländer sprachen darüber, ob das auch bundesweit geschehen solle. Nicht, weil Querdenker etwas gegen die Corona-Maßnahmen haben, sondern weil unter ihnen Reichsbürger sind, die die Bundesrepublik abschaffen wollen. Was passiert, wenn die Demokratie nicht auf diese Weise wehrhaft ist, das haben unsere Vorfahren in der Weimarer Republik ausprobiert. Am Ende waren rund 80 Millionen Menschen tot.

Aber es gibt auch ganz andere Situationen, in denen es zu Abwehrreaktionen kommt, die der Demokratie eher schaden. Es gibt Menschen in diesem Land, die nicht über Politik reden wie Doktoranden in einem Kolloquium. Es sind Menschen, die vielleicht gar nicht wissen, was ein Kolloquium ist, und denen das Glossar des Bundesamtes für Verfassungsschutz nicht geläufig ist, weil sie gar nicht wissen, dass das Bundesamt ein Glossar führt, in dem steht, was Extremismus ist und was nicht. Sie sind nicht notwendigerweise ungebildet, ihnen fehlt nur die Übung in der politischen Debatte. Diesen Menschen wird oft unrecht getan. Sie werden vorgeführt.

Niemand sollte schlauer tun, als er ist. Auch bei politologischen Halbgöttern entsteht die Meinung oft aus einer Intuition. Sie spüren, dass ein Politiker überzieht, wenn er einen halbjährigen Radikal-Lockdown fordert. Der Profi sagt dann: Nach der Rechtsprechung müssen Verordnungen auf Grundlage des Infektionsschutzgesetzes den Grundsatz der Verhältnismäßigkeit beachten. Das ist der ganz feine Ton. Der Amateur sagt einfach: Diese Politiker haben sie wohl nicht mehr alle! Der Profi notiert stumm: Populist.

Wer ohne Übung über Politik redet, landet schneller im Extremismus, als er meint. Tolle Aktion im Dannenröder Forst, finden Sie? Implizite Delegitimation von Parlament und Gerichten, Billigung des Angriffs auf das Gewaltmonopol des Staates, Liebäugelei mit dem Linksextremismus. Die Flüchtlinge können bald wieder weg, meinen Sie? Aufruf zu einer Willkürmaßnahme gegen eine ethnisch definierte Gruppe, Volksverhetzung, Paragraph 130 Strafgesetzbuch. Bitte schon mal den Namen für den Verfassungsschutzbericht buchstabieren.

Einem Profi passiert das nicht. Er kennt sich aus. Er sagt: Auch wenn die Urteile zum Ausbau der Autobahn 49 respektiert werden müssen, setzen die Demonstranten ein wichtiges Zeichen, solange sie friedlich bleiben. Oder: Das Bleiberecht von Flüchtlingen nach der Genfer Konvention ist abhängig von der Sicherheitslage in ihrem Herkunftsland. Wenn sich die Lage nachweislich verbessert, ist eine Rückkehr möglich. Die Haltung ist gleich, nur die Artikulation ist anders.

Viele Gräben verlaufen in Deutschland zwischen links und rechts. Dieser Graben nicht. Er verläuft zwischen den Geschliffenen des einen Lagers und den Ungehobelten des anderen. Mit der entsprechenden Pingeligkeit ist kaum ein Gespräch mit ungeübten Bürgern möglich, ohne mindestens manchmal das Glöckchen des Extremismus klingeln zu hören. Mal entwerten sie den Parlamentarismus, mal greifen sie die Parteiendemokratie an, fordern Willkürmaßnahmen, grundgesetzwidrige Verbote, die Aberkennung von Bürgerrechten. Linke wie Rechte.

Schlimm, wie verbreitet der Extremismus schon ist, könnte man meinen. Bloß: Die ungeübten Bürger spielen bei dieser Diagnose nicht mit. Sie sagen in einem Moment jenes, im anderen das Gegenteil. Die Leute reden einfach so daher. Der Profi notiert: Viele Bürger sind nicht ernst zu nehmen. Genau da beginnt der Schaden, der Bruch mit unseren Werten. In einer Demokratie darf keine Stimme entwertet werden.

Wer den Anfängen wehren will, muss Wörter auf Goldwaagen legen. Wer die Waage aber so empfindlich einstellt, dass auch viele ganz Normale im Abseits landen, macht das Problem größer, als es ist. Amateure und Extremisten gehören nicht in eine Schublade. Das entwertet alle Bemühungen. So kann die Demokratie auch von denen beschädigt werden, die sie schützen wollen.

Habecks Tierleben

Von Konrad Schuller

Robert Habeck hat Markus Söder in einem Interview mit einem Kamel verglichen. Als Söder dann einwarf, so was habe sich ja noch nicht einmal Horst Seehofer getraut, zog Habeck den Kopf ein wenig ein und sagte, Kamel sei immerhin besser als Gorilla. Das mache die Sache nicht besser, antwortete Söder.

Söder hat da sehr grün argumentiert. Überhaupt ist er während dieses Gesprächs im „Spiegel“ mindestens so grün aufgetreten wie zuletzt, als er sich einmal im Fasching als Shrek verkleidete. Denn dass Tiervergleiche nicht gehen, ist sehr grün gedacht. In Tiervergleichen ist der Löwe für immer und ewig stark, der Esel dumm und der Frosch schleimig. Das mag Heide Simonis im Kopf gehabt haben, als sie einmal eine Koalition mit den Grünen mit dem Argument ablehnte, sie küsse keine grünen Frösche.

Menschen in genetisch vorgeprägte Kategorien einzuteilen ist deshalb eine Todsünde für den Chef einer Partei, die das Verbot der Diskriminierung wegen der Rasse im Grundgesetz durch schwurbelige Umschreibungen ersetzen will, weil es bei Menschen keine Rassen gebe. Habeck selbst hat sich für diese Verfassungsänderung eingesetzt.

Und jetzt teilt er in seinen Metaphern Menschen nicht etwa nur nach Rassen ein, sondern sogar nach der wissenschaftlich noch viel drastischeren Kategorie der biologischen Art: Kamel, Gorilla. Und dann ist er auch noch Wiederholungstäter. In den letzten Monaten hat er Söder immer wieder mit Tieren verglichen. Zum Beispiel im Februar. Da sagte er, der Ministerpräsident starte auf dem Weg nach Berlin immer als Löwe und komme dann als Kätzchen an. Erschwerend kommt hinzu, dass Habeck schuldfähig ist. Er kennt das Delikt, das er begeht. Im Gespräch mit Söder stellte er jedenfalls kurz vor der Kamelpassage selbst die Frage, ob es wirklich klug sei, Menschen mit Tieren zu vergleichen.

Also keine mildernden Umstände, Zeit für die ersten Rücktrittsrufe? Das Wort hat die Verteidigung: Sollen also auch Großeltern zurücktreten, wenn sie ihre Enkel „mein Mäuschen“ nennen“? Soll nicht nur Trump, sondern auch Biden auf das Präsidentenamt verzichten, weil sie beide ihre Parteien mit Tiersymbolen – Esel und Elefant – bewerben? Soll die Seite im Matthäus-Evangelium, auf der Jesus sagt, wir sollten klug sein wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben, mit Pritt verklebt werden?

Es gibt Gott sei Dank kein totales Tiervergleichstabu. Zu Recht geächtet sind nur Vergleiche mit Tierarten, die der Mensch für so schädlich hält, das er sie massenhaft tötet: Läuse, Ratten, so was. Bei Kamelen oder Gorillas kann man ein Auge zudrücken, auch wenn man Habeck ist und weiß, dass hier schnell eine Grenze berührt ist.

Habeck bricht ja sowieso gern Tabus. In seinen Büchern erlaubt er es sich, nach Lust und Laune mal „gendergerecht“ zu schreiben und mal nicht. In der Politik mutet er seiner Partei zu, nach einem Endlager für Atommüll zu suchen, und in seinem Kamel-Interview hat er Söder, bis vor kurzem dem Gottseibeiuns der Grünen, positive Eigenschaften wie Selbstkritik und Durchhaltewillen bescheinigt. In diesem Zusammenhang kam dann auch das Kamel vor.

Söder ist ihm übrigens nichts schuldig geblieben. Auch er hat in diesem Gespräch so lustvoll Tabus gebrochen, dass es nur so splitterte. Er hat den grünen Ministerpräsidenten Kretschmann einen „weisen Mann“ genannt, er hat offen für Schwarz-Grün geworben, und er hat zugegeben, dass er Habecks Telefonnummer besitzt. Dass er den dann en passant noch einen „Kuschelteddy“ nannte, fällt da schon nicht mehr ins Gewicht.

Corona essen Seele auf

Von Philip Eppelsheim

Die Corona-Epidemie macht Angst. Es ist nicht nur die Angst, zu erkranken, sondern auch die Angst davor, wie es weitergeht. Forscher der Universitäten Frankfurt und Hildesheim haben mehr als 7000 Jugendliche und junge Erwachsene befragt, um zu erfahren, wie sich die Corona-Pandemie auf ihr Leben auswirkt. Mehr als 45 Prozent der Befragten stimmten der Aussage zu, Angst vor der Zukunft zu haben. Die jungen Menschen hätten, so schreiben die Forscher, nicht nur ihre eigene Lebenssituation im Blick, sondern machten sich auch Gedanken über die gesellschaftlichen und die globalen Folgen.

So sagte ein Befragter: „Ich bin froh, wenn es endlich vorbei ist – wenn die Menschen wieder ‚normal‘ ansprechbar sind, unterschiedliche Meinungen keine Beziehungen mehr zerstören und man sich wieder sicher sein kann, wie man sich verhalten soll. In Zeiten, in denen Menschen mehr denn je füreinander da sein sollten, wird die Gesellschaft noch weiter gespalten.“ Angst und Unsicherheit bestimmten das Leben, Menschen würden nach Wichtigkeit kategorisiert. Ein anderer sagte: „Durch Corona ist mir bewusst geworden, wie wichtig soziale (Inter-)Aktionen und körperliche Zuwendungen für uns Menschen und insbesondere für Kinder und Jugendliche sind. Nicht nur für die soziale/emotionale Entwicklung, sondern auch für das Wohlbefinden. Ich vermisse die Umarmungen.“ Und ein Dritter: „Jeder Tag ist gleich, keine Änderung in Sicht. Nach der Schule immer allein.“

Seit März geht das nun so. Die Corona-Epidemie hat unser Leben verändert, und zwar das Leben aller, egal, ob alt oder jung. Der Alltag mit Corona ist einsamer geworden. Dinge, über die man sich vorher kaum Gedanken machte, fehlen auf einmal wie eben Umarmungen. Es ist tatsächlich so: Bei manchen Sachen merkt man erst, wie wichtig sie sind, wenn sie nicht mehr da sind. Was macht das mit uns?

Es ist ja kein Ende in Sicht, ganz im Gegenteil. Die nächsten Wochen werden wohl noch einsamer, und das in einer Zeit, in der die meisten von uns in vergangenen Jahren Freunde und Familie trafen, über die Weihnachtsmärkte schlenderten, die große Silvesterparty planten. Aber dieses Jahr ist alles anders, und wer weiß schon, was im nächsten Jahr kommt? Fest steht schon jetzt, dass uns die Folgen der Corona-Pandemie, egal wie es weitergeht, noch lange beschäftigen werden. Wir werden sie nicht einfach abschütteln können wie ein Bär den Staub aus seinem Fell, wenn er aus dem Winterschlaf erwacht: Corona, nur ein böser Traum. Nein, so wird es leider nicht sein.

Je länger wir mit den Einschränkungen leben müssen, umso mehr werden wir uns an sie gewöhnen. Schon jetzt sind die Menschen mürrischer geworden, gereizter. Und nicht nur das. Denkt man noch darüber nach, wenn man anderen Menschen auf dem Bürgersteig weitmöglichst ausweicht, wenn man Abstand an der Kasse hält? Oder dieses befremdliche Gefühl im März, als man einander mit Maske sah, ist es noch da? Nein, es ist einfach so, Normalität. Und wenn wir nicht aufpassen, dann wird es irgendwann womöglich auch normal sein, kategorisiert zu werden oder sich nicht zu umarmen. Das wäre ein Leben, vor dem wir erst recht Angst haben müssten. Aber es ist nicht so, dass man nichts dagegen tun kann. Zum Beispiel, indem man darauf achtet, niemanden alleinzulassen. Auch mit Abstand kann man füreinander da sein.

Löscht den Terror

Von Morten Freidel

Es ist hilfreich, sich klarzumachen, wie die Dinge in der analogen Welt laufen, wenn jemand Terrorpropaganda verbreitet. Angenommen, ein Mann verteilt in einem Boxclub Flugblätter an Jugendliche, die sie zum Dschihad und zum Mord an Ungläubigen drängen. Was passiert, wenn das auch nur einer der Verantwortlichen im Club mitbekommt? Richtig, er wird den Mann mindestens rausschmeißen und ihm hinterherschicken, dass er sich dort nie wieder blicken lassen solle. Oder er wird gleich die Polizei rufen. Und die Flugblätter landen in der Mülltonne, unverzüglich.

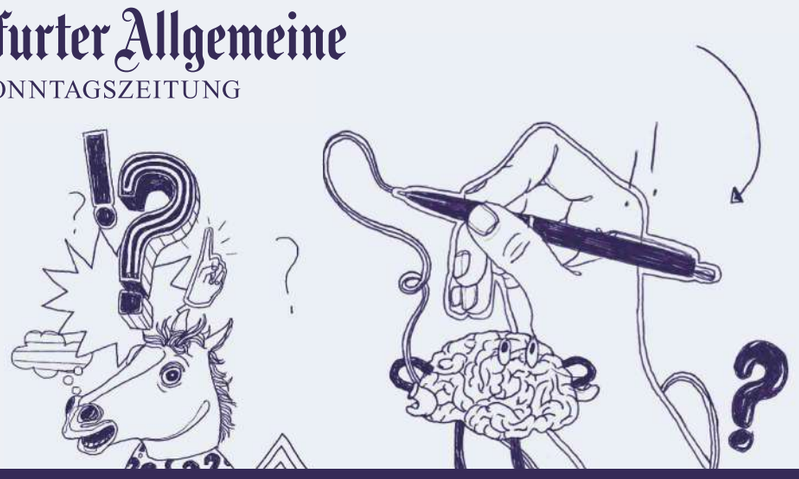
In der digitalen Welt läuft es anders, seit Jahren. Dort kann man Videos und Kommentare, die den Hass in den Herzen der Menschen einpflanzen sollen, tagelang aufrufen. Manchmal sogar monatelang. So kann sich die Hetze von Kanal zu Kanal weiterverbreiten, von Youtube in private Chatgruppen, bis jemand beschließt, Ernst zu machen und zur Waffe zu greifen. So war es beim französischen Lehrer Samuel Paty, den ein Islamist enthauptete. Er war auf ein Video gestoßen, in dem der Lehrer übel verunglimpft wurde. Erst danach entschloss sich der Mann zu seiner Greueltat. Das zeigt: Die Aufwiegelung zum Hass kann Menschenleben kosten.

Das gilt übrigens auch dann, wenn Terroristen Videos ihrer Tat in den Weiten des Netzes ungehindert verbreiten können. Als in Neuseeland ein Terrorist 51 Menschen in einer Moschee ermordete, stellte er Aufnahmen davon live bei Facebook ein, Hunderte Zuschauer sahen zu, keiner schritt ein und alarmierte die Polizei. Als der Terrorist Stephan B. in Halle vergeblich versuchte, in eine Synagoge einzudringen, und anschließend zwei Menschen erschoss, tat er das Gleiche. B. berief sich zwar nicht unmittelbar auf den Mörder in Australien, aber seine Tat trug eine ähnliche Handschrift. Selbst das wirre Pamphlet, das er vorher veröffentlichte, ähnelte dem Traktat des Australiers. So finden Willige im Netz Hass an allen Orten, sie können sich auf unzählige Kommentare, Videos und Memes berufen, sich einmauern in ihrem Weltbild, es festigen und zur Tat schreiten.

Nun haben Europaparlament und die EU-Mitgliedstaaten genug gesehen. Sie einigten sich darauf, dass soziale Netzwerke Terrorpropaganda binnen einer Stunde löschen müssen, wenn ein Staat sie dazu auffordert. Und zwar auch dann, wenn Facebook in diesem Land keinen Unternehmenssitz hat. Dieser Schritt ist nicht nur richtig, er ist überfällig. Zu lange haben sich Facebook, Youtube und andere aus der Verantwortung gezogen. Zu lange haben sie gesagt, sie stellten ja nur die Plattformen bereit für das, was andere darauf teilen. Zu lange haben sie zugesehen, wie sich der Schmutz ins Netz ergoss.

Wie wenig stichhaltig die Argumentation der Plattformen war, sieht man übrigens in der Pandemie. Plötzlich waren sie doch in der Lage, Falschnachrichten zu entfernen. Plötzlich konnten sie die Reichweite von Verschwörungstheoretikern einschränken und Nutzerkonten löschen. Weil solche Inhalte die Gesundheit der Menschen bedrohen, wie Mark Zuckerberg kürzlich sagte? Das ist bei Terrorpropaganda nicht anders. Es wäre gut, wenn die Netzwerke das anerkennen würden. Noch besser ist es, dass die EU sie nun zum Handeln zwingt.

Frankfurter Allgemeine
SONNTAGSZEITUNG



Das F.A.S. Jahresquiz:

Was wissen Sie über 2020?

Testen Sie Ihr Wissen rund um Wirtschaft, Finanzen, Politik, Sport und Kultur.

Letzte Chance auf den Hauptpreis! Ein MINI Cooper SE

Letzte Chance — noch bis zum 13. Dezember teilnehmen und gewinnen! faz.net/quiz2020

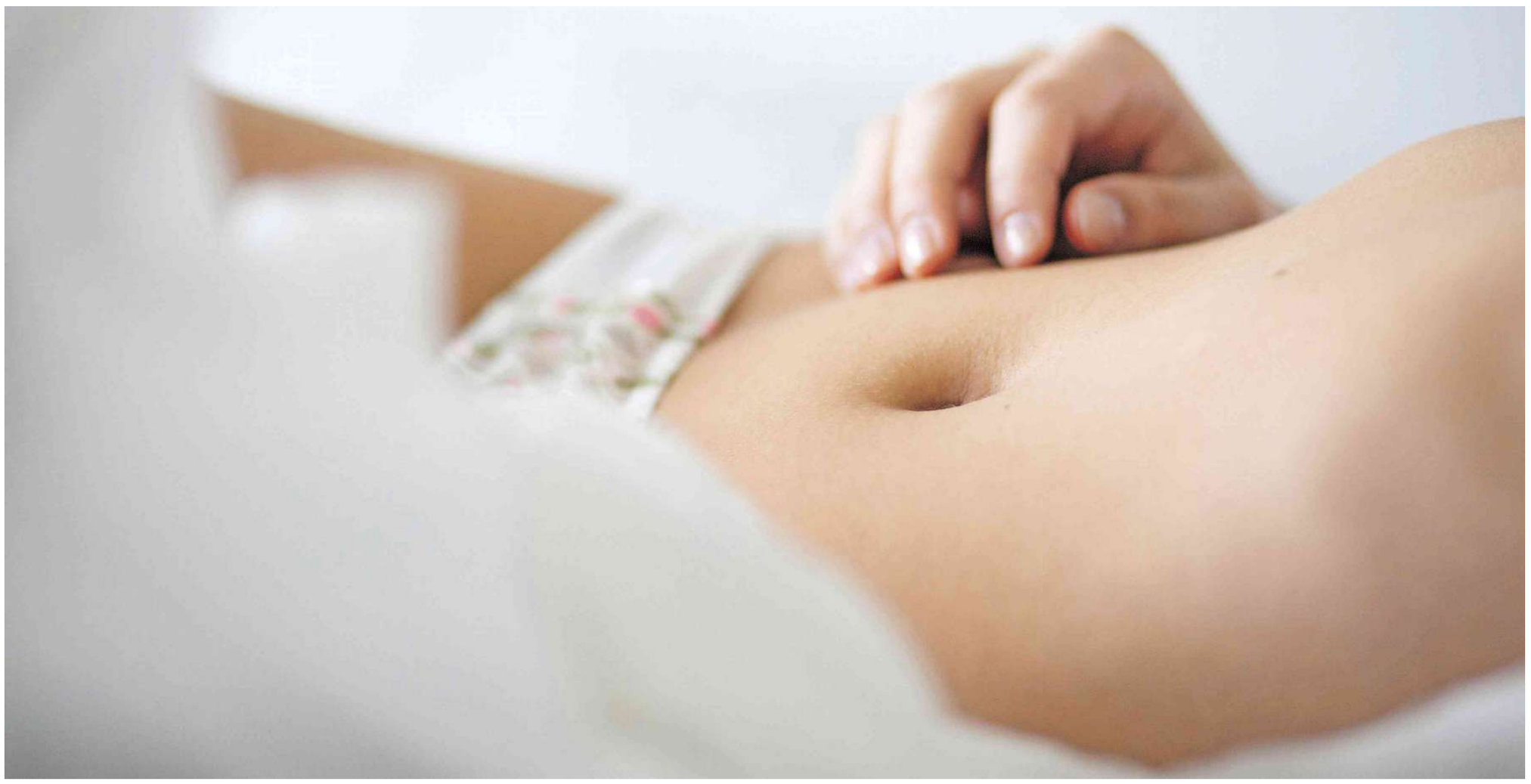


Foto Plainpicture

Wir waren so angespannt

Das „erste Mal“ ist ein Einschnitt im Leben, die Erwartungen sind heute höher denn je. Zögern Jugendliche deshalb ihren ersten Sex immer länger hinaus? *Katrin Hummel* hat nachgeforscht.

Hanna, 19, sitzt mit ihrer Freundin auf einer Bank in einem großen Einkaufszentrum in der Nähe von Frankfurt. Sie hat einen blonden Pferdeschwanz, lange schlanke Beine, und wenn sie lacht, sieht man große weiße Zähne. In diesem Sommer hat sie Abitur gemacht, im Oktober hat sie angefangen zu studieren. Auf die Frage, ob sie einen Freund hat, antwortet sie ganz offen: Ja, seit sie siebzehn ist; vorher hatte sie niemanden getroffen, mit dem sie richtig zusammen sein wollte. Das erste Mal mit ihm geschlafen hat sie nach zehn Monaten, da war sie dann schon achtzehn. Weil sie sich erst sicher sein wollte, dass sie ihm auch vertrauen konnte. Und wie war er so, der erste Sex? Hanna erzählt ganz locker: „Wir waren beide unsicher, ich war nicht wirklich entspannt, und am Anfang hat es nicht geklappt. Aber wir konnten über alles reden, und er hat auch voll drauf geachtet, wie ich mich gefühlt habe, und dann ging es doch, und ich fand es voll schön.“

Früher, härter, Generation Porno? Dass junge Menschen immer früher Sex haben, ist ein Vorurteil und hat mit der Realität nichts zu tun. Das Gegenteil ist der Fall: Jugendliche lassen sich heute mehr Zeit damit als früher. Das geht aus einer neuen Studie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BzgA) hervor. Darin heißt es: „Annahmen, wonach immer mehr junge Menschen immer früher sexuell aktiv werden, bestätigen sich nicht. Im Gegenteil.“ So hat sich das „erste Mal“ lange Zeit jedes Jahr ein bisschen nach vorne verschoben, seit der Jahrtausendwende aber schiebt es sich wieder nach hinten: Die Zahl der Fünfzehnjährigen, die bereits sexuelle Kontakte hatten, ist in den letzten fünfzehn Jahren eingebrochen. So sank der Anteil der so erfahrenen Mädchen von 23 auf heute 13 Prozent, die der Jungen halbierte sich von 20 auf zehn Prozent. Bei den 14-jährigen Mädchen hat sich der Anteil derer, die schon Sex hatten, von zwölf Prozent 2005 auf mittlerweile vier Prozent sogar gedrittelt. Bei den Jungen ebenfalls, hier sank der Anteil von zehn auf drei Prozent. Tatsächlich haben 14-Jährige heute so selten schon Sex wie einst ihre Eltern.

Woran das liegt? Jungen sind laut BzgA oft zu schüchtern. Und fast die Hälfte der jungen Mädchen fühlt sich mit 14 noch zu jung; noch bei der letzten Befragung vor sechs Jahren war das nur bei 35 Prozent der Fall. Und den richtigen Partner haben mehr als 40 Prozent mit 14 noch nicht gefunden. Zumindest nicht den richtigen für Sex. Auch bei Anna, 15, ist das so. Sie besucht die neunte Klasse eines Gymnasiums und interessiert sich seit zwei Jahren für Jungen. Zwei Freunde hatte sie schon: den ersten in der sechsten Klasse, da war sie gerade elf; den zweiten mit 14.

„Wir haben uns in den Pausen öfter unterhalten“, erzählt sie, „dann haben wir uns auch nach der Schule getroffen, haben zusammen auf einer Bank gesessen oder sind spazieren gegangen.“ Etwa nach dem zehnten Treffen habe sie ihren jeweiligen Freund das erste Mal geküsst. Mehr sei nie passiert. „Ich finde halt schon, dass man sich sicher sein muss, bevor man mit jemandem schläft“, sagt sie. Außerdem hatte sie das Gefühl, es sei zu früh. „Ich habe auch Angst davor, dass ich was falsch mache. Dass der Junge bestimmte Ansprüche hat, weil Freunde von ihm schon mal was mit einem Mädchen hatten, das mehr Erfahrung hatte. Und dass ich die nicht erfüllen kann.“ Anna kennt Mädchen, die mit einem Jungen geschlafen haben und danach das Gefühl hatten, dass es nicht gut war. Das will sie sich ersparen.

„Alles in allem sind die jungen Frauen heute selbstbewusster als früher, im Sinne von: Ich setz mich nicht unter Druck, was den Partner und den Zeitpunkt angeht“, sagt die Paar- und Sexualtherapeutin Elfi Meyer zu Broxten. Es herrsche ein sexualitätsbejahendes Klima in den Familien, viele Eltern seien eher offen. So falle es den jungen Leuten nicht schwer, bewusst über ihre Sexualität zu entscheiden und auf den Richtigen zu warten. Vor allem Jugendliche mit hoher Bildung wollen ihre Partner erst richtig kennenlernen und ruhig auch mal kritische Gespräche führen und intensive Momente miteinander teilen. Das geht aus der aktuellen Jugendstudie des Sinus-Instituts hervor. Diese Jugendlichen wollen insbesondere „eine Beziehung auf Augenhöhe mit einem niveauvollen Partner gleicher Wellenlange“ führen, schreiben die Autoren.

„Ich müsste den Jungen erst mal richtig gut kennenlernen“, sagt auch die Gymnasiastin Charlotte, 14, auf die Frage, ob sie schon mal mit jemandem geschlafen hat. Auch sie hatte zwar schon mal einen Freund, einen Mitschüler. Seine Familie habe ein Kaninchen von ihrer Familie bekommen, „und als wir es ihnen gebracht haben, sind wir zusammen übers Feld gelaufen, und dann fragte er: ‚Bin ich jetzt dein Freund?‘“, erzählt sie. Knapp zwei Monate hielt die Beziehung, doch außer Händchenhalten und Küssen lief auch bei Charlotte nichts. Genau wie Anna findet sie sich zu jung und hat zurzeit auch gar keinen Freund.

Anne Berngruber vom Deutschen Jugendinstitut in München hält diesen Punkt für wesentlich, wenn es darum geht, wann Jugendliche ihr „erstes Mal“ erleben. Sie sagt: „Ganz generell gilt: Jugendliche, die in einer festen Beziehung stecken, erleben es früher als jene, die keinen festen Partner haben.“ Weitere Befunde: Jugendliche mit Migrationshintergrund warten länger damit. Mädchen sind ganz allgemein früher dran als Jungen. Und auch ob die Eltern getrennt sind, spielt eine Rolle, denn deren Kinder haben ihr „erstes Mal“ im Durchschnitt früher als Jugendliche, deren Eltern noch zusammen sind. Das Gleiche gilt für Jugendliche, die einen niedrigen Schulabschluss haben: Sie haben früher Sex als Jugendliche mit mittlerer oder hoher Bildung.

Das bestätigt auch die Jugendstudie des Sinus-Instituts: Jugendliche aus prekären Lebenswelten sind deutlich früher an geschlechtlichen Beziehungen interessiert, insbesondere die Jungen. „Der Wunsch nach Stabilität, der weder in der Familie noch zuverlässig im Freundeskreis eingelöst wird, soll in der romantisch idealisierten Zweierbeziehung erfüllt werden“, heißt es da. Prekär aufgewachsene Mädchen erwarten von einer festen Beziehung Schutz und Kompensation für frühere Verletzungen, die Jungen wünschen sich eine „Bestimmerrolle“.

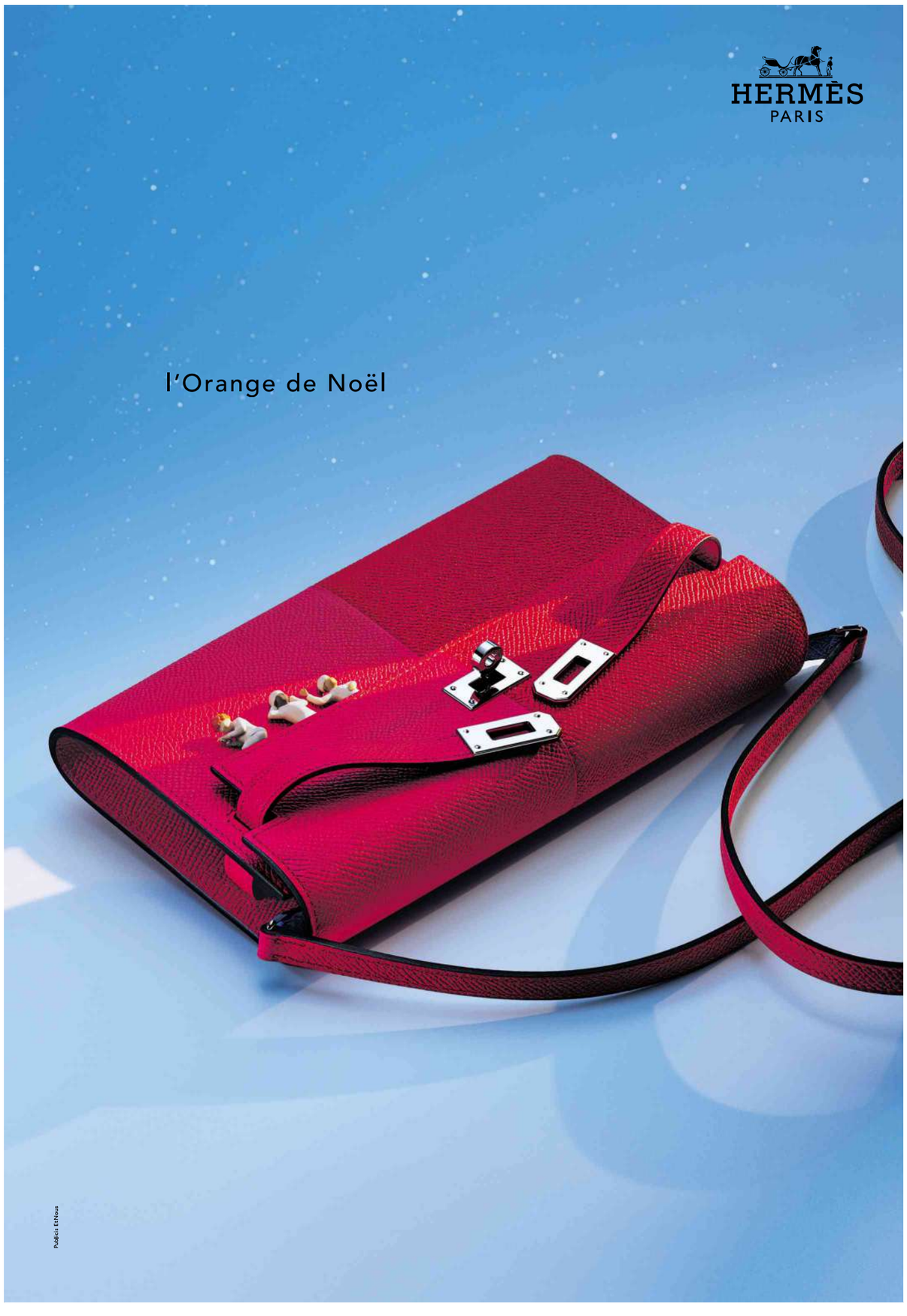
Ein Übriges tut das Internet – quer durch alle Bildungsschichten. Laut der Dr.-Sommer-Studie von 2016 haben rund die Hälfte der 15-jährigen Jungen und ein Drittel der Mädchen im selben Alter schon „echte Pornos“ gesehen. Die meisten hatten zu diesem Zeitpunkt selbst noch keinen Sex. „Auf diejenigen, die sich nicht bewusstmachen, dass das nichts mit der Realität zu tun hat, wirkt das sicherlich abschreckend, dieses Gestöhne und alles“, sagt Psychologin Meyer zu Broxten. Da könne Leistungsdruck entstehen: Wenn du nur die richtigen Stellungen draufhast, dann wird alles super – und sonst eben nicht.

Antonia, 19, hat am eigenen Leib erfahren, was die Macht der Bilder anrichten kann. Sie sitzt neben ihrer Freundin Hanna auf der Bank in dem Frankfurter Einkaufszentrum und erzählt: Sie hatte immer wieder Aufklärungsunterricht, seit der Grundschule, sie war mit ihrer Jahrgangsstufe bei Pro Familia, sie hat mit ihren Eltern über Sex gesprochen – „das gab es alles“, fasst sie zusammen. Außerdem hat sie mit ihren Freundinnen Teenie-Filme über die Liebe gesehen. Die Folge: „Das ‚erste Mal‘ wurde aufgebauscht im Vorfeld von den Freundinnen.“ Als sie dann ihren ersten Freund hatte, mit 18, „war es anders, als ich mir das vorgestellt hatte. Nicht so gut“, fasst sie zusammen, „weil ich dachte, es würde sehr romantisch und sehr schön, wie in den Teenie-Liebesfilmen: Da küssen sich beide, dann landen sie im Bett, und dann sieht man den Mittelteil nicht, und dann wachen sie auf und kuscheln. Bei uns hat es nicht so einfach geklappt, wie ich es mir vorgestellt hatte. Wir haben uns an alles rantasten müssen, haben ausprobiert, waren überfordert und unsicher.

Fortsetzung auf der folgenden Seite

AM RANDE DER GESELLSCHAFT

VON HAUCK & BAUER



FORTSETZUNG VON SEITE 13

Wir waren so angespannt

Dazu war ich auch noch angespannt und gehemmt.“

Dieser Zusammenprall von Fiktion und Wirklichkeit kann sehr schmerzhaft werden und bei Jugendlichen das Gefühl verursachen, versagt zu haben. Wenn sie sich dann noch mit den gephotoshopten Fotos und Videos auf Instagram oder Tiktok vergleichen, kann das sehr ernüchternd sein: „Man schämt sich der vermeintlichen Unzulänglichkeit seines Körpers“, so eine Untersuchung des Deutschen Jugendinstituts. Laut der Dr.-Sommer-Studie von 2016 hat schon jedes zehnte elfjährige Mädchen eine Diät gemacht, mit 17 sind es 45 Prozent. Rund ein Viertel der 16- bis 18-Jährigen geht ins Fitnessstudio. Der gefühlte Optimierungsbedarf ist gestiegen. Vielleicht auch deswegen zeigen sich Jugendliche heute viel seltener als noch ihre Eltern oben ohne am See. Oder tragen in der Umkleidekabine nach dem Sport Unterwäsche beim Duschen.

Es scheint so, als wolle die erste Generation derer, die in sexueller Hinsicht alles dürfen, das gar nicht alles tun. Zwar haben die Jugendlichen aller Altersgruppen laut BzgA heute mehr Sex als noch vor 35 Jahren. Aber von einem Sprung wie 1968, als das „erste Mal“ sich quasi über Nacht um vier Jahre nach vorn verlegte, ist die heutige Jugend trotz aller Freiheiten weit entfernt. Vielleicht liegt das ja auch daran, dass mittlerweile viele junge Menschen mit migrantischen Wurzeln in Deutschland leben und ihre Erfahrungen in die Statistik mit einfließen. Sie lassen sich generell viel mehr Zeit mit dem „ersten Mal“. Laut BzgA haben 70 Prozent der 17-jährigen Mädchen mit deutschen Wurzeln schon mal Sex gehabt; bei den gleichaltrigen Frauen mit ausländischen Wurzeln sind es nur halb so viele, nämlich 37 Prozent. Bei den Jungen ist der Unterschied allerdings geringer, hier sind es 64 beziehungsweise 59 Prozent.

Insgesamt gesehen ist die sexuelle Aktivität der jungen Menschen sogar rückläufig. Im Alter zwischen 18 und 25 ist jeder dritte junge Mensch nur gelegentlich sexuell aktiv; 7 Prozent sind sogar abstinent. Weil Selbstbefriedigung einfach praktischer erscheint oder weil sie keinen Partner haben. Samira, 19, die mit ihren Freundinnen Hanna und Antonia auf der Bank in dem Frankfurter Einkaufszentrum sitzt, ist zurzeit Single. Ihre Eltern stammen aus Pakistan. Nächstes Jahr macht Samira Fachabitur, ihr „erstes Mal“ erlebte sie mit 17, da war sie seit zweieinhalb Monaten mit ihrem Freund zusammen: „Ich war gar nicht besonders aufgeregt, aber meine Erwartungen wurden nicht so wirklich erfüllt, ich habe es mir spektakulärer vorgestellt.“

Denn unter ihren Freundinnen sei vorher viel über das „erste Mal“ geredet worden. Dem Jungen, mit dem sie geschlafen habe, sei es aber nur darum gegangen, „es endlich zu machen“. Er habe vorher viele Pornos geguckt und hohe Erwartungen gehabt: „dass es so abläuft wie in Pornos“. Sie selbst habe auch schon mal einen Porno geguckt – „um zu wissen, wie das da so abläuft“. Was ihr aufgefallen ist: „Da wird die Frau immer niedriger dargestellt als der Mann. So dass der Mann seine Bedürfnisse befriedigen kann und die Frau nicht unbedingt.“ Samiras Fazit: „Es ging halt bei unserem Sex nur um ihn.“ Sie hat sich danach ab und zu bei ihm über die Art, wie er mit ihr schlief, beschwert. Aber er änderte sich nicht. Nach anderthalb Jahren hat sie sich von ihm getrennt. Sie sagt: „Lieber allein sein als Kompromisse machen. Das Leben besteht ja nicht nur aus Sex.“

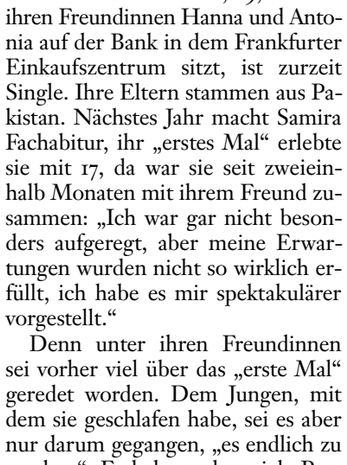


Foto Plainpicture

Herr Doktor Çelik, wir sprechen regelmäßig über Ihre Arbeit als Funktionsoberarzt auf der Isolierstation für Covid-19-Kranke im Klinikum Darmstadt. Wie ist die Lage?

Aktuell ringen wir mit dem Kontrollverlust. Wir sind bei mehr als 40 Covid-Patienten auf den nun drei Covid-Überwachungs- und Normalstationen; hinzu kommen noch 13 Patienten auf unseren zwei Covid-Intensivstationen. Es ist eine extrem dynamische Situation. Konkret bedeutet das: Wir haben täglich mehr Patienten, müssen den Covid-Bereich immer weiter vergrößern und zusätzlich Platz für Patienten mit Covid-19-Verdacht schaffen. Der organisatorische Aufwand ist sehr groß. Zudem fällt Personal aus, weil es mit Covid-Patienten Kontakt hatte und Erkältungssysmptome auftreten. Der Kontrollverlust droht, wenn uns die Ressourcen ausgehen.

Heißt das, Ihnen fehlt Personal?

Die Ressourcen sind personell knapp und räumlich ebenfalls. Wir können Patienten nicht mehr in weniger betroffene Gebiete in Hessen verlegen. Diese Option ist weggefallen, weil sich die Fallzahlen regional angeglichen haben. Alle haben momentan dasselbe Problem. Es geht daher gerade nicht anders, als dass wir andere Eingriffe und Untersuchungen verschieben.

Was wird genau verschoben?

Mittlerweile sind wir so weit, dass alles, was planbar ist oder verschoben werden kann, im Klinikum Darmstadt auch verschoben wird. Das bedeutet, dass wir eine gewisse Bugwelle an Patienten und Eingriffen vor uns herschieben. Das ist keine gewollte oder politische Entscheidung, das ist das Virus, das uns aktuell dazu zwingt. Wir können nur versuchen, dass wir diesen Zeitraum so klein wie möglich halten. Ich bin mir der Tatsache bewusst, dass ein Ruf nach mehr Ressourcen für die Covid-Versorgung bedeutet, dass andere Abteilungen zurückstecken und die Patienten dort länger auf ihre Eingriffe warten müssen. Deswegen bin ich eigentlich sehr zurückhaltend damit. Aber aktuell sind wir so weit, dass es einfach nicht mehr anders geht.

Am Freitag gab es in Deutschland den traurigen Höchststand von 598 Toten binnen eines Tages. Verlieren Sie auch Patienten?

Ja, wir haben viele schwere Verläufe, und wir verlieren auch Patienten. Wir haben uns von der leicht abflachenden Kurve an Neuinfektionen nicht täuschen lassen. Wir wussten ja, dass der Anteil der Patienten über sechzig steigt. Wenn man sich auf unseren Stationen umsieht, erkennt man, dass viele ältere Menschen und auch Menschen aus Pflegeheimen betroffen sind. Es ist ähnlich wie im Frühjahr, nur sind es deutlich mehr. Jeder Kollege, der auf einer Covid-Station arbeitet, weiß, dass es dort einfach sehr viel öfter zu Todesfällen kommt als im regulären Stationsbetrieb. Das hat natürlich viel mit der Erkrankung, aber auch etwas mit der Isolationspflicht zu tun. Die Patienten müssen bis zum Ende in der Klinik sein. Ein Versterben zu Hause im Beisein der Familie ist keine Option.

Viele Menschen berichten, dass sie ihre Angehörigen vor deren Covid-Tod nicht mehr sehen konnten. Wie ist das bei Ihnen geregelt?

Leider gehört die Isolation bei einer Covid-19-Erkrankung dazu. Die Patienten sehen nur noch Mitarbeiter des Krankenhauses in voller Montur. Das ist ganz schön gruselig, ich habe das ja selbst als Covid-Patient erlebt. Das verstärkt noch mal dieses subjektive Gefühl der Einsamkeit. Und je mehr Patienten das Pflegepersonal und die Ärzte zu versorgen haben, desto weniger Zeit können sie sich für den Einzelnen nehmen. Das ist sehr traurig. Im Frühjahr war das anders, da konnten wir die Patienten länger auf der Station behalten, im Schnitt 14 Tage. Und wir hatten nur 15 bis 20 Patienten, konnten uns also auch mehr Zeit für jeden Einzelnen nehmen. Jetzt ist die durchschnittliche Liegezeit pro Covid-Patient auf unserer Station deutlich kürzer. Die Angehörigen erreichen unsere Patienten über Video-Telefonie. Wir haben Tablets auf der Station. Und in schwierigen Fällen, wenn jemand stirbt, dürfen Angehörige mit Ausnahmeregelungen den Patienten auch sehen. Natürlich in voller Schutzmontur. Das sind Ausnahmen, aber menschlich müssen die einfach sein.

Das muss auch für die Mitarbeiter hart sein. Wie ist die Stimmung?

Die letzten neun Monate haben gezeigt, dass viele Mitarbeiter über sich hinausgewachsen sind. Dass wir nun mehr als doppelt so viele Patienten wie im Frühjahr versorgen können, mit einer ähnlichen Personalausstattung – ich hätte nicht gedacht, dass das so möglich ist. Aber es hat seinen Preis: Das Personal wird mürbe. Der Ton wird stellenweise schroffer. Durchhalteparolen helfen nur begrenzt. Aber es gibt die Perspektive, dass wir das momentane Arbeitspensum nicht über das ganze Jahr 2021 durchhalten müssen. Das ist eigentlich das Einzige, was wirklich hilft. Ich würde es begrüßen, wenn die Politik etwas dafür tun könnte, das medizinische Personal zu entlasten. Ich meine gerade keine Boni oder finanzielle Hilfen. Akut halte ich es für wichtiger, dass die Gefährdung und der Druck auf das Personal weniger werden. Das kann nur durch nachlassende Neuinfektionen erreicht werden. Damit wir 2021 endlich aus diesem Krisenmodus herauskommen können. Und dann müssen wir uns mit dieser Erfahrung als Gesellschaft fragen, was uns gute Pflege in Zukunft auch finanziell wert ist.

Über einen harten Lockdown wird gerade heftig debattiert. Die Kanzlerin hat am Mittwoch eine emotionale Rede im Bundestag gehalten. Wie nehmen Sie diesen Diskurs wahr?

Ich kann Angela Merkels Reaktion verstehen. Immer wieder dasselbe zu machen und zu erwarten, dass dabei dann etwa anderes herauskommt, ergibt keinen Sinn. Jetzt warten wir schon seit geraumer Zeit mit unseren sehr leichten Maßnahmen darauf, dass die Kurve der Neuinfektionen sinkt. Das tut sie nicht. Und wir wissen, dass der Anteil der Älteren unter den Neuinfizierten immer weiter ansteigt. Das heißt nichts anderes als: Die Belastung der Intensivstationen und Krankenhäuser geht immer weiter hoch. Man muss sich überlegen, wie man diesen Kreis durchbrechen kann. Das müssen die Politik und die Epidemiologen und Virologen übernehmen. Ich kann aus meiner Position nur sagen: Wir brauchen ein Abflachen der Neuinfektionskurve und einen besseren Schutz der Risikogruppe über sechzig.

Wo stecken sich denn Ihrer Einschätzung nach die meisten Patienten im „Lockdown light“ an?

Die Anzahl der Menschen, bei denen das nicht nachvollzogen werden kann, ist sehr hoch. Viele haben einen unmittelbaren kleinen Kreis, in dem es einen positiven Fall gibt. Da ist die Sache klar. Aber woher die es dann haben, das weiß man meist nicht. Wir bekommen viele Patienten, die sich ganz einfach bei Familienangehörigen angesteckt haben. Aber die Rekonstruktion der Infektionskette bis zum „Patient null“ gelingt schon lange nicht mehr.

An Weihnachten wollen viele Menschen ihre Familie sehen. In den Vereinigten Staaten haben sich viele Covid-Patienten bei der Thanksgiving-Feier angesteckt.

Wir sollten von den Erfahrungen der Amerikaner lernen. Es ist aus epidemiologischer Sicht kein Geheimnis, dass das Weihnachtsfest, bei dem verschiedene Generationen teilweise nach längeren Reisen zusammenkommen, eine erhebliche Gefahr darstellt. Ich verstehe auch den Wunsch vieler Menschen und der Politik, so viel, wie es eben geht, durchgehen zu lassen. Aber mit den Erfahrungen der letzten Wochen und aus den Vereinigten Staaten sehe ich einfach keinerlei Möglichkeit, über die Weihnachtsfeiertage die Regeln zu lockern. Es sei denn, man nimmt tatsächlich einen dramatischen Anstieg der Neuinfektionskurve und der Todesfälle in Kauf. Ich glaube, das ist unmöglich zu verantworten.

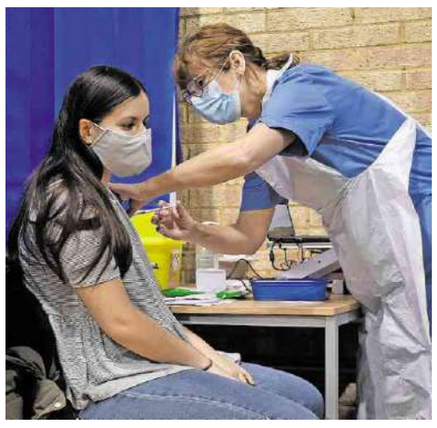
Aktuell sind an Weihnachten und Silvester zehn Personen aus egal wie vielen Haushalten erlaubt.

Ich halte das nicht für vertretbar.

Was macht Ihnen im Moment am meisten Sorgen?

Etwas Medizinisches. Wir freuen uns natürlich auf den Impfstoff. Wenn der gut angenommen wird, sorgt er im besten Fall dafür, dass wir immer weniger Covid-Patienten aufnehmen müssen. Es wird aber weiter Fälle geben. Und ein wirklich effektives, gut wirksames Medikament für Patienten in der Frühphase der Erkrankung, bei denen sich ein schwerer Verlauf abzeichnet – das fehlt uns noch. Für den Patienten, bei dem ein hohes Risiko vorliegt, weil er älter ist oder Vorerkrankungen hat, oder bei dem man anhand von Blutwerten einen schweren Verlauf prognostizieren kann, haben wir noch kein durch Studien in der Effektivität bestätigtes Medikament. Remdesivir hat in der WHO-Studie leider keine signifikante Wirkung gezeigt. Es kann aber sein, dass es bei bestimmten Gruppen hilft. Ähnlich sieht es beim Rekonvaleszenzplasma aus, das in den ersten Studien enttäuschende Ergebnisse geliefert hat. Aber auch da laufen noch Studien mit dem Fokus auf Hochrisikogruppen. Für uns Mediziner ist es einfach schwierig: Wir sehen, dass sich ein schwerer Verlauf abzeichnet, aber wir sind gegen diese Entwicklung oft machtlos. Wir können für die größtmögliche Sicherheit der Patienten sorgen und versuchen, die Verschlechterung nicht zu verpassen, und natürlich zusätzliche Komplikationen behandeln. Aber kausal können wir in dieser Phase nicht helfen. Wir dürfen bei der Freude über den Impfstoff nicht vergessen, dass wir solche Medikamente brauchen und die Forschung daran weitergehen muss.

Die Fragen stellte Johanna Dürrholz.



Momentaufnahmen der Pandemie: Fußgänger in Köln, Erinnerung an die Maskenpflicht, Impfung in Wales, eine erschöpfte Kanzlerin, Konzentration in der Klinik; unser Interviewpartner (u.r.). Foto AFP, dpa, privat, Imago, Frank Röth, Finn Winkler

„Wir ringen mit dem Kontrollverlust“

Stand der Dinge: In unserem regelmäßigen Anruf bei Dr. Cihan Çelik spricht der Intensivmediziner über seine Station, seine Erwartungen an die Politik und warum trotz Impfstoff ein Medikament zur Covid-Behandlung gefunden werden muss.

„Jetzt ist alles to go“: Ahmet vor dem Café seiner Mutter in Moabit Mitte November. Nach der Schule kommt er hierher, macht Hausaufgaben und hilft im Laden. Foto Jens Gyarmaty

Zum Beispiel Ahmet, 6c, Moabit

Der Berliner Grundschüler muss all die Veränderungen bewältigen, vor die Corona ihn so stellt: im Unterricht, mit seinen Freunden, im Café der Mutter. *Julia Schaaf* hat seit den Sommerferien sein Leben protokolliert.

Montag, 24. August

94 neue Corona-Fälle in Berlin

Heute in Mathe haben wir ausgerechnet, was wir in den Sommerferien gemacht haben. Ich zum Beispiel habe 453 Stunden geschlafen. Wir waren in der Türkei, meine Oma und mein Opa leben da. Bevor wir zurückgefahren sind, mussten wir einen Corona-Test machen. Das hat vielleicht wehgetan, als sie diesen Stab in meine Nase gesteckt haben! Erst in meinen Mund, bis zum Gaumen, dann in die Nase, richtig tief. Aber der Test war negativ, und ich habe mich gefreut. Ich hatte Angst, dass ich sonst nicht zurück in die Schule kann. Zu Hause ist mir öfter langweilig. In der Schule sehe ich meine Freunde und habe Unterricht.

Wir müssen jetzt Abstand halten. Und wir müssen Masken tragen, was ich doof finde, weil man weniger Luft kriegt. Nur im Klassenraum dürfen wir die Maske abnehmen. Ich habe zwei normale Stoffmasken und meine Lieblingsmaske, eine K9, die aussieht wie ein Schnabel, wie Donald Duck. In der Mensa dürfen wir nicht mehr nebeneinandersitzen. Spielen können wir schon noch, in den Hofpausen, aber nicht so Hand geben und umarmen. Wir Großen halten uns eigentlich an die Regeln. Weil wir wissen, worum es geht: Das ist eine sehr schlimme Krankheit, an der man sterben kann.

Meine Eltern haben ein kleines Café, meine Mama arbeitet auch noch bei Penny, und abends backt sie manchmal Kuchen. Mein Papa geht um drei Uhr los und bereitet alles vor, um sechs Uhr kommt meine Mama und löst ihn ab, und Papa kommt nach Hause, um mich in die Schule zu bringen. Ich habe zwei Schwestern, 16 und 23 Jahre alt. Die sind groß, und ich bin klein. Das nervt. Meine große Schwester hat ein Zimmer bei meiner Oma, und die wohnt direkt unter uns. Ich teile mir das Zimmer mit meiner anderen Schwester.

Ich gehe in die 6c der Hansa-Grundschule. Es ist schön da: anständig, sauber. Keine Prügeleien, kein Stress. Und ich mag den Unterricht. Von den Noten her bin ich nicht so der allerbeste. Die Lehrer haben gesagt, wir müssen viel Stoff aus der fünften Klasse wiederholen. Wegen Corona haben wir viel verpasst. Und ich komme bald auf die Oberschule. Ich will mal Polizist werden: So im Auto rumfahren, und dann, falls es Stress gibt, zu den Leuten hingehen und sagen: Stopp, um was geht es hier?

Dienstag, 1. September

68 neue Corona-Fälle in Berlin

Ich bin zum Schüler der Woche gewählt worden, weil ich gut war. Also: nett. Mein Freund hatte kein Essen dabei, da habe ich ihm was abgegeben. Er hat im Unterricht nicht zugehört, und ich habe ihm was erklärt. Ich habe einen Hausaufgabengutschein bekommen: Wenn ich mal die Aufgaben vergesse, kann ich den einlösen.

Heute hatten wir drei Stunden Ausfall. Mein Freund und ich haben über Kindergartenzeiten geredet und die ganze Zeit gelacht. Sonst spielen wir oft China. Da braucht man einen Ball und eine Tischtennisplatte, man steht sich gegenüber und wirft, und wenn der Ball runterfällt, hat man verloren. Nachmittags laufe ich mit meinen Freunden nach Hause. Dann bin ich bei meiner Mama im Café. Es gibt da eine Ecke, wo ich es mir gemütlich machen kann. Samstags treffen wir uns bei meiner Oma zum Frühstück: mein Onkel, meine Tante und wir fünf.

In Mathe teilen wir: Da ist eine runde Pizza, und du musst die auf 16 Leute aufteilen. In Deutsch machen wir so was über Nominativ, maskulin, Genitiv. Heute hat mir mein Freund eine Frage gestellt, die konnte ich nicht beantworten: Nach was schmeckt Wasser? Da habe ich den ganzen Tag drüber nachgedacht.

In einem Monat sind wieder Herbstferien. Ich freu mich schon, dann haben wir wieder frei, und ich kann mehr Playstation spielen. Das darf ich sonst nur am Wochenende.

Dienstag, 8. September

56 neue Corona-Fälle in Berlin

Mir geht es gut. In der Schule ist es wie immer, am Wochenende waren wir wieder bei meiner Oma. Aber ich langweile mich auch nicht. Ich habe Playstation gespielt, Fortnite, mit Freunden. Wenn ich alleine bin, gucke ich Youtube.

Dienstag, 22. September

169 neue Corona-Fälle in Berlin

Irgendwie ist das jetzt normal: Abstand halten, Masken tragen. Es gibt am Eingang zur Schule dieses Desinfektionsmittel, das so stinkt, dass ich es nicht benutzen will. Da gehe ich mir eher die Hände waschen. Seife und Handtücher gibt es genug. Ich bin mit der ganzen Klasse befreundet, aber nachmittags treffe ich mich nur mit Jungs. Die Mädchen in unserer Klasse sind zickig und schreien viel. Und sie kleben sich Fake-Nägel dran. Dann gehen sie an die Tafel oder an Glasscheiben und kratzen extra darüber. Das nervt mich. Wir sind in der Pause immer bei den Tischtennisplatten. Alle Jungs spielen China, und die Mädchen laufen rum und kleben sich Nägel an.

Wenn ich drei Wünsche frei hätte, würde ich mir Unsterblichkeit wünschen. Dass Corona aufhört. Und unendlich viel Geld. Ich würde ein Haus, ein Auto, Handys und Schuhe kaufen. Schuhe sind cool, Air Force 1 und Jordans. Ich kriege am Zuckerfest Geld von meinem Onkel, meiner Tante, meiner Oma, meinem Opa, meiner Mutter, meinem Vater. Das tue ich in eine Ecke, und wenn ich was haben will, kaufe ich es. Ich habe mir eine Apple Watch gekauft, aber die ist zu Hause. In der Schule dürfen wir die nicht tragen, weil das ist wie ein Handy am Arm. Letztes Jahr habe ich mir Air Pods geholt. Manchmal sagen Mama und Papa zu mir, zum Beispiel, wenn ich ein neues Handy will: Sei froh, was du hast, andere haben das nicht.

Donnerstag, 8. Oktober

459 neue Corona-Fälle in Berlin

Morgen schreiben wir unsere allererste Arbeit, wir waren deshalb heute bei meinem Freund und haben im Arbeitsheft Aufgaben gemacht: Winkel, Brüche, Zahlenstrahl. Dann gibt es Ferien. Ich finde das schön. Zeit mit meiner Familie, Zeit für mich alleine, bisschen ausruhen, keine Hausaufgaben. Manchmal komme ich dann hier ins Café, manchmal treffe ich mich mit meinen Freunden, und dann sitze ich zu Hause und spiele Playstation. Bei meinem Freund an der Schule gab es einen Corona-Fall, seine Schule wurde geschlossen. Da habe ich gedacht: Ich will auch! Wieder ein bisschen ausschlafen . . . Ich wache oft um sechs Uhr auf und kann nicht mehr einschlafen. Dann warte ich bis sieben, mach mein Brot, zieh mich an. Um 7.45 Uhr bringt mich mein Vater in die Schule. Mit dem Auto oder, wenn das Wetter gut ist, mit dem Mofa. Meine Freunde fragen mich immer: Wie kannst du da dein Gleichgewicht halten? Aber das ist richtig leicht, wie Fahrradfahren. Ich find's cool. Die frische Luft. Manchmal, wenn es kalt ist, friere ich ein bisschen. Aber wenn es regnet, kriege ich keinen Tropfen ab. Alles kommt auf meinen Papa.

Als die Schule nach den Sommerferien neu angefangen hat, wollte ich erst gar nicht hingehen, weil ich Angst hatte, ich könnte Corona kriegen. Mit der Zeit wurde es besser, weil es keinen Corona-Fall gab. Dann wurde ich lockerer.

Dienstag, 27. Oktober

1135 neue Corona-Fälle in Berlin

Die Herbstferien waren langweilig. Ich war meistens zu Hause, habe viel geschlafen und gespielt: Fortnite und Among Us. Vier, fünf Stunden am Tag.

Gestern war dann wieder Schule. Eigentlich wollte ich lieber länger zu Hause bleiben. Aber es hat Spaß gemacht, meine Freunde und die Lehrer zu sehen. Jetzt wird jeden Freitag entschieden: grüne Stufe, gelbe Stufe, rote Stufe. Wenn grüne Stufe ist, müssen wir ganz normal mit Maske rumlaufen in der Schule. Gelb ist, da müssen die Lehrer im Lehrerzimmer Maske tragen. Rot bedeutet, es gibt Teilgruppen. Wenn mein Vater Fernsehen guckt, gucke ich manchmal mit. Daher weiß ich: Die Zahlen sind sehr gestiegen, und Berlin-Mitte ist Risikogebiet. Dabei fällt uns hier gar nicht viel von Corona auf. Nur wenn jemand hustet, drehe ich mich weg.

Mit dem Lüften ist es schlimmer geworden, wegen der Kälte muss man sich wärmer anziehen. Gestern hatte ich das vergessen und bin mit T-Shirt in die Schule gegangen, da war mir sehr kalt. Ein paar Fenster stehen immer offen, und einmal in der Stunde machen wir fünf Minuten Pause und reißen alle anderen auf. Für die Konzentration ist das nicht so gut. Man denkt die ganze Zeit ans Rausgehen, ob man eine Platte zum China-Spielen kriegt. Manchmal stört es auch beim Lernen: Grad ist man so richtig drin, dann heißt es: Wir gehen raus.

Früher habe ich meine Freunde öfter getroffen. Ich war jeden Tag bei meinem Freund oder er bei mir. Aber das liegt nicht nur an Corona. Wir gehen allgemein nicht mehr viel raus. Der eine will zu Hause spielen, der andere muss lernen.

Donnerstag, 5. November

1303 neue Corona-Fälle in Berlin

In unserer Schule gab es einen Corona-Fall, in der zweiten Klasse. Die Schule wird aber nicht schließen. Ein paar Freunde meinten gleich, wenn sie das ihrer Mutter sagen, werden sie bestimmt zu Hause bleiben. Ihre Mutter würde es inen dann nicht mehr erlauben, in die Schule zu gehen. Ich habe meinen Papa gefragt. Er sagt, solange ich meine Maske trage und Abstand halte, ist es okay.

Im Café meiner Mutter dürfen wir uns nicht mehr hinsetzen, sonst kriegen wir Strafe. Jetzt ist alles to go. Das Café ist total leer, die Stühle wurden umgedreht oder stehen auf den Tischen. Traurig irgendwie. Und schlimm, dass nicht mehr so viel Geld reinkommt. Aber wegen Corona muss das halt sein.

Ich bin voll froh wegen morgen: Morgen habe ich Geburtstag. Ich werde aufstehen und zwölf Jahre alt sein. Normalerweise lade ich all meine Freunde ein, und wir machen was Schönes: schwimmen, klettern, Playstation-Abend, Jungs-Abend. Ich durfte sonst fünf, sechs Kinder einladen. Dieses Jahr lade ich vielleicht nur meine engsten zwei, drei Freunde ein, mit denen ich sowieso immer zusammen bin. Es gibt eine Seilbahn, mit der man über ein Einkaufscenter fährt. Ich glaube, die hat offen.

Montag, 16. November

1621 neue Corona-Fälle in Berlin

Meinen Geburtstag konnten wir leider doch nicht feiern. Wegen Corona. Wir haben dann mit der Familie gefeiert. Ich habe Geld geschenkt gekriegt, das spare ich, und irgendwann kaufe ich mir die Playstation 5. Meine Freunde haben in der Schule gratuliert. Ich habe Kuchen mitgebracht, und vorher gab es das Happy-Birthday-Lied.

In der Schule ist es immer gleich. Nur inhaltlich ist es ein bisschen schwerer geworden. In Deutsch machen wir jetzt Sagen, in Mathe Brüche. Ich glaube, wir sind immer noch Stufe gelb. Auch meine Nachmittage sind normal. Aber ich hab gehört, dass zwei Türken den Impfstoff gefunden haben und dass er nächstes Jahr auf dem Markt kommen soll. Das kam in den Nachrichten. Da habe ich gedacht: Endlich kein Corona mehr.

Mittwoch, 25. November

1265 neue Corona-Fälle in Berlin

In der Politik diskutieren sie darüber, ob sie die Schulen schließen. Merkel ist dafür, die anderen nicht. Ich fänd eigentlich richtig, die Schulen zuzumachen: Hier im Café dürfen die Leute sich nicht hinsetzen. Wir in der Schule sitzen nebeneinander und haben sowieso in der Hofpause Kontakt. Deshalb wäre es besser. Aber irgendwie auch nicht. Man kann dann nicht so lernen. Man hat viele Hausaufgaben, und mit den Arbeitsblättern versteht man nicht so viel, weil die Lehrer nicht erklären und helfen können. Als wir im Frühjahr keine Schule hatten, habe ich am Tag zwei Stunden gelernt und dann eigene Sachen gemacht: Spiele spielen, Handy gucken. Ich glaube, wir holen immer noch Stoff aus der fünften Klasse nach.

Nachmittags bin ich immer im Café und helfe meinen Eltern: Brötchen machen und so. Wenn mir langweilig ist, bin ich am Handy, vielleicht so drei, vier Stunden am Tag.

Montag, 7. Dezember

1341 neue Corona-Fälle in Berlin

Wir mussten eine Sage lernen und wurden dafür benotet: Zwei. In der Mathearbeit habe ich auch eine Zwei. An meinem besten Tag habe ich drei Einsen bekommen. Zweimal in Kunst, einmal in Nawi. Aber Kunst ist auch nicht so was ganz Schweres. Wir haben in der Schule einen Weihnachtsbaum. Dafür mussten wir Kugeln ausschneiden und mit einem Muster bemalen.

Für die fünften und sechsten Klassen sind die Regeln strenger geworden: Wir müssen unsere Maske jetzt durchgehend tragen. Nach sieben Stunden ist sie so voller Spucke, das fühlt sich eklig an. Wenn man zu Hause ist, muss man sich erst mal das Gesicht waschen.

Und es ist so, so kalt. Manchmal musst du im Klassenzimmer deine Jacke anhaben. Aber dann kann man sich nicht gut bewegen. Auch beim Schreiben stört das. Wenn meine Hände frieren, muss ich sie in die Taschen stecken und aufwärmen.

Das Leben ist langweilig. Du kannst nichts mehr tun. Du kannst nicht mehr irgendwo sitzen, wenn du mit der Familie essen gehst. Kein Silvester, kein Weihnachten. Weihnachten feiern wir sowieso nicht. Aber für die anderen.

Das Schlimmste in diesem Halbjahr? Ich hatte einen Schock wegen dem Corona-Fall in der Schule. Da hatte ich Angst, bis es hieß, niemand hat sich angesteckt. Das Schönste war ein Tag, an dem alle Stunden ausgefallen sind. Da haben wir sehr lange China gespielt.

Vielleicht hört es ja auf mit Corona im neuen Jahr. Vielleicht. So Mitte des Jahres.

Die große Brause

Das Corona-Jahr lässt uns keine Wahl: Wir ertränken es in Champagner. Wer 2020 auf so vieles hat verzichten müssen, darf es zum Jahresende richtig prickeln lassen. Hier acht Vorschläge.

Von Stephan Reinhardt

Eines vorweg: Sie sehen auf dieser Seite herausragende Schaumweine aller Preisklassen, aber nur einen Champagner: Roederers Cristal ist unerreicht. Er kombiniert Intensität und Frucht mit Finesse, Eleganz und Präzision. Atemberaubend aber ist auch sein Preis. Nicht jeder von uns kann das Investment beim Trinken vergessen und daher auch nicht unbekümmert genießen. Daher habe ich einige meiner schäumenden Favoriten des sich neigenden Jahres dazugestellt, nicht zuletzt für die Künstlerinnen und Künstler unter Ihnen, die seit Monaten nicht auftreten und uns unterhalten können.

Grundsätzlich gilt: Nur wo Champagne draufsteht, ist auch Champagner drin. Champagne steht sowohl für eine traditionelle Herstellungsmethode, das Flaschengärverfahren, als auch für eine geschützte Ursprungsbezeichnung. Da kann der Bründlmayer-Sekt noch so gut schmecken: Er bleibt ein Langenloiser, mag er auch genau so erzeugt oder so gut sein wie Champagner.

REINER WEIN SPEZIAL

Reicht aber die Methode aus, um einem Champagner Gleichwertiges an die Seite zu stellen? Ist es also hinreichend, wenn der fertige Wein wie Champagner eine zweite Gärung auf der Flasche durchläuft, durch die er seine Mousse und die feinen Perlenketten erst erhält? Natürlich nicht, aber unmöglich ist es nicht, wenn auch immer anders.

Das Herz der Champagne schlägt rund anderthalb Stunden nordöstlich von Paris in Reims. Hier wachsen die Trauben im kühlen Klima auf kreidigen Kalkböden. Kalk gibt Champagner diese unnachahmliche Frische, Finesse und seidige Struktur, für die der Cristal ein Musterbeispiel ist. Wie im benachbarten Burgund fühlen sich die Pinot-Sorten sowie Chardonnay in der Champagne am wohlsten. Sie geben den Weinen eine gewisse Frucht, ohne dass diese in erster Linie fruchtig sind. Der eigentliche Reiz eines Champagners sind seine Kalk- und Hefenoten, die an Brot, Brioche, Nougat und Vanille erinnern und durch die absterbenden Gärhefen verursacht werden, mit denen hochwertiger Schaumwein über Jahre auf der Flasche vereint bleibt, bevor sie getrennt und der Wein für den Versand degorgiert wird.

Die hier empfohlenen Schaumweine von Donau, Rhein und Mosel dürften für Menschen, die ihre Sekte für gewöhnlich im Supermarkt kaufen, ein Kulturschock sein Es sind hochfeine und komplexe Crémants und Sekte, die erzeugt werden wie Champagner, aber aus anderen Klimaten und von anderen, teils sogar kalkarmen oder gar -freien Böden stammen wie etwa Schiefer (Mosel, Rheingau) oder Sandstein (Elsass). Auch die Rebsorten können andere sein, wobei sich Chardonnay und Pinot auch in anderen Regionen hervorragend für die Schaumweinerzeugung eignen. In Deutschland tut dies auch der Riesling. Er ist in der Regel aromatischer und fruchtiger als ein Champagner.

Zum Schluss ein paar praktische Ratschläge. Nehmen Sie für gute Schaumweine keine Sektflöte, sondern ein geräumiges Weinglas. Die Kohlensäure geht schon nicht so schnell verloren, und wenn doch, dann müssen Sie schneller trinken. An Schaumweinen sollte man ohnehin nicht nippen, man sollte sie besser kippen. Genießen Sie sie auch nicht zu kalt, sondern bei 10 bis 12 Grad. Schaumweine sind nicht immer nur Aperitif-, sondern können auch ausgewachsene Essensweine sein. Probieren Sie es einfach aus. Zuletzt: Öffnen Sie auch Schaumweine durchaus einige Stunden vor Genuss, bewegen Sie dann aber die Flasche nicht mehr (etwa in der Kühlschranktür), damit die Kohlensäure nicht verlorengeht. Auch Licht mag Schaumwein nicht. Den einen oder anderen Sektverschluss sollten Sie übrigens auch im Hause haben, falls die Flasche mal nicht leer werden sollte.

Ich wünsche Ihnen prickelnde Feiertage.

ACHT FLASCHEN IM GESCHMACKSTEST

Louis Roederer
Cristal + Cristal Rosé 2012

Der Wein für Kenner mit dicken Taschen. Der Cristal ist der erste und prächtigste Prestige-Champagner. Er kommt aus einem familiengeführten Haus in Reims und basiert ausschließlich auf eigenen Trauben (mehr Pinot Noir als Chardonnay). Diese wurden in 37 Grand-Cru-Parzellen händisch gelesen und vom „chef de cave" Jean-Baptiste Lécaillon zum perfekten Grundwein assembliert, der seine hochfeine Perlage über mindestens sechs Jahre Hefelager auf der Flasche bezieht. Der 2012 ist der erste rein ökologisch erzeugte Champagner des Hauses. Zusammen mit 2002er und 2008er ist der 12er der herausragende Jahrgang der letzten zwei Dekaden und zeigt alles, was den Cristal zur Legende hat werden lassen: Frische, Konzentration, Finesse und Nachhaltigkeit. Die Frucht ist hinreißend präsent, die Textur cremig, das Finish rasiermesserscharf, präzise und animierend jodig. Großer, als Rosé himmlischer (leider aber auch sagenhaft teurer) Champagner!
204,60 € über wein-bastion.de.

Valentin Zusslin
Crémant d'Alsace Clos Liebenberg 2012

Fünf Jahre lang habe ich warten müssen, bis es diesen großartigen Schaumwein aus dem südlichen Elsass in Deutschland zu kaufen gibt. Endlich ist er da, einer der feinsten Schaumweine Frankreichs! Er stammt aus einer biodynamisch bewirtschafteten Monopollage und assembliert Auxerrois und Riesling, wird im großen traditionellen Holzfass ausgebaut und reift über Jahre auf der Flaschenhefe heran. Jean-Paul und Marie Zusslin degorgieren ihn ohne Dosage als Brut Zéro und ohne Schwefelzugabe. Reiner, heller und feingliedriger kann ein Crémant nicht sein. Seit Jahren mein persönlicher Lieblingsschaumwein. Steht furchtlos neben besten Champagnern.
42,50 € über gute-weine.de

Ebner-Ebenauer
Blanc de Blancs Zero Dosage 2013

Das Weinviertel nördlich von Wien kann mehr als nur Grüner Veltliner. Zum Beispiel Sekt. Als Marion Ebner-Ebenauer mir vor Jahren den 2008er servierte, hätte ich ihn als Champagner durchgewunken, fest und dramatisch, wie er war. Zufallstreffer? Mitnichten. EE legte einen fulminanten 2010er nach, nun 2013. Nur die allerbesten Jahrgänge sind gut genug für diesen Sekt, der rein aus Chardonnay einer kalkreichen Einzellage besteht. Im Fass ausgebaut und über fünf Jahre auf der Flaschenhefe gelagert, wird er ohne Zuckerdosage als Brut Nature degorgiert. Frisch wie eine Limette, präzise und dicht, mit kalkiger Textur, ist der lagerwürdige 13er noch immer zu jung. Zum Kabeljau aber passt's schon.
67,75 € über weinfurore.de

Bründlmayer
Blanc de Blancs Brut Nature 2017

Der stärkste Sekterzeuger Österreichs sitzt in Langenlois im Kamptal: Willi Bründlmayer. Bezüglich Reinheit, Finesse, Leichtigkeit und Eleganz, verbunden mit Komplexität und Struktur, können einem Bründlmayer-Sekt nur feine Champagner die Perlen reichen. Die Blanc de Blanc Reserve Extra Brut, ganz aus Chardonnay-Trauben erzeugt, zeigt die Richtung an: ein feingliedriger, aber nachhaltiger Charmeur mit reuelosen 11,5 Prozent Alkohol (38,89 €). Überragend der frisch degorgierte 2017er Brut Nature, ebenfalls ein Blanc de Blancs vom Kalkboden. Konzentriert, fest, mineralisch und salzig wie ein Chablis, Jura oder eben: großer Champagner der Côte des Blancs. Ein schäumender Wein zum Essen, den man tags zuvor öffnen und dann nicht mehr bewegen sollte.
47,50 €, weinfurore.de

Frank John
Riesling Brut 50 2015

Kein Fest ohne John. Frank und Gerlinde John sind eine sichere Bank, wenn es um große Schaumweine alter Schule geht. Riesling kann im Sekt überaus fruchtig geraten, was charmant sein kann, auf Dauer (also beim zweiten oder dritten Glas) aber aufdringlich nerven könnte. Hier jedoch nervt nichts außer einer leeren Flasche ohne eine zweite im Kühlschrank. Bleiben nur noch 1000, denn mehr gibt es nicht hiervon. 50 Monate reifte dieser leichte und feine und doch substantielle wie strukturierte Sekt auf der Flaschenhefe. Klar, frisch und rein, kurzum: unwiderstehlich und doch anspruchsvoll. Aus biodynamischer Produktion.
45,13 € über weinfurore.de

Eva Fricke
Pinot Noir Rosé Brut Nature 2016

Endlich ein Rosé! Und was für einer. Vielleicht der feinste Rosé-Sekt im Lande, und falls nicht, bitte senden Sie mir Besseres in die Ostheide. Eva Frickes Sekt ist ein ungemein delikater und puristischer Rheingauer Spätburgunder mit hellrosa Farbe und der Finesse allerfeinster Schaumweine. Frische rote und schwarze Fruchtaromen mit würzigen Kirsch- und Wildhimbeernoten eröffnen das prickelnde Abenteuer und vermengen es mit Brioche und Nussaromen. Ein toller, feincremiger Sekt zum Brunch, den man auch danach noch als Aperitif trinken kann und zum Essen ja sowieso.
28 € über evafricke.com/shop

Sekthaus Krack
Chardonnay Brut Nature 2017

Dass Deutschland mal Herkunftsort weltberühmter Sekte war, wird einigen von Ihnen bekannt sein. Einige Deutsche brachten ihr Know-how dann in die Champagne und blieben: Bollinger, Taittinger, Deutz… Der Rest ist Geschichte. Gerade scheint wieder eine Art Gründerstimmung zu herrschen, denn nicht nur vom erst fünf Jahre alten Deidesheimer Sekthaus Krack hatte ich nie etwas gehört, als plötzlich die gesamte Serie von Anna und Christian vor mir stand. Einer feiner als der andere: leicht, filigran, sehr fein und elegant, genauso, wie Sekt eben sein muss. Der Chardonnay ist einer der komplexesten. Intensiv und frisch, mit Zitrus- und Briochenoten, ist dies ein kraftvoller, dichter und tiefgründiger Sekt für hohe Feste. Bitte für soloselbständige Künstler freihalten.
20 € über krack-sekt.de/sektshop

Heymann-Löwenstein
Pinot Noir Sekt Blanc de Noirs 2010

Der Moselsekt für Rotweintrinker und im besten Sinne ein Anti-Champagner oder, wie Reinhard Löwenstein sagt: „Wie ein Champagner alter Schule." Früher waren auch Champagner reichhaltiger, fülliger, barocker, als sie es heute – in Zeiten des Jugend- und Selbstoptimierungswahns – sind. Löwensteins im Fass gereifter und niedrig geschwefelter 2010er Spätburgunder ist erst im Sommer degorgiert worden, entsprechend tieffarbig, reich, intensiv und cremig kommt er daher, mit rauchig-speckigem Pinot-Bouquet und den typischen Briochenoten. Opulent und komplex, aber stets elegant und mit feiner Perlage, ist dies ein Sekt für sesselbesetzende Hedonisten statt für die Stehparty, die ja ohnehin ausfällt. So gesehen dann doch wieder ein Wein dieser Zeit.
23 € über hlshop.de

MODEERSCHEINUNG

Augen auf und durch

VON ANKE SCHIPP

Bella Hadid mit blauen Lidern und „Statement Wings". Foto Getty

Manche Körperteile gehören zu den echten Verlierern in der Corona-Pandemie. Zum Beispiel die Hand. Geben darf man sie nicht mehr, und ständig muss sie desinfiziert werden. Aus dem Blickpunkt geraten ist auch der Mund, jedenfalls in der Öffentlichkeit. Kaum aus dem Haus, muss er verdeckt werden. Lippenstift aufzulegen lohnt sich nicht mehr – sieht keiner und sorgt zudem für unschöne Flecken auf der Maske.

Es gibt aber auch Gewinner unter den Körperregionen: Augen zum Beispiel. Sie sind in der Pandemie immer wichtiger geworden, schließlich müssen sie die Hauptlast der Mimik tragen, wenn der Rest des Gesichts durch eine Maske verdeckt ist. Sie müssen unser Lächeln ausdrücken, unseren Ärger, unser Erstaunen.

Man sollte sie also gut behandeln – und durchaus betonen. Deshalb ist der No-Make-up-Trend der vergangenen Jahre keine so gute Idee, denn in Kombination mit einer weißen Maske sieht man dann sehr blass aus. Geheimnisvoll wirkt man dagegen, wenn man sich für den aktuellen Grungy-Smokey-Eye-Look entscheidet, bei dem man das Auge komplett mit dunklen Farben umrandet und den Kohlestift mit dem Finger noch mal schön verwischt. Das sieht zwar etwas gespensterhaft aus, passt aber auch irgendwie zu den trüben Zeiten.

Wer sich optimistischer präsentieren will, wählt Farbe. Zum Beispiel eine, die an einen wolkenlosen Sommerhimmel erinnert: Classic Blue ist die Pantone-Farbe des Jahres, und sie macht sich auch gut als Lidschatten. Wichtig: nicht als dünnen Balken, sondern großzügig auf dem ganzen Lid auftragen. Experten sagen übrigens, dass die Farbe Blau auf den Lidern das Weiß der Augen strahlender wirken lässt und sie zum Leuchten bringt. Die Alternative und noch leuchtender: Neon-orange.

Wem das zu grell ist, der sollte es wie Sophia Loren machen. Die italienische Schauspiel-Diva hat in den fünfziger Jahren ihre leicht schrägen Katzenaugen mit einem ausladenden Lidstrich betont. Heute nennt man das „Statement Wings". Oder auch „Schwalbenschwanz". Auch der wird in diesem Herbst und Winter nicht dünn, sondern richtig satt und ausladend aufgetragen. Stellen Sie sich einfach vor, Sie müssten in einem Stummfilm auftreten.

Von einem anderen Herbsttrend raten wir eher ab: Lidschatten in Rosttönen. In Kombination mit einer weißen Maske sieht man damit richtig blass und kränkelnd aus. Es sei denn, man verkneift sich parallel dazu das Zupfen: Eine buschige und natürliche Augenbraue ist gerade total im Trend. Der Effekt verstärkt sich, wenn man die Braue mit einem Puder im passenden Farbton auffüllt und in die gewünschte Form bürstet. Störrische Härchen lassen sich mit einem Gel fixieren.

Schrille Silvesterpartys fallen in diesem Jahr zwar leider aus. Wer sich dennoch fürs heimische Wohnzimmer aufbrezeln will, kann sich Glitzer auf das Lid oder rund ums Auge applizieren. Aber unbedingt Fotos machen und an Freunde verschicken. Oder in der Silvesterparty-Videoschalte mit den Augen ganz nah an die Kamera gehen. Mehr Effekt geht nicht!

HIER SPRICHT DER GAST

VON JÜRGEN DOLLASE

Man wünschte, der Chef der Welfen schaute vorbei

Im „Brauhaus Ernst August" in Hannover scheint die Küche zu oft überfordert

Nun ja, ein klein wenig zieht den Gast auch der Name dieses Hauses in der Innenstadt von Hannover an, obwohl Prinz Ernst August natürlich nur der Namensgeber ist und nicht hinter dem Tresen steht. Man wirbt hier auch eher damit, dass man „Norddeutschlands erfolgreichste Gasthausbrauerei" sei und eine „zeitgenössische Deutsche Küche" im Angebot habe, die auf der Karte dann als „Heimatküche" firmiert. Besucher aus Bayern oder dem Rheinland, also Regionen mit vielen traditionellen Brauhäusern, werden erst einmal irritiert vor diesem Neo-Brauhaus stehen, das mit seinen hellen Lichtreklamen und seinen diversen „Events" vor allem wie ein großes, populäres, eher modernes Restaurant aussieht. Und hier soll es also „Heimatküche" geben? Der Begriff „Heimat" wird auch kulinarisch arg strapaziert. Meint man mit „Heimatküche" wirklich die Küche der engeren Heimat, oder geht es mehr um das, was man in Deutschland von Nord bis Süd bekommt, aber eben nicht in Italien, Frankreich oder den Niederlanden?

Die Karte im „Brauhaus Ernst August" listet Schnitzel, Rumpsteak, Burger, Currywurst, Backhendl, Schweinshaxe oder Schupfnudeln auf, also – so viel ist erst einmal klar – keine spezifisch norddeutsche Regionalküche. Weshalb der Gast dann erst einmal das „Backhendl in Knusperpanade – vom Freilandhähnchen, außen goldfarben – innen zart und saftig, dazu hausgemachter Kartoffel-Gurkensalat und Wildpreiselbeeren" (16,90 Euro) probiert.

An der Beschreibung fallen zwei Dinge auf: erstens die Verwendung des Begriffs „Panade" statt „Panierung" (die Panade ist – Wikipedia hin, Wikipedia her – in der Kochkunst eine brothaltige Füllung). Schreibt man das, weil die Hähnchenstücke wirken, als ob das Fleisch irgendwie in Form gebracht worden wäre? Dabei ist die Panierung zu dunkel geraten, und das Fleisch könnte auch vom Schwein sein; vom „Freilandhähnchen" geschmacklich kaum eine Spur.

Und was soll zweitens der merkwürdige Hinweis darauf, dass der Salat hausgemacht sei? Der wässrig und unpräsent schmeckende Kartoffelsalat ist weit von guten Fassungen in anderen Regionen entfernt, so dass man eher an Imbissstube und nicht an Heimat denkt.

Bei den „Waldpilzen à la crème – frische Waldpilze in Rahm, mit großem, handgeriebenem Kartoffelrösti und kleinem Salat" (15,50 Euro) zeigt sich ebenfalls, dass die Küche hier ihre Grenzen hat. Ein solches Gericht klingt klar und einleuchtend, ist aber kulinarisch nur dann erfreulich, wenn es handwerklich präzise strukturiert ist. Die Pilze etwa wirken matschig und durch die Rahmsauce so weit aromatisch vereinheitlicht, dass man nur irgendeinen neutralen Pilzgeschmack identifizieren kann. Dass es sich um „frische Waldpilze" handelt, wird nicht klar. Verantwortlich dafür ist eine stark reduzierte Sahnesauce, die sich auf dem Teller in reine Fettpfützen und festere Bestandteile teilt.

Der Rösti-Puffer steht dem nicht nach. Er ist dick, kaum kross und sehr fettig, was zusammen mit den Pilzen ein Übermaß an Fettgeschmack erzeugt. Da nützt der kleine Salat dazu dann auch nichts mehr. Warum macht man so etwas? Geht es nicht besser, oder kann man es nicht besser machen, weil die Abläufe in einer Großküche das nicht hergeben und man zum Beispiel die Pilze nicht erst nach der Bestellung zubereitet, sondern sie viel früher vorbereiten muss?

Mit schwachen, nicht wirklich angepassten Weinen und einem unauffälligen Bier geht es an die „Deftige Rinderroulade – nach altem Hausrezept zart geschmort, mit Speck, Zwiebeln und Gurke gefüllt, dazu Apfelrotkohl, Kartoffelpüree und deftige Rouladensauce" (16,90 Euro). Hier erinnert die Roulade tatsächliche an traditionelle Fassungen. Die Proportionen der Füllung sind gut, die Sauce stimmig, nur der Rotkohl wirkt überhaupt nicht hausgemacht, sondern wegen eines undefinierbaren Nebengeschmacks eher fremdartig.

Am Ende eines nicht so recht ersprießlichen Besuchs kann sich der Gast die Bemerkung nicht verkneifen,

dass vielleicht Ernst August, der Chef der Welfen-Dynastie, hier einmal nach dem Rechten schauen sollte. Das wäre doch was.

„Brauhaus Ernst August", Schmiedestraße 13, 30159 Hannover, 05 11/36 59 50, www.brauhaus.net; Küche Montag bis Samstag ab 11.30 Uhr; Vorspeisen 4,90–14,90 Euro, Hauptgerichte 9,90–24,90 Euro.

Jürgen Dollase schreibt hier alle 14 Tage; nächste Woche an dieser Stelle: Kolumnist Stephan Reinhardt mit „Reiner Wein" (siehe auch das „Spezial" oben).

ALDI SÜD

DANKE

FÜR EUER VERTRAUEN –

7 Jahre in Folge!

Zum 7. Mal hintereinander beliebtester Einkaufsmarkt, bester Service und bestes Preis-Leistungs-Verhältnis in der Kategorie „Discounter“.
Wir sind auch in Zukunft immer wieder gerne für euch da!

aldi-sued.de/auszeichnungen

* ALDI SÜD ist nach Ansicht der von ServiceValue und FOCUS MONEY befragten Verbraucher der beliebteste Einkaufsmarkt, hat den besten Service und das beste Preis-Leistungs-Verhältnis, jeweils in der Kategorie Discounter. Mehr Informationen auf www.deutschlandtest.de/einkaufen

Nach dem Kneten kommt das Rollen. Schön dünn!

Fotos Frank Röth

Zuckerguss lässt sich mit Speisefarben veredeln.

Nach schönen Förmchen suchen. Immer nur Sterne ist langweilig.

Dekorieren mit bunten Streuseln, Liebesperlen oder Herzchen.

Kinder lieben Freestyle – also keine Vorgaben beim Verzieren!

Schneller Plätzchenteig

350 g Mehl, 100 g Zucker, 200 g weiche Butter, 2 EL Sahne oder Milch, 2 Prisen Salz

Mehl, Zucker, Butter, Sahne und Salz mit dem Knethaken des Rührgeräts und dann mit den Händen zu einem Teig verkneten. Anschließend zu einer Kugel formen, in Frischhaltefolie einwickeln und eine Stunde im Kühlschrank kalt stellen. Ofen auf 180 Grad (Ober- und Unterhitze) vorheizen. Den Teig auf etwas Mehl ausrollen (oder zwischen zwei Bögen Backpapier), Formen ausstechen und auf ein gefettetes oder mit Backpapier ausgelegtes Backblech legen und auf der Mittelschiene ca. 12 Minuten backen. Abkühlen lassen und anschließend nach Belieben verzieren.

Backe, backe, fluchen

Als gute Mutter muss man in der Adventszeit mit den Kindern Plätzchen backen. Was aber, wenn man dazu kein Talent hat? Unsere Autorin *Anke Schipp* hat lange versucht, sich durchzumogeln.

Es ist so weit. Überall in deutschen Küchen geht es in diesen Tagen geschäftig zu: Menschen, die kneten, rollen, ausstechen, während ein himmlischer Duft von warmem Teig, Vanille, Zimt und Nelken durch die Wohnung strömt. Plätzchenbacken gehört zur Vorweihnachtszeit wie der Adventskranz, die Kerzen, die Sterne und das Singen von Weihnachtsliedern. Was aber, wenn man nicht backen kann?

Grundsätzlich ist das natürlich keine Schande. Es fällt ja in der allermeisten Zeit unseres Lebens auch nicht auf, wenn wir keine Reifen wechseln oder nur unzureichend Socken stopfen können. Backen ist nicht lebensnotwendig, es ist eher ein *add-on*: schön, wenn man es kann. Anders gesagt: Backen ist die kleine Schwester des Kochens. Aber selbst das muss man heute nicht mehr draufhaben, es gibt Take-away-Essen, Tiefkühl-Pizza und Convenience-Food, das fast so schmeckt, als hätte man es selbst gekocht. Und Gott sei Dank wird keine Frau mehr daran gemessen, wie gut sie backen kann und ob sie in der Lage ist, eben mal eine Schwarzwälder Kirschtorte zum Geburtstag beizutragen.

Deshalb ist es lange Jahre meines Lebens nicht weiter aufgefallen, dass ich unter einer Backschwäche leide. Bei uns zu Hause wurde selten gebacken, womöglich eine familiäre Disposition. Wir sind überwiegend keine Kuchenesser, auch wenn es Großtanten gibt, die aus der Art geschlagen sind und an Familienfeiern volle Backbleche im Sekundentakt liefern. In ökotrophologischer Hinsicht bin ich eher der salzige Typ. Lange Zeit glaubte ich, dass ich mit dem Manko leben kann, ich definierte es noch nicht mal als Problem. Warum sollte ich mich im Backen weiterbilden, wenn ich gar nicht so gerne Kuchen esse? Studium, Start in den Job, alles wunderbar. Keiner schaute komisch, wenn ich zum Geburtstagskaffee gekauften Kuchen aus der Bäckerei anbot – oder einfach gar keinen. Gelegentlich unternahm ich hilflose Backversuche, die endeten aber stets mit komplett zerbröselten Mürbeteigen im Mülleimer, angebrannten Plätzchen oder Sandkuchen, der nach dem Lösen aus der Kastenform aussah wie ein eingestürzter Bungalow.

Dass etwas mit mir nicht stimmen könnte, merkte ich erst, als ich Mutter wurde. Plötzlich waren sie da, die vielen Anlässe, zu denen man backen musste: Kindergeburtstage, Sommerfeste, Weihnachtsfeiern und als Höhepunkt die Adventszeit – vier Wochen lang ein schlechtes Gewissen beim Anblick des kalten Backofens.

Nach der Geburt meiner ersten Tochter behalf ich mir zunächst mit Fertigbackmischungen. Ich wechselte ab zwischen einem Rührkuchen mit Schokoflocken und Muffins aus Schokolade, die ich mit bunten Smarties dekorierte. Sah wenigstens kindgerecht aus. Heimlich bestaunte ich allerdings bei den Kuchenbuffets im Kindergarten die Exemplare der anderen Mütter. Natürlich ahnte ich, dass versierte Backmütter schmecken würden, dass meine Kuchen von Dr. Oetker kamen. Manchmal gab ich es sogar zu und machte Witzchen darüber. „Ist doch okay“, sagten sie dann. Das fand ich eigentlich auch. Bis meine Tochter eines Tages aus der Schule kam und von den Muffins einer Schulfreundin schwärmte: „Die haben so super geschmeckt, die müssen wir auch mal machen!“

Mein schlechtes Gewissen fühlte sich zwar nicht so an, als hätte ich meine Tochter die letzten sechs Jahre nur vor dem Fernseher geparkt, ohne ein einziges Mal mit ihr zu spielen. Trotzdem dachte ich darüber nach, ob ich mein Konzept korrigieren und mich an etwas heranwagen sollte, was ich mir nicht so richtig zutraue. Probier’s doch einfach mal! Das sage ich ja auch immer meinen Kindern.

Als Erstes kaufte ich mir ein Backbuch für Anfänger. Mein Pilotprojekt: versunkener Apfelkuchen. Diesmal nahm ich die Sache ernst, hielt mich genau an die Vorgaben, denn das ist es, was die Könner immer raten: Beim Backen nie frei nach Schnauze! Vermutlich ist Backen einfach Chemie, und tatsächlich: Ich hatte die richtige Formel gefunden. Der Kuchen ging zwar nicht richtig auf, aber er schmeckte nicht schlecht. Ich machte weitere Schritte, um mein Backrepertoire zu erweitern. Dabei wurde ich nicht übermütig, sondern blieb beim versunkenen Apfelkuchen und wagte mich immer mal an schwierigere Dinge: Käsekuchen, Biskuitboden, Lemontartes. Nicht alles gelingt mir, aber ich werde immer besser.

Ich bevorzuge immer noch unkomplizierte, aber wirkungsvolle Rezepte wie den einfachsten Plätzchenteig der Welt (siehe Kasten oben rechts). Exotische Zutaten meide ich. Es reicht mir, dass ich vier, fünf Kuchen im Portfolio habe, die einigermaßen schmecken. Niemand würde sagen: Wow, die hat Talent! Es ist also nicht eine Erfolgsgeschichte wie von der Couch-Potato zur Marathonläuferin. Eher bin ich backtechnisch gesehen eine solide Joggerin.

Was meine Kinder betrifft, so versuche ich, sie regelmäßig zum Backen zu motivieren. Schließlich ist Backen kein Schulfach. Eigentlich schade, sonst gäbe es für die schweren Fälle von KBS (Koch-Back-Schwäche) Förderunterricht, und die Lehrer würden sagen: üben, üben, üben. Oder: Wer backen kann, ist besser dran. So wird es immer wieder Menschen geben, die mit ihrem Backofen nichts anfangen können. Das will ich verhindern und stehe deshalb im Dezember in der Küche, während Rolf Zuckowski unermüdlich „In der Weihnachtsbäckerei“ singt, zeige den Kindern, wie man abwiegt, quirlt, Eier trennt, Glasuren macht. Und hoffe darauf, dass sie etwas mitnehmen – fürs Leben.

Mach was draus!

Plätzchen backen muss kein Hexenwerk sein – wenn man ein paar Dinge beachtet.

Einfach halten: Natürlich kann man eine Vanilleschote auskratzen, um das ultimative Vanillearoma zu bekommen. Fertiger Vanillezucker tut es aber auch. Gerade mit kleinen Kinder ergibt es keinen Sinn, komplizierte Dinge auszuprobieren. Butter, Zucker und Mehl – mehr braucht es nicht für den einfachen Butterplätzchenteig (siehe Rezept oben). Das hat man fast immer im Haus – und den Kindern reicht es. Denn Teigkneten und Verzieren sind die Dinge, die ihnen beim Backen Spaß machen. Wer unbedingt möchte, kann den Teig mit gemahlenen Mandeln oder Kakaopulver verfeinern.

Hund, Katze, Maus: Investieren Sie in originelle Förmchen, denn nur Weihnachtssterne und Monde sind auf Dauer langweilig beim Ausstechen. Hübsche Tiere oder Figuren machen einfach mehr her.

Dekowunder: Besonders schön sehen die Plätzchen mit Zuckerguss aus. Wer absolut keine Zeit hat, kann fertigen Zuckerguss aus dem Backregal nehmen. Ansonsten 250 g Puderzucker, 1 Eiweiß, 2 EL Zitronen- oder Orangensaft vermischen. Noch besser deckt die Glasur, wenn man 2 EL geschmolzenes und wieder lauwarm abgekühltes Kokosfett unterrührt. Und zum Hingucker werden die Plätzchen, wenn man in den Zuckerguss Lebensmittelfarbe gibt. Dann mit dem Pinsel aufstreichen und mit bunten Perlen, Streuseln oder Zuckerschrift verzieren. Schön sieht es auch aus, wenn man zwei verschiedene Farben übereinanderstreicht und sie dann mit einem Holzstäbchen vermischt.

Doppeldecker: Wie wär’s mit Füllung? Dafür ein Plätzchen mit Gelee oder Nuss-Nougat-Creme betupfen und ein anderes draufsetzen.

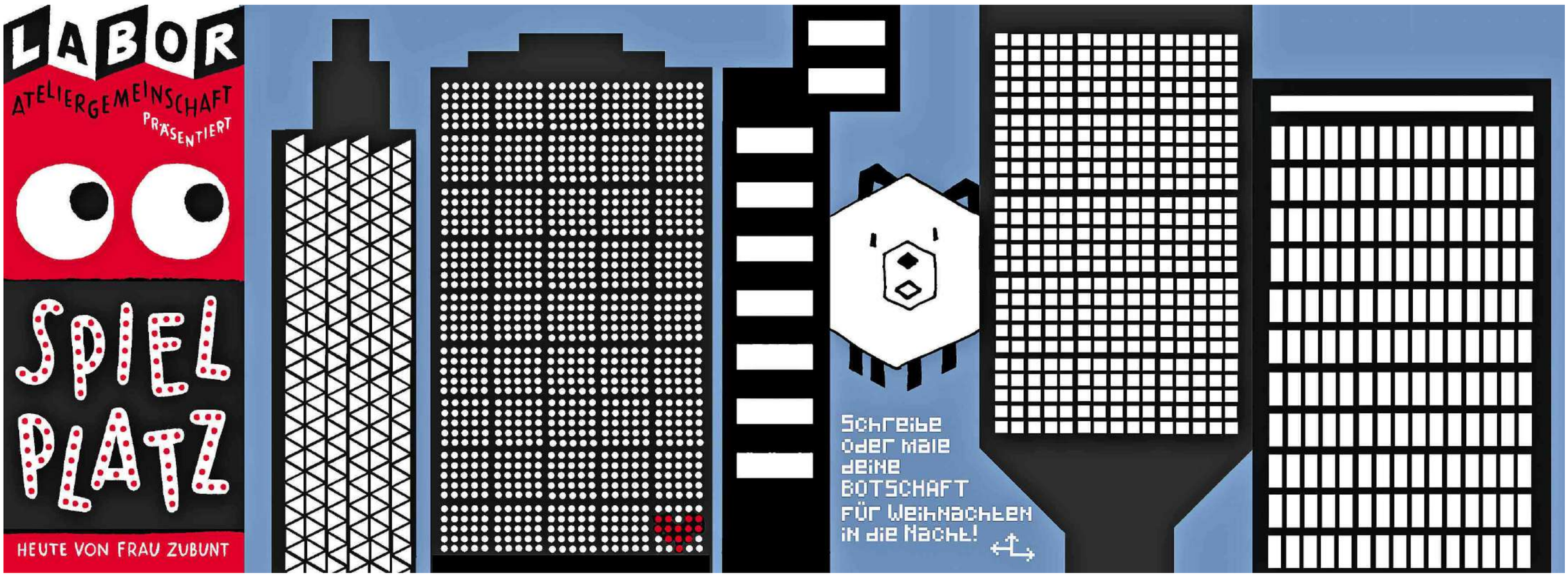
Wenn’s schnell gehen muss und keine Zeit zum Ausstechen ist, den Teig zu einer Rolle formen, davon 1 cm große Taler abschneiden und dann backen. Mit Puderzucker bestäuben.

Auf das Timing achten: Vor allem kleine Kinder haben wenig Ausdauer. Deshalb an einem Tag backen, am anderen verzieren.

Perfektionismus hat in der Weihnachtsbäckerei nichts zu suchen. Deshalb den Kindern nicht alles vormachen, sondern sie zum Freestyle ermutigen und einfach mal die Küche verlassen. Wenn Mamas Plätzchen immer toller aussehen, verlieren sie sonst schnell die Lust.

Hübsch verpackt sind die Plätzchen ein ideales Geschenk für Freunde und Verwandte. Klarsichttüten sind nicht sehr umweltfreundlich, deshalb lieber (bemaltes) Butterbrotpapier oder Pappschachteln nehmen. *ipp.*

NUR FÜR KINDER UND ALLE ANDEREN



Wenn du das Atmen neu lernen musst

Spezialisierte Zentren entwöhnen Patienten von künstlicher Beatmung. Das ist ein Segen für schwer Erkrankte – erst recht in diesen Zeiten.

Von Eva Schläfer

Ängste abbauen, Vertrauen aufbauen: Langzeitbeatmete Menschen benötigen viel Unterstützung bei der Rückkehr ins selbständige Leben. Fotos Lucas Bäuml

Was ist die Hauptaufgabe des Lungenfacharztes? „Beatmung zu vermeiden. Oder zumindest zu verkürzen." Diese Antwort gibt einer, der es wissen muss: Henry Schäfer, Chefarzt der Klinik für Pneumologie, Kardiologie und Beatmungsmedizin im Bürgerhospital in Frankfurt am Main. Denn künstliche Beatmung kehrt die Atemmechanik um, presst Luft in die Lunge hinein, während die natürliche Atmung sie ansaugt. „Das kann die Lunge ab dem ersten künstlichen Atemzug schädigen", erklärt Schäfer.

Für bestimmte Patienten entwickelt sich daher die Beatmung, die akut ihr Leben rettet und unumgänglich ist, zu einer dauerhaften Bürde. Es trifft sehr häufig eher ältere Menschen, die sich einer größeren Operation wie einem Bypass, einer neuen Herzklappe oder einem Hüftgelenk unterziehen müssen und zudem vorerkrankt sind. Vier Stunden an der Beatmungsmaschine während der OP plus ein paar weitere danach zur Stabilisierung können ältere und kranke Lungen derart schwächen, dass die Beatmung nicht so schnell oder gar nicht zu beenden ist.

Das liegt daran, dass unsere Atmung ein komplexes System ist, das autonom aus dem Hirnstamm gesteuert wird. An ihr beteiligt sind die Lunge, das Zwerchfell und die Atemmuskulatur zwischen den Rippen und am Hals. Die Muskulatur kann sich, obwohl sie mit jedem Atemzug trainiert wird, schon innerhalb von 24 Stunden, in der sie vom Beatmungsgerät ersetzt wird, so zurückbilden, dass der Körper nicht mehr in der Lage ist, den Brustkorb allein zu heben und zu senken.

Wohl dem, der dann einen Platz in einem „Weaning"-Zentrum bekommt, einem Entwöhnungszentrum von künstlicher Beatmung. Rund 40 davon gibt es in Deutschland, eines ist im Frankfurter Bürgerhospital angesiedelt und wird von dem 52-jährigen Henry Schäfer geleitet. Rund 100 Patienten werden hier pro Jahr behandelt; neben den erwähnten Betroffenen zählen auch Menschen mit schwerwiegenden Infektionen wie Lungenentzündungen sowie stark übergewichtige, an Diabetes leidende Personen zur Stammklientel des Zentrums. Als Schäfer seine Tätigkeit 2006 begann, konnte er die Krankenhausleitung überzeugen, den Aufbau einer solchen kostspieligen Spezialeinrichtung zu unterstützen.

„Bei null" habe er begonnen, erinnert sich Schäfer. 2014 erhielt die von ihm aufgebaute Station das Prädikat eines zertifizierten Weaning-Zentrums von der Deutschen Gesellschaft für Pneumologie. „Das Wesen eines Weaning-Zentrums ist das einer spezialisierten Intensivstation für langzeitbeatmete Menschen", sagt Schäfer, muss dann aber weiter ausholen, um seinem Gegenüber zu erklären, was er so en détail tut. Im Ausland passiert ihm das sogar in Medizinerkreisen, da Weaning-Zentren eine Besonderheit des deutschen Gesundheitssystems sind.

Die Idee geht auf einen Pneumologen aus Hannover zurück, der die Versorgung von langzeitbeatmeten Patienten in Deutschland verbessern wollte. Ein großer Anteil der Intensivstationen ist anästhesiologisch geführt. Sie haben den Fokus klar auf der Akutversorgung. Wenn sich der Zustand von Patienten nach beispielsweise einer OP nicht rasch verbessert, sind sie nicht darauf ausgelegt, diese bei sich zu behalten, da sie Platz für neue Patienten benötigen. In solchen Fällen wurden Betroffene – und werden es teilweise auch heute noch – gerne mal in Einrichtungen verlegt, in denen die Frage, ob der Patient eine Chance hat, vom Beatmungsgerät loszukommen, nicht ganz so aufmerksam verfolgt wird.

In einem Weaning-Zentrum hingegen hat die Entwöhnung oberste Priorität. „Wir sind für die zweite Phase der Intensivbehandlung zuständig, wenn der Grund für die Beatmung eigentlich vorüber ist, der Patient aber trotzdem noch nicht ohne klarkommt", erklärt Pneumologe Schäfer. Und er sagt: „Unser Ziel ist es, dass der Patient so gut wie möglich intensivrehabilitiert wird."

Dazu gibt es im Bürgerhospital neben einer modern ausgestatteten Intensivstation mit zwölf Betten die gleiche Anzahl an Intensivbetten, die den Bedürfnissen der Weaning-Patienten gerecht werden. Sie verbringen im Mittel rund 30 bis 40 Tage im Zentrum, teilweise aber sogar mehrere Monate. Deshalb sei es wichtig, sagt Schäfer, dass die Patienten wenigstens ein bisschen Privatsphäre hätten, ohne dass die medizinische Qualität leide. Von einem Gefühl wie zu Hause sei man natürlich weit entfernt, aber Einzelzimmer mit Dusche und großen Fenstern, Fernsehern, einem Bild an der Wand und

Henry Schäfer leitet das Frankfurter Weaning-Zentrum.

Tisch und Stühlen für Besucher bieten einen anderen Rahmen als ein klassisches Intensivzimmer.

Ein weiterer Punkt, den ein Weaning-Zentrum erfüllen muss, ist die apparative Ausstattung. Allen voran Beatmungstechnik, Computertomographie, Ultraschall und endoskopische Eingriffsmöglichkeiten müssen rund um die Uhr verfügbar sein. Was wiederum mit dazu beiträgt, dass zu jeder Zeit viel Personal vor Ort sein muss. Hochqualifiziertes Personal. „Das ist Mangelware. Und das ist teuer", stellt der Chef fest. Stets hat ein Facharzt für Lungenheilkunde oder Intensivmedizin die Aufsicht inne; zehn Fachärzte arbeiten für Intensivstation und Weaning-Zentrum. Zum Team gehören neben spezialisierten Intensivpflegerinnen und -pflegern auch Logopäden, Physiotherapeuten sowie Atemtherapeuten.

Am Bürgerhospital sind das überwiegend Intensivpflegerinnen, die eine zweijährige Zusatzqualifikation haben. Eine profunde Therapie hilft den Patienten, Fehlatmung abzubauen, Sekret zu lösen, die Lunge besser zu belüften und die Atemmuskulatur zu kräftigen, und trägt zu einer schnelleren Erholung bei. Komplettiert wird die Belegschaft durch Sozialarbeiter. „Die meisten Patienten benötigen die Organisation weiterer Versorgung außerhalb eines Intensivkrankenhauses: stationäre Reha, häusliche Versorgung oder auch eine palliative Begleitung", so Schäfer.

Auch einem hochspezialisierten Weaning-Zentrum gelingt es nämlich nur bei rund zwei Dritteln der Patienten, sie von der Atemunterstützung zu entwöhnen – wozu auch schon jene zählen, die immer mal wieder stundenweise das Atmen mit der Maske zur Unterstützung benötigen. Ungefähr 20 Prozent der Patienten verbleiben am Beatmungsgerät, etwa 14 Prozent überleben den Prozess nicht. In Frankfurt dauert es im Mittel 24 Tage, bis Patienten, die durchschnittlich 69 Jahre alt sind, wieder selbständig atmen können. Dafür werden sie „quasi abtrainiert", sagt Schäfer. „Wir erstellen ein individuelles Trainingsprogramm. Wir versuchen, den Patienten allein atmen zu lassen, auch wenn es nur 20 Minuten sind. Beim nächsten Mal sind es dann vielleicht schon zwei Stunden selbständiges Atmen."

Der konkrete Tagesablauf hängt stark davon ab, wie krank der Patient ist. Manche zuweisende Klinik schicke, berichtet Schäfer, Patienten, die noch Kreislaufunterstützung benötigten oder der Dialyse bedürften. Diese Patienten müsse man erst einmal an den Punkt bringen, dass nur noch die Lunge das Problem sei, dann erst könnten sie in den persönlicheren Bereich verlegt werden.

Wer dort angekommen ist, wird tagsüber von den Therapeuten in Beschlag genommen. Je nachdem, in welchem Zustand die Patienten sind, werden sie aus dem Bett geholt, hingestellt, müssen über den Gang laufen, teilweise noch mit Beatmung, bekommen viel Sprechübung und auch diagnostische Untersuchungen. Endoskopische Kontrollen zeigen beispielsweise, wo was landet, wenn der Patient schluckt.

Bevor dieses Programm jedoch beginnt, stellen die Frankfurter Mediziner in aller Regel erst einmal sicher, dass sich die Patienten wieder artikulieren können. Häufig liegen diese zuvor bereits vier bis zwölf Wochen auf anderen Intensivstationen, bevor sie ins Weaning-Zentrum überwiesen werden. „Tatsächlich ist es dann oft so, dass sich die Patienten die ganze Zeit nicht verständlich machen konnten, nur durch Handzeichen, oder, wenn das geht, durch Schreiben", sagt Schäfer.

Die Kommunikation sei aber ein wichtiger Baustein, damit die Patienten Ängste ab- und Vertrauen aufbauen könnten. Deshalb wird im Bürgerhospital relativ häufig ein Luftröhrenschnitt gemacht. Das hat den Vorteil, dass Mund und Stimmbänder frei sind, da der Beatmungsschlauch unterhalb der Stimmbänder liegt. Mit Hilfe eines Ventils, das auf die Kanüle aufgesetzt wird, kann der Patient dann sprechen.

Bei einigen der rund 100 Patienten im Jahr kann die künstliche Beatmung trotz aller Anstrengungen nicht beendet werden. Für sie organisiert das Team des Weaning-Zentrums eine außerklinische Beatmung. Schäfer beklagt eine hohe Dunkelziffer an Patienten, die aus nichtspezialisierten Krankenhäusern direkt in eine Heimbeatmung geschickt werden. Schäfer sagt: „Unsere Fachgesellschaft fordert: Jeder Patient, der langfristig zu Hause beatmet wird, sollte ein Mal in einem Zentrum gewesen sein." Denn seiner Meinung nach könnten mehr Menschen, die zu Hause oder in einer Pflegeeinrichtung beatmet werden, entwöhnt werden. In vereinzelten Fällen seien „leider Qualitätsunterschiede in der Versorgung zu beobachten", formuliert es Schäfer diplomatisch.

Das Jahr 2020 hat auch das Bürgerhospital als ein Akutbehandlungshaus für Covid-19 vor besondere Aufgaben gestellt. Im Frühjahr wurden auf der Intensivstation 15 schwerkranke Corona-Patienten behandelt, sieben aus der eigenen Klinik, acht aus umliegenden Krankenhäusern. Ein beatmeter Patient starb, die anderen konnten entwöhnt werden. Der „Spitzenreiter" war ein Mann. Jahrgang 1963, aufgenommen am 15. Mai, entlassen am 20. August. Ein Drittel der Zeit war er beatmet.

Seit Mitte Oktober haben die Patientenzahlen wieder spürbar angezogen; seit Mitte November sind die für Covid-19-Patienten vorgesehenen Intensivbetten zu über neunzig Prozent belegt. Und das wird Schäfers Einschätzung nach erst einmal so bleiben. „Die kommenden Wochen werden unsere räumlichen, apparativen und personellen Kapazitäten bis an den Anschlag fordern", prognostiziert der Lungenspezialist. Die Versorgung der Akutkranken erfolgt parallel zum Weaning von Patienten, die die erste Krankheitsphase bereits überstanden haben. „Momentan sehen wir im Vergleich zum Frühjahr weniger fatale Fälle von Lungenversagen", sagt Schäfer.

Das sei mutmaßlich auf die Optimierung der Therapie und den Einsatz von Dexamethason zurückzuführen, einem seit einigen Jahrzehnten zugelassenen Kortikosteroid. Das Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte urteilt, Dexamethason eigne sich zur Behandlung von schwer an Covid-19-Erkrankten, da es Entzündungen reduzieren könne, die bei einigen von ihnen eine wichtige Rolle im Krankheitsprozess spielten.

Henry Schäfer macht sich zudem Gedanken darüber, wie es Patienten ergehen könnte, die gleichzeitig an der Influenza-Grippe und an Covid-19 erkranken. „Das könnte ganz schwere Verläufe produzieren", befürchtet der Arzt. Die Influenza-Saison beginnt jedoch in aller Regel erst ab Januar und fällt in diesem Winter wegen der geltenden Hygienemaßnahmen möglicherweise auch dezenter aus als gewohnt. Gleichzeitig ist sich Schäfer sicher, dass aus der ersten Covid-Welle viel gelernt worden ist. Unter anderem, nicht jeden Patienten zu intubieren.

Diese Einstellung habe sich mittlerweile auch in den Empfehlungen der Fachgesellschaften durchgesetzt. Die Patienten müssten aber trotzdem intensiv überwacht und therapiert werden, um den Zeitpunkt nicht zu verpassen, zu dem es keine Alternative mehr zu künstlicher Beatmung gebe. „Besser ist es aber, auf die Intubation verzichten zu können", so Schäfer. Denn, wir erinnern uns: Die Hauptaufgabe des Lungenfacharztes ist es, Beatmung zu vermeiden. Oder zumindest zu verkürzen.

„LEIB & SEELE" IM PODCAST

Gesunde Ernährung trägt zu unserem Wohlbefinden bei. Was Sie dabei beachten sollten, verrät die aktuelle Folge: https://www.faz.net/podcasts/f-a-z-gesundheit-der-podcast/

Wo, bitte, geht's hier zu „Einstellungen"? Telefon, circa 20. Jahrhundert

Foto Getty

Vom Comeback des Telefonierens

Am Telefon zu quatschen ist nichts für Millennials; wer anruft, ist der Feind oder zumindest der Chef. Doch in der Krise begann man wieder miteinander zu sprechen.

Von Johanna Dürrholz

Haben Sie schon mal gesehen, wie eine junge Kollegin im Büro eine Telefonweiterleitung eingerichtet hat? Nein? Das liegt daran, dass sie es vermutlich nicht kann. Bürotelefone sind für die Generationen Z und Y, für meine Generation, der reine Horror. Normalerweise sind schließlich wir es, die mit Geduld und ein bisschen Genugtuung den erfahrenen Kollegen technische Probleme erklären. Die den Unterschied zwischen Snapchat und Tiktok kennen, und die einen Skype-Call für alle einrichten können. Doch mit einem einfachen Telefon können wir nicht umgehen. Geht einfach nicht! Haben wir schließlich nie gelernt.

Ich kann trotzdem gar nicht so genau sagen, wann es losging, das mit dem Nicht-mehr-telefonieren-Wollen. Und ob es wirklich nur am Smartphone und an Messengerdiensten liegt. Früher, mit dem Siemens C-irgendwas, haben wir mit dem Schwarm und der Freundin auch gern SMS ausgetauscht – war nur leider meist teuer. Also telefonierten wir stundenlang. Meine beste Freundin und ich gewöhnten uns sogar an, zu Hause fernzusehen und gleichzeitig zu telefonieren und das Gesehene dann zu kommentieren. Wir schauten zum Beispiel „The Simple Life" auf MTV und überlegten, wen wir netter oder blöder fanden: Paris Hilton – oder doch Nicole Richie? Manchmal schwiegen wir uns sogar am Telefon an. Nach der Schule zu telefonieren, obwohl man sich bis gerade eben noch live und in Farbe gesehen hatte, das war auch eine Art Lebensgefühl.

Später dann kamen die Smartphones, die Messengerdienste, die Nachrichten-Flatrates und mit ihnen das Bedürfnis, einander jede noch so kleine Kleinigkeit per Textnachricht mitzuteilen. Stundenlang schickte ich mit Freundinnen und Freunden belanglose Nachrichten hin und her. Irgendwann wurden die schriftlich ausgetragenen Unterhaltungen ernster, tiefer. Sich per Textnachricht auszutauschen, das kann auch sehr intim sein. Man kann sich einander anvertrauen, ohne dass die Stimme oder die Mimik einen verraten. Man kann Dinge ausformulieren, derer man sich vorher gar nicht so bewusst war.

Und man beginnt, sich einen Ton anzueignen, einen Chat-Ton, der klarmacht: Jetzt ist es ernst. Oder eben: Jetzt ist es lustig. Lustig geht gut mit Gifs und Emojis, klar. Ernst geht gut mit dem klassischen Punkt. (Der kann aber auch ein Zeichen dafür sein, dass jemand beleidigt ist.) Eine Weile darauf kamen dann die Sprachnachrichten in unser Leben und mit ihnen die Möglichkeit, sehr lange und komplizierte Sachverhalte einander mitzuteilen, ohne dass das Störmedium Smartphonetastatur im Weg steht und ohne dass die andere Person in diesem Moment *available* sein muss. Sprachnachrichten sind eigentlich Textnachrichten für Faule.

Mit dem Aufkommen dieser Kommunikationsmöglichkeiten starb eine andere Verständigungsform fast gleichzeitig aus: der *casual call*. Es gab irgendwann noch genau drei Personengruppen, die einen anriefen: Verwandte. Chefs. Menschen, die über den Handyvertrag reden wollten. Alle anderen ließen einen telefonisch möglichst in Ruhe. Und wenn doch mal jemand anrief? Bekam man schwitzige Hände, versuchte nebenbei die Nummer zu googeln oder fragte sich, was ausgerechnet diese Person zu diesem Zeitpunkt, also jetzt in diesem Moment, denn gerade von einem wollen könnte. Unerhört!, dachte man, so reinzuplatzen! Ins Leben! Und das dachte man selbst dann, wenn man eigentlich gar nichts zu tun hatte, womöglich gemütlich zu Hause auf der Couch saß. Wer anrief, war der Feind. Oder störte zumindest. Doll.

Einen Anruf anzunehmen nämlich, mit jemandem genau dann zu telefonieren, wenn es dieser Person beliebt, ohne vorherige Verabredung, das ist wie ein Live-Event der zwischenmenschlichen Kommunikation. Und wie eben auch im Live-Fernsehen Dinge schiefgehen können, so ist auch beim Telefonieren alles unvorhersehbar, ein Anruf kann einen aus dem Trott bringen. Anrufe sind im Arbeitsalltag vollkommen normal, im Privatleben aber bedeuten sie, dass man sich spontan auf sein Gegenüber einstellen muss. Die Generationen Y und Z wollen das nicht! (Und viele andere inzwischen auch nicht mehr.)

Wir wollen Serien genau dann schauen, wenn wir Zeit dafür haben, in unserem eigenen Tempo, also mal zwei oder drei Folgen auf einmal, dann wieder nur eine. Wir wollen den Song, den wir den ganzen Tag im Ohr haben, hören, auf Knopfdruck, genau dann, wenn wir Zeit dafür haben. Wir wollen, wenn wir Besuch bekommen, vorher darüber informiert werden, am liebsten per Whatsapp-Nachricht. Wir wollen alles planen. Auch Anrufe. Wir wollen telefonieren on demand.

So jedenfalls dachten wir. Das Jahr 2020 nämlich hat das Telefonieren gerettet! Oder vielleicht: wiederbelebt. Verabredungen, Treffen in echt waren kaum möglich. Und ja, wir haben uns alle ganz viel über Skype, Zoom, Houseparty und so fort ausgetauscht. Wir haben aber auch etwas gemacht, von dem wir nie gedacht hätten, dass wir es jemals wieder machen würden. Wir haben das Telefon in die Hand genommen und eine Freundin angerufen. Einfach so. Und siehe da: Die Freundin freute sich! Hatte ja eh nichts vor an diesem Abend! Und an allen anderen Abenden danach! Wir fingen an, miteinander zu reden, über das Wetter, über das Wort mit C, die Situation, tauschten Rezepte aus, gaben einander Beziehungstipps, lachten miteinander, weinten miteinander, redeten über Bücher, Filme, Serien. Es war, als wäre das Telefonieren nie weg gewesen!

Denn auch ein Telefongespräch hat eine ganz eigene, besondere Intimität. Allein mit der Stimme zu kommunizieren, am Atem des anderen Gefühlsregungen auszumachen, an der Tonlage die Befindlichkeiten zu erkennen. Einander nicht zu sehen und trotzdem ganz genau zu wissen, was der andere gerade macht – weil er es einem erzählt. Telefonieren, auch das stellten wir wieder fest, kann man eigentlich zu jeder Tages- und Nachtzeit. Morgens, wenn man noch im Schlafanzug ist, kann man gemeinsam in den Tag starten. Abends, wenn man wieder (oder immer noch) im Schlafanzug ist, kann man diesen Tag gemeinsam beenden. Und auch die Mittagspause, in der man ja neuerdings immer an die frische Luft muss, eignet sich hervorragend für ein telefonisches Update mit Freunden. Was machst du? Wie überstehst du die Zeit? Und vor allem ein schlichtes: Wie geht's dir?

Vielleicht sind unsere Telefongespräche nicht unbedingt besser geworden in dieser Zeit. Vielleicht kann man sich all das auch über Facetime oder Skype berichten. Vielleicht haben wir uns in ereignisarmen oder zumindest zurückgezogenen Zeiten nicht einmal mehr so viel zu erzählen. Und vielleicht können wir eigentlich auch doch über alles per Whatsapp reden. Eins aber ist klar, wird immer klarer: Miteinander reden, das müssen wir.

HERZBLATT-GESCHICHTEN VON JÖRG THOMANN

Zeig dich von deiner Avocadoseite

Auf eine falsche Fährte gelockt hat uns diese Woche *Gala*, die neben ein Bild von Lewis Hamilton schreibt: „Der Formel-1-Champion mit seiner veganen Englischen Bulldogge Roscoe." Wenn also, haben wir gedacht, Roscoe vegan ist und damit nicht aus Fleisch, woraus ist er dann? Aus Gemüse? Aus Plüsch? Und ganz kurz haben wir überlegt, dass, wenn es eines Tages auch vegane Kühe und Schweine gäbe, wir die Viecher endlich wieder guten Gewissens verspeisen könnten. Eine schnelle Internetrecherche ergibt jedoch: Roscoe *ist* nicht vegan, er *isst* vegan. Äußerst schade, höchstwahrscheinlich auch für Roscoe.

Eine andere Sache, die uns beschäftigt: Kann man in Zeiten einer zusehends gesundheitsbewussten Ernährung noch immer, wie Sylvie Meis es in *Gala* tut, davon sprechen, man solle auf Fotos seine „Schokoladenseite" betonen? Sollte man nicht besser von einer Avocado- oder Quinoaseite reden? „Die Haare", verrät Meis jedenfalls, „lege ich meistens auf meine Nicht-Schokoladenseite, das streckt den Hals." Schön für sie, schlecht für alle, bei denen wie bei uns zu wenig Haar vorhanden ist, um die nichtschokoladige Seite zu verdecken: Missmutig müssen wir mit ungestrecktem Hals in die Kamera blicken.

Weil Sylvie Meis, wie sie selbst sagt, „eine sehr clevere Frau" ist und sie mit zunehmendem Alter sonst womöglich immer mehr Stellen unter ihren Haaren verstecken müsste, lässt sie sich regelmäßig „Filler auf Hyaluronsäurebasis unterspritzen", erzählt sie. Und erinnert sich: „Nachdem mein lieber Ehemann um meine Hand angehalten hat, war für mich der Moment gekommen, in dem ich mich ehrlich fragen musste, was ich mit meinen Augen machen sollte." Vielleicht strahlen? Zwinkern? Ein paar Tränchen vergießen? Doch Meis dachte an die Zukunft: „Ich wusste, dass wir draußen heiraten wollen, in einer Tageslicht-Situation mit Licht von oben." Und Licht von oben „ist verheerend – für jede Altersgruppe". Na großartig, könnte das mal jemand der blöden Sonne sagen? Eine Ärztin stellte dann fest, dass Meis' Augen geschwollen aufgrund verrutschter Filler-Stückchen waren, „die Feuchtigkeit gesammelt hatten", denn „nach der Trennung von meinem ersten Mann Rafael habe ich viel geweint". An ihren zweiten Mann Niclas Castello möchten wir daher appellieren: Bringen Sie Sylvie nie zum Weinen! Sie wollen doch nicht, dass ihre Liebste mit vollgesaugten Filler-Stückchen rumlaufen muss.

Durchgehend glücklich mit seiner Frau ist Jürgen Prochnow, der *Frau im Spiegel* erzählt: „Auch in der Küche sind wir ein echtes Dreamteam. Verena kocht hervorragend und ich bin der beste Gast, den man sich denken kann." Der eine genießt, der andere ackert: Ob Prochnow sich wohl auch in anderen Bereichen des Zusammenlebens als Gast begreift, etwa im Garten oder gar im Ehebett?

Elke Heidenreich wiederum erzählt in *Bunte* über ihren Partner: „Manchmal holt er mich am Bahnhof in zwei verschiedenen Schuhen ab. Ein bisschen verpeilt sagt er dann treuherzig: ‚Da hab ich nicht darauf geachtet, ist das wichtig?'" Klingt sehr liebenswert. Sollte aber, Frau Heidenreich, er am Bahnhof mal mit offenem Reißverschluss oder ganz ohne Hose erscheinen, dann lassen Sie ihn doch bitte wissen, dass das durchaus wichtig ist.

Aber, so Heidenreich weiter, „wegen der Kleidung habe ich mich nicht in ihn verliebt, er trägt ja fast nur Schwarz". Ebendas tut Helene Fischer auf einem Schwarzweißfoto, das sie veröffentlicht hat und das unter ihren Fans offenbar für Aufregung sorgt: In schulterfreiem Kleid sitzt Fischer auf einem – ja, was ist das? Ein „Schaukelpferd", glaubt *Der Westen*, *OK!* schreibt von einem „scheinbar ausgestopften", ja einem „Zombie-Pferd", wir selbst tippen auf ein ramponiertes Karussellpferd, aus dem ein wenig Füllung quillt; auf jeden Fall scheint das Tier vegan zu sein. Obzwar Fischer lächelt, fragt *Das neue Blatt:* „Warum sieht sie so traurig aus?" Wir vermuten mal, dass ihr kalt ist und es sich auf dem Viech verdammt unbequem sitzt.

Bitte kein Licht von oben: Sylvie Meis zeigt ihre Schokoladenseite. Foto dpa

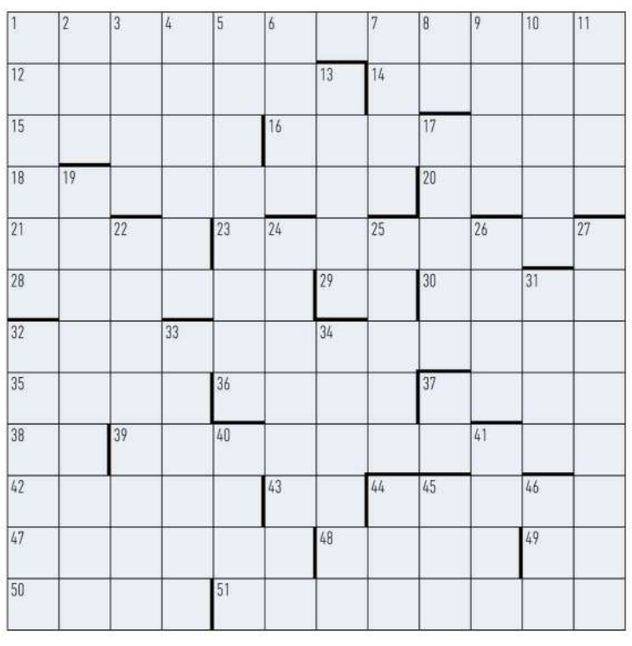
Wärmer ist es auf der hawaiianischen Insel Oahu, wo das deutsche Auswandererpaar Reimann lebt. „Was ich wirklich an Deutschland vermisse, sind die Weihnachtsmärkte bei eisiger Kälte mit heißem Glühwein", sagt Manuela Reimann in *Woche heute*, und wissen Sie was, Frau Reimann? Die vermissen wir auch gerade. Und wir leben leider nicht mal auf Oahu.

Ebendort hin wünscht sich vielleicht Prinz Charles, der wie seine gesamte Sippe unter der Netflix-Serie „The Crown" leiden soll, deren Darstellung der britischen Königsfamilie von vielen Zuschauern für bare Münze genommen wird. Charles selbst etwa, den wir bislang als steifen, linkischen, leicht weltfremden, freundlichen älteren Herrn kannten, erscheint plötzlich als steifer, linkischer, leicht weltfremder, unfreundlicher junger Mann. Hoffen wir, dass am Ende der Sache nicht die Absetzung steht. Also nicht der Serie, sondern der Königsfamilie selbst.

In falschem Licht betrachtet wird übrigens auch Sylvie Meis. Von *Gala* befragt nach dem schönsten Kompliment, das sie erhalten habe, sagt sie: „‚Ich habe dich unterschätzt. Du bist unfassbar klug.' Das sagt übrigens jeder meiner Geschäftspartner, bis heute." Schön für Meis, dass sie so klug ist. Zu denken geben sollte ihr nur, dass sie bis heute von jedem Geschäftspartner erst mal für doof gehalten wird.

QUADRATORTUR 13.12

WAAGERECHT: 1 Nur was für Verzögermöger, für alle anderen wirft sie den überspringnötigen Skrupelschatten (12) **12** Was'n Narzisst nie is', im Gegenteil – hört man ja aus seinen Bruneitelefonaten raus ... (7) **14** Beim Hinschreiben nicht zu riechen, aber sonst ganz dufte, n'est-ce pas? (5) **15** Seines fürs Leben von O. Wilde: Am Ende wird alles gut – und wenn es nicht gut ist, ist es nicht das Ende... (5) **16** Was die Zeit ist? Die Antwort ist nach Einstein derart leicht, denn sie ist es ebenfalls! (7) **18** Fleischlaib, den Briten gern verbraten – war mit I'd Do Anything for Love leibhaftig schmalzig schön anno 1993 (4+4) **20** Lagerfeld: Dieting is the only game where you win when you do this... (4) **21** Den Hamburgern geht nichts über ihren Tunnel? Doch! (4) **23** Geht ganz gut wie grad noch in 8 Felder, vercremt sich als Spa-Salbe schon ganz ordentlich ... **28** Zungenversagender Babykram, hat ja später was Trunkenheiteres (6) **29** Liebt Modellbauer zwischen HO und N, liegt ja auch in der Mitte?! (2) **30** Eine innig dominante lohnt jeden Ödipussibussi, kochtwäschträumt im Hotel seliger Söhnchen (4) **32** Was reichlich gebildete Abweichlichkeiten sind, chromosomenmäßig oder astronominell, könnten gar andere Jedoch-Portionen sein?? (12) **35** Klingt für Spanier verrückt, anstatt Latein zu sein, so'n globaler Eisenbahnerjargon als Motive-Motiv (4) **36** Dasselbige, der Satz steht fest, / ist, was so viel alt aussehen lässt! (4) **37** Mein Wunsch, große und kleine Kinder anzusprechen, zwingt mich dazu, so viele Bücher zu schreiben – schrieb wer mit mehr als 700 Werken? (Vorname; 4) **38** Versteht man ja unter Oscar Romeo in NATO-Kreisen, und oder eben auch, oder nicht? (2)



39 Immer megazumutig und strotzkraftvoll, echt heftig zuschlägig! (10) **42** Entlief evolutionär dem Vogelflugzwang und entkam ihm bis in die Pampa (5) **43** Er nu wieder als francés aus Sevilla, ist in jedem Milieu à la maison? Mais oui! (2) **44** Bei Corona im alten Roma trüge ja jeder was um os et nasum? (5) **47** Derselbige Berg ist erklimmbar, hebe an mit ruhigem Schritt, riet einstens Shakespeare (6) **48** Wen oder was schon so'ne Säugamme von Romulus & Remus so zum Heulen fand (röm.; 4) **49** Punktloses Silber, aber punkten kann man da mit so'nem Antigen (Abk.; 2) **50** Kann man sich einen Zacken oder gar davon hundert aus der Krone brechen ... (4) **51** Das war es, das vage Wagemutige an Donald Trump – eben genau das Unklare faktisch zu behaupten! (8)

SENKRECHT: 1 Und kaum erblickt in Klischeehamburg, schon damit zuerst allerwertest begrüßt! (6) **2** Nutzt man vorweg, kann man vino nicht mehr lesen, in Chiantis Winzergenossenschaften zudem ... (3) **3** Drüberlevel und Höherebene schon mal, spiegelt unsere Lufholerei!? (4) **4** Zwischenlevel von schlechtgut oder halbwegens, hat Zweckzweck (6) **5** Bei Schritt und Tritt mal außer Schritt und Tritt – damit, wie in Polstern versunken?! (8) **6** So null wie der Gefrierpunkt, bei Cicero quasi letztes Wort ... (span.; 4) **7** Geht doch öfter reißender Absatz bei Lammfleisch auf ihn zurück (4) **8** Wie knappe Ausg. noch kleiner & feiner verlegt ausfiele (2) **9** Miesmythologie: Hatte siebenmal weniger Söhne & Töchter als Niobe, und die hatte dann nix davon ... (4) **10** Wir

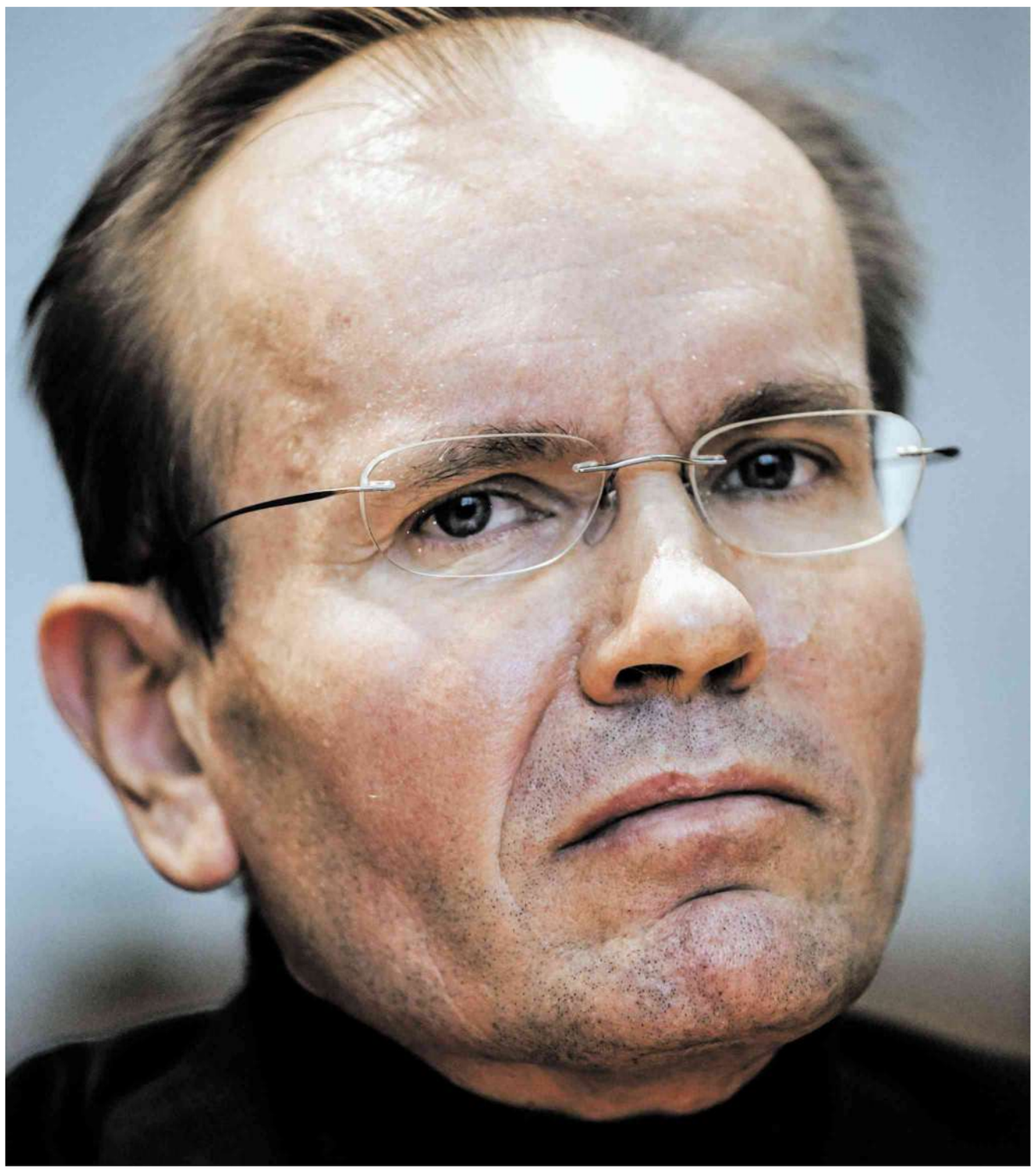
> Liebt Modellbauer zwischen HO und N, liegt ja auch in der Mitte ...

werden das Kind schon schaukeln, fanden Hans-Albers-Fans – und tauften drauflos ... (5) **11** Erbse, die mit Verve letztlich so perfekt beschrieben wäre?! (4) **13** At what wäre wenigstens im Englischen etwas (5) **17** Das texanische Helden-Fort vor Mexiko, gern mit Wayne-Erwähnung, doch spanisch nur verpappelt (5) **19** Sind Traktattaten, muss man aber erstmal ausarbeiten – oder extrahieren, aus der Erato-Labe ... (9) **22** Klempnert südlich der Mainlinie, klingt so nur etwas dünner (8) **24** Sind doch in der Blutleerlehre armselige ... zu beachten! (8) **25** Wer bei Memphis nicht an Elvis, sondern klassischer denkt, kommt tierisch leicht auf ihn ... (5) **26** 1 wär klar: 8 war schon schlimm, aber 10x fataler mit dem dazu, Luther litt's (4) **27** Typische solche bei Agrar-Ferien vergehen wie im Pflug-Flug, aber solche politischeren sind nur in Bremen nicht auf fünf Jahre ausgelegt (8) **31** Zuallererst in Kiew noch Mabowitsch, zuallerletzt verkörpert von der legendären Bergman (4) **32** Der fernandoflinke Formel-Eins-Champion doch, dem der Ruhestand zu ruhig war! (6) **33** Namensironie des Schicksals: Sitzt im konzertfreien Lockdown bandauf- und abbaulos auf der Straße ... (6) **34** Hat Pfeilspitzen vorne dran und Tropfenfänger unter sich, steckt umlautlos fest in Bantu-Ellenlänge!? (6) **37** Was Tante Emma nu mal betrieb, wie in Unabgehobenheit ... (Abk.; 2) **40** Bringen Eselpapa und Pferdemama in die Gebirgsjägerfamilie ein (4) **41** So rakikongruent, ouzosimulierend & pastissimo – nur nahostköstlich eben (4) **44** Apropos vorderer Orient: Ex oriente außer Eos ja nur wat auf Lat.? (3) **45** Womit man kennzeichnenderweise im Annakreis rumgurkt (3) **46** W. C. Fields mal: Drown in a cold ... of whiskey? Death, where is thy sting?! (3) *up.*

AUFLÖSUNG DER LETZTEN QUADRATORTUR

WAAGERECHT: 1 (Zaun- als) Schneekoenig + (sog.) Schneekoenig + (sich freuen wie ein) Schneekoenig **12** Chaussee **13** Bono + (pro) bono **15** („mach mal) hinne!" **16** (von sidāros griech. Eisen:) Siderit **17** art (engl. Kunst) + Art (Garfunkel) **18** (2x) Clan **19** (engl. to) erase **20** (franz. il) doit + (sog.) doit (et avoir) + „do it!" **22** (2x sog.) Systolen **26** E.M. (Erika Mustermann) **27** Erbstuecke **31** Nara **32** (to) read (als Anagramm d-e-a-r) **34** (in K-lost-erkreisen:) lost (Jugendwort des Jahres 2020, eigentl. engl. verloren) **35** („Hole-in-) one" **36** Ruinierte **39** (Ätna ital.) Etna **40** („ein dunkel) Eck" **41** Trias (als Anagramm engl. s-t-a-i-r) **43** „todschick" **47** OSI **48** „Zara" + (kroat. Zadar ital.) Zara + Zara(h Leander) **50** Kathete („beiderseits") **52** (sog.) Italer (auch in Dig-italer-fassung) **53** Tyrann (Schiller im Original: „Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich ...")

SENKRECHT: 1 (Sach- bzw. Dach)schaden (als Anagramm S-c-h-a-n-d-e) **2** (ein) Chiromant **3** (schwer) hantierend **4** (jetzt/nun lat.) nunc **5** (eine sog.) Eselsbruecke **6** Essays (wörtl. „Versuche") **7** („Drei, zwei,) keins!!" **8** Oede **9** Eber (enthalten in G-eber-laune) **10** (Initiativen als) „Inis" (auch in Vitam-inis-ierung) **11** (den) Goten **14** (int.) oral (history) **21** (viel) Trara **23** TUD (für Techn. Universität Dresden, Dublin etc.) **24** Oel **25** Ekstasen (als Anagramm S-e-k-t-N-a-s-e) **28** Tank + (Ex-Werbung „Pack den Tiger in den) Tank" **29** (Herz lat.) cor **30** Etesien (mit 3x E) **33** (Günter) Eich + Eich(katz) + Eich(hörnchen) **35** (der Ötztaler) „Oetzi" **37** (engl.) itchy **38** Erker (wie in Handw-erker-stolz) **42** (griech.) Iota (wie unser „I wie Ida") **44** oat (engl. Hafer) **45** (Salz span.) sal (wie in Kau-sal-ität) **46** ITT **49** (auf den Schiffen) „Ra" + „Ra (II") **51** (1) Ar



„Ich wohne in der JVA Augsburg“, sagte Markus Braun vor dem Untersuchungsausschuss. Sehr viel mehr sagte er nicht. Foto EPA

Das falsche Spiel des Doktor Braun

Hatte Wirecard-Chef Braun mehrere falsche Pässe? Und wofür haben seine dubiosen Berater so viel Geld kassiert?

Von Jens Kemle, Georg Meck und Bettina Weiguny

Markus Braun ist Österreicher von Geburt, ehemaliger Chef eines deutschen Dax-Konzerns und Weltbürger aus Leidenschaft. Das nationale Klein-Klein hatte der Top-Manager längst überwunden. Grenzen und Schlagbäume – alles Dinge aus der Welt von gestern im Selbstverständnis eines Visionärs mit globalen Ambitionen. „Der Pass spielt für mich keine Rolle, ich bin Europäer, Weltbürger“, sagte er der F.A.S. im Februar in der Konzernzentrale, damals noch in Amt und Würden. Mitte Juni wurde Braun gefeuert, keine Woche später brach das Unternehmen zusammen. Der ehemalige Dax-Konzern Wirecard wird abgewickelt, der ehemalige Chef sitzt in Untersuchungshaft. Die Staatsanwaltschaft sieht in Braun den Kopf einer hierarchisch organisierten Bande, mit ihm als „Kontroll- und Steuerungsinstanz“. Der Vorwurf lautet, unter anderem, auf „gewerbsmäßigen Betrug“.

Dabei prüfen die Ermittler auch, ob Brauns Aussage, dass ein einzelner Pass ihm nichts bedeute, näher an der Wahrheit liegt als viele andere Geschichten aus Aschheim, die sich inzwischen als Lug und Trug herausgestellt haben. Konkret geht es um den Verdacht, dass Braun sich mehrere Pässe besorgt haben soll und er sich falsche Identitäten gebastelt hat. Dies würde darauf hindeuten, dass er nicht so unschuldig ist, wie er tut, sondern ahnte, dass der Schwindel eines Tages auffliegen könnte, er also besser für den Tag der Wahrheit vorsorgen sollte. Von Jan Marsalek, seinem Vorstandskollegen, gesucht mit internationalem Haftbefehl, fehlt seit Ende Juni jede Spur. Mal wird er in Russland vermutet, dann in der Türkei, dann wieder in Weißrussland.

Die verschwundenen Milliarden, die er versprach auf den Philippinen aufzustöbern, sind nicht wiederaufgetaucht. Die Ermittler führen in dem größten Wirtschaftsskandal der Nachkriegsgeschichte inzwischen knapp zwei Dutzend Beschuldigte, mit Braun an der Spitze. Im Gegensatz zum flüchtigen Marsalek ist dessen Aufenthaltsort klar zu lokalisieren: Er wohne in der Justizvollzugsanstalt Augsburg-Gablingen, sagte Braun kürzlich vor dem Untersuchungsausschuss des Bundestages. Sehr viel mehr sagte er nicht, er antwortete nicht mal auf die Fragen, ob er Tochter und Doktortitel hat - was beides unstrittig der Fall ist.

Brauns Statement lässt sich kurz so zusammenfassen: Alles korrekt, alles sauber. In Aschheim hatte demnach alles seine Ordnung, auch der Finanzaufsicht und den Wirtschaftsprüfern sei kein Vorwurf zu machen. Sagt Braun. Diese Erkenntnis hat er inzwischen ziemlich exklusiv. Sein in Berlin geäußertes Angebot, mit den Staatsanwälten zu kooperieren, löse er ein, ist einem Brief seiner Anwälte an den Ausschuss zu entnehmen: „Die Vernehmungen durch die Staatsanwaltschaft München I haben inzwischen begonnen“, schreiben sie wörtlich. Die Verteidiger bestreiten jede Schuld ihres Mandanten und dementieren, dass Markus Braun mehrere Identitäten oder Künstlernamen benutzt haben soll. Diese Aussagen seien „freie Erfindungen, die zur Verleumdung unseres Mandanten beitragen sollen“, teilt seine Anwältin mit.

Die Münchner Staatsanwaltschaft jedoch ist sich da nicht so sicher. Sie geht der Spur nach, auf die sie ein Schreiben aus Singapur gebracht hat, das am 22. Juli unter anderem bei der Bayerischen Staatskanzlei in München einging. Absender war ein Mann namens Chelong Tan, der um „höchste Geheimhaltung“ bat. In dem Schreiben, das der F.A.S. vorliegt, wird behauptet, dass „die Herren Markus Braun und Jan Marsalek über mindestens fünf Identitäten verschiedener Nationen verfügen“. Eine davon soll, im Fall von Braun, ein britischer Reisepass mit der Nummer GBR7002184M2911054 sein. Bei den Papieren handele es sich um hoheitliche Originaldokumente wie Geburtsurkunden, Führerscheine und biometrische Daten, „die nach dem Tod des rechtmäßigen Inhabers mit dem Namen des verstorbenen Inhabers, aber dem Bild, Fingerabdruck und biometrischen Daten von Braun und Marsalek ausgestellt wurden.“

Mit Hilfe dieser Dokumente sollen bei mehreren internationalen Banken Konten eröffnet worden sein, „die mit hohen Geldbeträgen ausgestattet sind“, so heißt es in der E-Mail weiter. Markus Braun soll demnach zum Beispiel unter der „britischen Identität Russell Brown Konten bei der Citibank unterhalten“. Das Geburtsdatum dieses fingierten Mr. Brown ist demnach der 18. Februar 1970; der echte Markus Braun wurde am 5. November 1969 geboren. Ein weiteres Konto des Ex-CEO von Wirecard soll mit einer kanadischen Identität bei der DBS Bank in Singapur existieren. Daneben sollen Braun wie Marsalek über die zugehörigen Kreditkarten verfügen. Auf beides könne Markus Braun jederzeit zugreifen und „sich praktisch weltweit frei und ohne Einschränkungen bewegen“, schreibt jener ominöse Chelong Tan, der womöglich selbst eine falsche Identität benutzt. Sicher ist: Seine Nachricht ist in München angekommen, die Staatsanwälte ermitteln, wie sie bestätigen. Auch die Bayerische Staatskanzlei bestätigt den Eingang der fraglichen E-Mail. Neben Ministerpräsident Markus Söder ging das Schreiben an die dienstlichen E-Mail-Adressen des bayerischen Staatsministers für Digitales, Medien und Europa, Georg Eisenreich, sowie an den bayerischen Innenminister Joachim Herrmann. Ein Sprecher der Staatskanzlei teilt mit, dass das Schreiben vom Innenministerium „am 24. Juli an die ermittelnden Behörden zur Sachbearbeitung weitergeleitet“ wurde. Das bedeutet in diesem Kontext Ermittlungen, welche die Staatsanwaltschaft München I sowie das Polizeipräsidium München führen. „Wir interessieren uns schon dafür, ob der Beschuldigte mehrere Identitäten hatte“, bestätigt Oberstaatsanwältin Anne Leiding. Die Staatsanwaltschaft stuft das Schreiben als anonymen Hinweis ein, weil in Singapur bisher kein Bürger mit dem Namen „Chelong Tan“ identifiziert werden konnte.

Verschleierte Identitäten gehören zur Wirecard-Geschichte wie schmuddelige Geschäfte, und zwar nicht nur zu Beginn, als es mit Pornos und Glücksspiel losging. Das undurchsichtige Geschäftsgebaren zog sich durch bis zum Schluss. Nun, da das Kartenhaus zusammengebrochen ist, tritt zutage, wie viel Geld aus dem Unternehmen geschleust oder dort gewaschen wurde. Als Insolvenzverwalter Michael Jaffé in Aschheim antrat, fand er keinerlei nennenswerte Vermögenswerte vor, dafür chaotische Zustände und geplünderte Konten. Nahezu eine halbe Milliarde Euro ist demnach allein in den letzten Monaten nach Asien abgeflossen, der Konzern sei „vor der Insolvenz leer geräumt“ worden, sagt Jaffé - was bedeutet, dass Manager systematisch Geld beiseitegeschafft haben sollen. So ist den Büchern, die der Insolvenzverwalter vorgefunden hat, zu entnehmen, dass in den Jahren davor allein für die angebliche Beratung des Vorstandes Monat für Monat sechsstellige Beträge geflossen sind. Das Bizarre daran: Es ist nicht nachzuvollziehen, wofür das Honorar überwiesen wurde, worin genau die Gegenleistung bestand. Oft existieren keine E-Mails, keine Projektbeschreibungen, nicht mal eine dürre Präsentation - und das ist das Mindeste, was in solchen Fällen selbst der hilfloseste Berater hinkriegt.

Auffällig ist ferner, dass sich bestimmte Namen in zwielichtigen Deals häufen. Mehr als 400 Namen, von Einzelpersonen wie Firmen, haben die Nachlassverwalter auf eine Liste mit zu prüfenden Geschäftspartnern geschrieben; echte wie fingierte Berater, IT-Dienstleister, wohl auch Mittels- und Strohmänner, bis hin zu handfesten Kriminellen, jedenfalls Leute, die nur schwer zu greifen sind und die womöglich am Raubzug beteiligt waren. Diese Liste arbeiten der Insolvenzverwalter und sein Team jetzt ab, immer auf der Suche nach unrechtmäßig gezahltem Geld, das sie vom Empfänger zurückfordern können, damit der Schaden der Wirecard-Opfer wenigstens ein bisschen gelindert werden kann. Dazu werden Häufchen gebildet, je nach Grad der kriminellen Verstrickung: eindeutiger Betrug, zweifelhafte Vorgänge, unkritische Geschäfte. Im Zweifel landen die Erkenntnisse bei den Ermittlern. So haben sich bereits zwei Dutzend Verdachtsfälle für Geldwäsche ergeben, die meisten davon aus der Wirecard AG, dem Mutterkonzern, ein paar auch aus der Wirecard Bank. Es gingen vermehrt Geldwäscheanzeigen ein, bestätigen die Staatsanwälte, ohne sich detailliert zu äußern.

Ex-Wirtschaftsminister Karl-Theodor zu Guttenberg hat als Lobbyist für Wirecard gearbeitet. Am Donnerstag wird er dazu im Bundestag vernommen. Foto dpa

Motive für diese Art von dubiosen Zahlungen gibt es mehrere: Manager können sich über Tarnfirmen selbst bedienen, sie können Vermögen an Freunde und Bekannte verschieben, oder sie haben Schweige- und Schmiergeld gezahlt, „um Komplizen bei Laune zu halten und so das betrügerische System am Laufen“, wie eine mit den Akten vertraute Person vermutet. In diese Kategorie fallen zum Beispiel die 45 000 Euro monatliches Honorar, die ein kurzzeitig inhaftierter Vertrauter Marsaleks aus der Konzernkasse überwiesen bekam. Der Geschäftsmann fungierte als offizieller Mieter jener Villa in München-Bogenhausen, die dem flüchtigen Ex-Wirecard-Vorstand als Liebesnest wie als Schaltzentrale seines Schattenreiches gedient hat.

Der wohl prominenteste Name auf der Liste der 400 fragwürdigen Parteien ist Karl-Theodor zu Guttenberg mit seiner Firma „Spitzberg & Partners“, angesiedelt mit Hauptsitz in New York. Der ehemalige Minister hat sich seit seinem Ausscheiden aus der Politik im Jahr 2011 als Unternehmer, Berater und Investor inszeniert und dabei stets betont, kein Lobbying zu betreiben, „null Komma null“. Das habe er sich nach dem Rücktritt geschworen: Er werde nicht enden wie die abgehalfterten Politiker, die ihre Kontakte zu Geld machen und „als Lobbyisten an Türen kratzen. Das wollte ich nie.“

So sprach Karl-Theodor zu Guttenberg vor drei Jahren im F.A.S.-Interview. Heute weiß man: Die Wahrheit sieht anders aus. Genau das, was er damals ausschloss, hat er im Fall von Wirecard getan. Der ehemalige CSU-Star ließ sich von Wirecard als Lobbyist anheuern, um mit seinen Kontakten ins Kanzleramt den Markteintritt in China zu erleichtern. Dazu wechselte er eifrig E-Mails, sowohl mit der Regierung in Berlin wie mit der deutschen Botschaft in Peking, was ihm jetzt im Nachgang des Skandals hilft. Aufgrund des Schriftverkehrs und der nachvollziehbaren Termine lässt sich nämlich beweisen, dass Guttenberg tatsächlich eine Leistung erbracht hat, er also nicht auf das Häufchen mit den betrügerischen Beratern gehört.

Ob er mit seinen Diensten politisch klug gehandelt hat und ob das Honorar angemessen war, das steht auf einem anderen Blatt. Etwas mehr als 970 000 Euro sollen an seine Firma Spitzberg geflossen sein, wie die Sonntagszeitung aus dem Umfeld von Wirecard erfahren hat. Wäre nicht der Bankrott des Konzerns dazwischengekommen, hätte sich der Betrag wahrscheinlich erhöht. Der Auftrag an Spitzberg hatte demnach insgesamt ein Volumen von 2 bis 2,5 Millionen Euro. In dem Vertrag war neben dem fixen Honorar eine gestaffelte Prämie festgeschrieben für den Fall, dass die Lizenz in China bewilligt wird. Je schneller, umso höher der Bonus für Guttenberg.

Am kommenden Donnerstag wird der Freiherr dazu im Untersuchungsausschuss vernommen. Die Rückkehr nach Berlin wird kein Heimspiel für den ehemaligen Politstar. „Karl-Theodor zu Guttenberg nutzte seine Vergangenheit als Bundesminister zu seinem wirtschaftlichen Vorteil aus. Dabei hatte er keine Hemmungen, für ein Unternehmen zu lobbyieren, gegen das es schon damals massive Betrugs- und Geldwäschevorwürfe gab“, sagt der Grüne Danyal Bayaz. „Er wird beantworten müssen, warum ihn und sein Unternehmen Spitzberg die Warnsignale bei Wirecard nicht davon abgehalten haben, die Bundeskanzlerin – und damit die Bundesrepublik – international in ein schlechtes Licht zu rücken.“

Der Abgeordnete Florian Toncar, Vertreter der FDP im Untersuchungsausschuss, moniert, dass die Kanzlerin in China sich für Wirecard einsetzte, „weil Guttenberg sie darum gebeten hatte, und das obwohl im Kanzleramt die Vorwürfe der Bilanzfälschung zum Zeitpunkt der China-Reise erwiesenermaßen bekannt waren. Womöglich war Guttenbergs direkt Draht zur Kanzlerin also der einzige Weg, um an den Zweifeln der Fachleute im Kanzleramt vorbeizukommen.“

EIN BALANCE-AKT

PÄRCHEN IM SUPERMARKT

VON BETTINA WEIGUNY

Die Kanzlerin will die Kontakte beschränken, ich auch. Sie total, ich zumindest punktuell, aber ich bin auch keine Physikerin. Jedenfalls hätte ich eine Idee, fast schon eine Strategie. Ich schlage also vor: Das Einkaufen im Paar-Verbund wird verboten! Ob Ehepaar, kirchlich getraut oder nicht, oder auch nur sonst wie verbandelt, das ist mir alles egal, Haar- und Hautfarbe sowie sexuelle Orientierung sowieso. Hauptsache, mein Anliegen wird endlich erhört: Keine Liebespaare mehr beim gemeinsamen Einkauf, ob im Discounter, im Supermarkt oder erst recht auf dem Wochenmarkt in unserem Taunusstädtchen. Ich plädiere für das generelle und absolute Verbot von Einkaufsbummeln im Doppelpack; nicht bis Weihnachten, nicht bis Silvester und auch nicht bis zum 10. Januar, nein, Pärchen-Lockdown für immer!

Nennen Sie mich ruhig radikal, in diesem Punkt bin ich es gerne: Nie wieder will ich Pärchen gleichzeitig beim Einkaufen sehen! Verstanden habe ich diese Unsitte noch nie. Wie froh bin ich, wenn ich allein shoppen darf, dieser plötzliche Geschmack von Freiheit in der Luft; selbst zwischen den Regalen im miefigen Discounter, diese plötzliche Abenteuerlust, wenn ich keines der drei Kinder mitschleppen muss, nicht deren Gelüste an den Schoko-Regalen bändigen muss. Der Gedanke, den Gatten neben mir herzuschleppen, um Käse und Olivenöl zu ordern, kam mir eh noch nie. Schleierhaft, wie sich Artgenossinnen darauf einlassen können. Okay, das mag daran liegen, dass es sich in meinem Fall um einen störrischen Schwaben handelt, allen einschlägigen Klischees von Sparsamkeit folgend. Abgesehen davon, finden Sie es nicht auch albern, wenn diese Doppelmenschen, gerne verbunden mit einem Weidenkorb, in trauter Eintracht intensiv das Warenangebot sondieren? „Ach, der Wein, ein großes Gewächs, sieh doch.“ – „Ist der nicht zu trocken, Schatz?“ – „Nein, der steht mir, Mausebär!“ Und so weiter und so fort. Gänzlich unausstehlich wird es, wenn die Doppelmenschen sich über Obst und Gemüse beugen, munter ihre Viren und Bakterien verbreitend. „Ach, diese Avocados sehen aber gut aus, so schön elastisch, fass mal an.“ – „Sind die nicht ein bisschen weich?“ – „Nein, Schatz, die sind genau richtig zu unseren handgezupften Shrimps.“ – „Und die CO_2-Bilanz?“ – „Lass mich noch mal tasten.“ – „Oder doch lieber die zarten Rüben hier? Probier mal, Mausi.“

Wo steckt die Corona-Polizei, wenn man sie mal braucht?

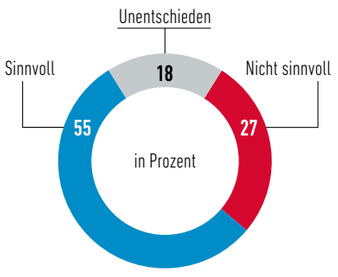
VOLKES STIMME

EINE REGEL FÜR ALLE

INSTITUT FÜR DEMOSKOPIE ALLENSBACH

Soll die Corona-Seuche, je nach Infektionslage, mit regional unterschiedlichen Maßnahmen bekämpft werden? Oder sind einheitliche Vorgaben für das ganze Land besser? Kommt ganz auf die Fallzahlen an: Im Juni waren noch 71 Prozent der Befragten überzeugt, dass regionale Unterschiede sinnvoll sind; jetzt sind es nur noch 55 Prozent.

Finden Sie es sinnvoll, Corona-Einschränkungen in Deutschland, je nach Infektionsgeschehen, regional unterschiedlich zu regeln ?



Rund 1000 Befragte (Bevölkerung von 16 Jahren an).
Quelle: Institut für Demoskopie Allensbach F.A.Z.-Grafik Sieber

Das Virus und die Lobby

Von Ralph Bollmann

Es ist an der Zeit, über die Rolle der Unternehmensverbände in der Corona-Krise zu reden – und über ihr Talent, die eigene ökonomische Perspektive durch kurzsichtiges Lobbying nachhaltig zu schädigen.

Ja, es stimmt: Auch die Bevölkerung als Ganzes ist in der Pandemiebekämpfung müde geworden, und die Politik hat über den Sommer manches verschlafen, was als Vorbereitung auf den Viren-Winter sinnvoll gewesen wäre. Aber es stimmt eben auch, dass die späte und unentschlossene Reaktion auf das Anrollen der zweiten Corona-Welle nicht zuletzt mit dem Druck zu tun hat, den maßgebliche Interessenvertreter auf die Regierungen in Bund und Ländern ausgeübt haben. Als die Politik Ende Oktober jenen „Lockdown light" beschloss, der sich längst als viel zu zurückhaltend erwiesen hat, waren die Arbeitgeberverbände schon außer sich: Die Einschränkungen seien „mit zu wenig Augenmaß geregelt worden und zu weitgehend getroffen", schimpfte deren Präsident, und der Kollege vom Industrieverband BDI mahnte erste Erleichterungen schon für Mitte November an. Als stattdessen Verschärfungen diskutiert wurden, wiederholte sich das Spiel: „Entsetzen" und „unverhältnismäßig" waren die Vokabeln, mit denen die Verbände einen Teil der Pläne wieder kippten.

Und das war nur der öffentliche Teil des Schauspiels, auf der Ebene der Spitzenverbände. Intern bearbeiteten Interessengruppen unterschiedlichster Ausrichtung die Regierenden, und jede einzelne Branche wusste wortreich darzulegen, warum ausgerechnet sie nicht lahmgelegt werden dürfe, zumindest nicht jetzt in der Vorweihnachtszeit: Von der Tiefe der Wertschöpfungsketten über angeblich perfekte Hygienekonzepte bis hin zu hochmoralischen Gerechtigkeitsfragen reichte das Arsenal der Argumente, die mit Macht vorgetragen wurden.

Vieles davon war gar nicht so leicht von der Hand zu weisen, zumindest so lange, wie kein genereller Lockdown zur Debatte stand. Wenn nur einzelne Branchen geschlossen werden und andere nicht, stellen sich immer Abwägungs- und Gerechtigkeitsfragen, auf die es keine eindeutigen Antworten gibt – zumal über die konkreten Ansteckungswege so wenig bekannt ist.

Die Politik folgte den Rufen lange. Einen generellen Lockdown werde es kein zweites Mal geben, hieß es bis vor kurzem, die Schließung der Ladengeschäfte sei schon im Frühjahr ein Fehler gewesen. Daraus folgten widersprüchliche Anreize, die zum Misserfolg des Teil-Lockdowns beitrugen: Warum ein Schnitzel mit Abstand verboten, das Gedrängel am Wühltisch aber erwünscht war, konnten selbst Gutwillige kaum nachvollziehen. Große und kleine Unternehmen, mit oder ohne Staatshilfe, untergruben die Moral, wo sie nur konnten – ob die Lufthansa über den Anstieg der Buchungen ins Risikogebiet Südafrika jubelte oder viele Einzelhändler die Einlassbeschränkungen herzhaft ignorierten. An Ladenschließungen traute sich selbst Markus Söder nicht heran, der Ministerpräsident des Bundeslandes, das bei der Corona-Bekämpfung lange Zeit am erfolglosesten war und bis heute die mit Abstand höchste Todesrate verzeichnet.

Doch der Versuch, das Weihnachtsgeschäft irgendwie zu retten, hat sich längst als kontraproduktiv erwiesen. Der nicht zuletzt ökonomisch motivierte Kult ums Fest, vor nicht allzu langer Zeit auch von der Kanzlerin genährt, signalisierte mangelnden Ernst. Es ist zwar eine Illusion zu glauben, ein schärferer Lockdown hätte das Corona-Problem bis zum Sommer aus der Welt geschafft. Aber ein paar Wochen eines echten Herunterfahrens im November hätten das Land vermutlich doch in eine Lage gebracht, in der wieder mehr wirtschaftliche Aktivitäten möglich gewesen wären.

Im März hatte Deutschland das Glück, zu einem relativ frühen Zeitpunkt der Pandemie reagieren zu können. Das hat offenbar auch Wirtschaftsverbände zu der Annahme verleitet, das Land verfüge über besondere Resistenzen gegen das Virus. Den eigenen ökonomischen Interessen haben sie damit am Ende nicht genutzt, sondern geschadet.

DER SONNTAGSÖKONOM

SO BESTEUERT MAN VERMÖGEN

Sollen die Reichen für die Corona-Schulden blechen? Die Forderung ist populär. Aber gar nicht so einfach in die Tat umzusetzen.

Von Patrick Bernau

Wenn es gut läuft, geht die Corona-Krise nach der Bundestagswahl im kommenden Jahr ihrem Ende entgegen. Dann muss die nächste Bundesregierung den Laden wieder aufräumen und die Staatsfinanzen nach den vielen Hilfsaktionen wieder in Ordnung bringen. Es werde reichen, wenn Deutschland aus seinen Schulden wieder hinauswächst, hat Finanzminister Olaf Scholz vergangene Woche in der Bundestagsdebatte gesagt – doch er sagt auch bei praktisch jeder möglichen Gelegenheit: Er wünscht sich, dass die Vermögensteuer wiederkommt.

Nun weiß eigentlich jeder, dass es dabei vor allem um Symbolik geht. Mit einer Vermögensteuer ist der Staatshaushalt nicht zu sanieren. Könnte Deutschland zum Beispiel Amazon-Gründer Jeff Bezos enteignen, den reichsten Menschen der Welt, dann wäre das geplante Staatsdefizit fürs kommende Jahr immer noch nicht beglichen. Dazu müsste der Staat schon die acht reichsten Deutschen komplett enteignen. Fürs übernächste Jahr wären dann die SAP-Gründer dran und die Brüder Strüngmann, die die Entwickler des deutschen Corona-Impfstoffs finanziert haben. Und wie lange das reicht, ist offen. Wenn man sieht, wie wenig Geld der Staat auf diese Weise holen kann: Kein Wunder, dass es ihm zu teuer war, die Höhe der Vermögen so sorgfältig zu ermitteln, wie es das Verfassungsgericht gefordert hat, und dass die Vermögensteuer dann unter den Tisch fiel.

Allerdings steht nicht nur Deutschland vor der Frage, wie man Vermögen richtig besteuert. Dazu gibt es jetzt einen neuen Überblick: Die Ökonomen Florian Scheuer von der Universität Zürich und Joel Slemrod von der Michigan-Universität in Ann Arbor haben internationale Erfahrungen und Untersuchungen verglichen. Am Anfang steht die Erkenntnis: Richtige Vermögensteuern gibt es nur noch in Norwegen, Spanien und der Schweiz. Die meisten anderen entwickelten Staaten haben ihre Vermögensteuern inzwischen abgeschafft. Zwar wird in internationalen Vergleichen oft betont, dass es in anderen Ländern mehr „Steuern aufs Einkommen" gebe als in Deutschland. Das allerdings sind häufig Grund- oder Immobiliensteuern, teils auch Erbschaftsteuern.

Die Vermögensteuer selbst ähnelt der Einkommensteuer auf Kapitalerträge. Die gibt es ja schon. Nur gilt auch die Abgeltungsteuer von 25 Prozent in Deutschland oft als ungerecht niedrig. Aber dabei wird oft vergessen, dass 25 Prozent Abgeltungsteuer für viele Leute ungefähr so viel ausmachen wie eine Einkommensteuer von 48 Prozent, weil der ausgeschüttete Gewinn im Unternehmen schon besteuert worden ist und dann die Abgeltungsteuer noch obendrauf kommt.

Scheuer und Slemrod betonen: Eine Vermögensteuer ist dieser Abgeltungsteuer erst mal gar nicht so unähnlich, wenn es um das Steueraufkommen geht. Eine Vermögensteuer von einem Prozent kommt auf den gleichen Betrag wie eine Abgeltungsteuer von 25 Prozent, wenn das Vermögen vier Prozent Rendite macht. Die Wirkungen sind aber komplett andere. Die Vermögensteuer wirkt dann eher wie eine „Flat Tax" auf das Vermögen: Die Steuer steht fest, unabhängig davon, wie viel Rendite der Steuerzahler mit seinem Vermögen tatsächlich erwirtschaftet. Wer eine Million Euro in Immobilien in der Frankfurter Innenstadt hat und daran eine hübsche Summe verdient, zahlt also genauso viel wie jemand, der eine Million Euro in Immobilien in der Eifel stecken hat, wo die Immobilienpreise nicht so schnell steigen. Ob dieser Aspekt der Vermögensteuer im Sinne der Erfinder ist? Wohl kaum.

Das allerdings ist nicht die einzige zu befürchtende unliebsame Folge einer Vermögensteuer. Existenzgründungen könnten noch unbeliebter werden als jetzt schon, wenn erfolgreiche Gründer dann netto weniger verdienen. Diese Sorge halten Scheuer und Slemrod indes für übertrieben. Möglich sei aber, dass Reiche tatsächlich weniger sparen und investieren, ihr Geld stattdessen eher verjubeln. Ohne diese Investitionen gibt es auch für Arbeitnehmer nicht mehr so gute Arbeitsplätze, fürchten Scheuer und Slemrod, in der Folge könnten die Löhne der Arbeitnehmer sinken.

Es geht aber nicht nur ums Verjubeln, sondern auch um Steuervermeidung und um das Wegziehen. „Bei einer zweiprozentigen Vermögensteuer muss ich Deutschland verlassen", sagte SAP-Gründer Hasso Plattner der F.A.S. vor einem Jahr. Vor allem für junge Start-ups mit hohem Marktwert und wenig Gewinn sei so eine Vermögensteuer schwer zu bezahlen.

Wie viel macht all das aus? Wie viel Vermögen würde gar nicht erst entstehen oder dem Zugriff des Finanzamts auf die eine oder andere Weise entzogen? Für Großbritannien hat das in den vergangenen Monaten ein Forscherausschuss berechnet. Nach sorgfältiger Analyse von Vermögensteuern und Studien in anderen Ländern kommen die Wissenschaftler zu dem Schluss: Eine Vermögensteuer von einem Prozent würde das besteuerbare Vermögen in Großbritannien um 7 bis 17 Prozent senken – aber nur, wenn die Vermögensteuer in allen Belangen optimal gestaltet ist. Schon kleine Fehler können dazu führen, dass das Land noch mehr Vermögen verliert. Der Abschlussbericht der Kommission ist am Mittwoch vorgestellt worden, sie empfiehlt nun eine Vermögensabgabe.

Eine Vermögensabgabe wird auch in Deutschland immer wieder gefordert. In der Vergangenheit wurden solche Abgaben oft nach großen Katastrophen beschlossen, zum Beispiel nach Pandemien oder Kriegen, in Deutschland zuletzt nach dem Zweiten Weltkrieg. Meistens wollte die Politik dann die Lasten der Katastrophe umverteilen. Zahlen sollte, wer zufällig gut durch die schwierige Zeit gekommen war; bekommen sollte, wer viel verloren hatte.

Die Vermögensabgabe scheint einige Vorteile gegenüber der Vermögensteuer zu haben. Wenn man die Abgabe einmal feststellt und die Zahlung dann über viele Jahre streckt, unterscheidet sich die jährliche Belastung nicht sehr von einer Vermögensteuer. Aber die Größe der Vermögen muss nur einmal ermittelt werden. Das spart Verwaltungsaufwand. Und der Anreiz für Vermögende, das Geld zu verjubeln oder wegzuziehen, entfällt – zumindest theoretisch.

Der Theorie stimmen Scheuer und Slemrod zu, allerdings geben sie zu bedenken: „Das hängt entscheidend davon ab, ob die Politik so eine Steuer schnell einführen kann und ob sie glaubhaft machen kann, dass ähnliche Abgaben nicht immer wieder erhoben werden."

Florian Scheuer und Joel Slemrod: „Taxing Our Wealth", NBER Working Paper 28150, November 2020.

Arun Advani und Hannah Tarrant: „Behavioural Responses to a Wealth Tax", Wealth Tax Commission Evidence Paper No. 5, Oktober 2020.

Walter Scheidel: The Great Leveler. Violence and the History of Inequality from the Stone Age to the Twenty-First Century. Princeton University Press, 2018.

HANKS WELT

Corona verdirbt die Sitten

Schleichend gewöhnen wir uns alle ans Staatsgeld. *Von Rainer Hank*

Je länger die Pandemie dauert, umso größer werden auch die von ihr angerichteten Kollateralschäden. Dass sich Bürger in der Not kollektiv solidarisch verhielten, hat sich als Illusion erwiesen, womit die vielen positiven Beispiele individuell karitativer Zuwendung nicht geschmälert werden sollen. Nachdem aber dem „Lockdown light" eine Logik der Verhältnismäßigkeit fehlt – die einen dürfen, die anderen dürfen nicht –, wurde ein Kompensationswettlauf diverser Opfergruppen um fiskalische Entschädigung für die ungerechtfertigten Freiheitsbeschränkungen losgetreten. Anstelle des Lohns gibt es Kurzarbeitergeld. Anstelle am Markt erwirtschafteter Einkommen gibt es November- und Dezembergeld. Das wird im kommenden Jahr so weitergehen, auch wenn die Berechnungsgrundlagen sind ändern. Die Kanzlerin sagt, man könne nicht bis zum Ultimo zahlen – sie meint, nicht bis zum jüngsten Tag. Das heißt umgekehrt: Staatsgeld wird es noch eine ganze Weile geben.

Ich will gar nicht bestreiten, dass staatliche Kompensationen für Corona-Schäden in dieser vermaledeiten Krise gerechtfertigt sind. Ich will auf die unbeabsichtigten Konsequenzen hinweisen, die verheerend sind: Corona verdirbt die Sitten. Und zwar schleichend. Wir alle bekommen mehr und mehr das Gefühl, in einer Gratiswelt zu leben. Kommt das Geld nicht von der Firma, kommt es halt vom Staat. Wer sich übergangen fühlt, muss nur laut genug schreien, dann kommt Frau Grütters oder Herr Altmaier alimentierend und strukturkonservierend vorbei. Die Corona-Opfer (ob Restaurantbesitzer oder Singer-Songwriter) machen jetzt häufig geltend, sie hätten doch in guten Zeiten viele Steuern bezahlt, woraus sich ein Anrecht begründe, in der Not etwas zurückzubekommen. Es nistet sich das Missverständnis ein, Steuern zahle man als eine Art Sozialversicherung für kollektive Schicksalsschläge. Dabei gibt es bei Steuern gerade kein Äquivalenzprinzip. Steuern sind dazu da, öffentliche Leistungen zu finanzieren und Geld von den Reichen zu den Bedürftigen umzuverteilen.

Dass gerade jetzt die Idee eines bedingungslosen Grundeinkommens viele neue Freunde findet, verwundert nicht. Das wäre die Verstetigung der Corona-Hilfen in seuchenfreie Friedenszeiten. Beunruhigend ist, dass das von einem parteiübergreifenden Bündnis kommt. Bei den Grünen, demnächst voraussichtlich Koalitionspartner einer Bundesregierung, steht das Grundeinkommen sogar im Parteiprogramm. Die FDP liebäugelt schon lange damit, die AfD hegt große Sympathien. Dass Union und SPD nennenswerten Widerstand leisten werden, ist kaum zu erwarten. Wer will schon den Bürgern Gratiszahlungen vorenthalten? Auch die Eliten – von Richard David Precht bis Elon Musk – schwärmen vom bedingungslosen Grundeinkommen. Gemeinsam vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung und dem Verein „Mein Grundeinkommen" gestartete Feldversuche sollen beweisen, dass erst so das Sicherheitsversprechen des Rechtsstaats (nachhaltig, gerecht, sozial ausgeglichen) eingelöst werde. Psychologen und Mediziner sekundieren: Das Grundeinkommen mache die Menschen gesünder, glücklicher und kreativer. Na dann!

Einziger Haken einer dauerhaften und bedingungslosen Staatsalimentierung ist bislang ihre Finanzierbarkeit. Irgendjemand muss schließlich den Bürgern ihr Gratiseinkommen verdienen. Dafür bieten sich die Leistungseliten an, die hohe Einkommen und hohe Vermögen besitzen, wovon sie hohe Steuern zahlen können, die anschließend an die Allgemeinheit bedingungslos umverteilt würden. Doch ob selbst nach drastischen Steuererhöhungen genügend Geld da wäre, ist fraglich. Gute Idee, aber schwer zu finanzieren, so lautete in der Regel der Zwischenstand zur Grundeinkommensidee.

Doch das könnte sich jetzt ändern. Das Zauberwort heißt Staatsverschuldung. Da setzt sich mehr und mehr selbst bei klugen Ökonomen der Glaube durch, ein Leben auf Pump sei unproblematisch, Schulden müssten nicht wie ein normaler Baukredit irgendwann zurückgezahlt werden, sondern verschwänden eines Tages ganz von selbst. So stellt man sich das Schlaraffenland vor: Von nun an bekommt jedermann ohne Bedürftigkeitsprüfung sein Lebtag lang ein garantiertes Monatseinkommen (1000 bis 1200 Euro sind im Gespräch), ohne dass dies irgendjemandem weh tut.

Über die Idee der sich selbst tilgenden Schulden habe ich am vergangenen Sonntag in dieser Kolumne geschrieben. Kurz gesagt, funktioniert es so: Die Realzinsen sind seit geraumer Zeit leicht negativ. Demgegenüber ist das Wachstum entwickelter Volkswirtschaften moderat positiv. Sofern der Zins, den die Staaten für ihre Schulden zahlen, auf längere Sicht niedriger bleibt als das jährliche Wachstum, verschwinden die Staatsschulden von selbst: Die Schuldenquote schmilzt dahin, wir wachsen aus den Schulden raus. Ein Wunder, dass die Anhänger des bedingungslosen Grundeinkommens diese Selbstfinanzierungschance bislang nicht als ihren stärksten Trumpf entdeckt haben.

Ob die Rechnung aufgeht? Man weiß leider wenig über die Zukunft (siehe Corona). Ginge sie aber auf, wäre das aus meiner Sicht verheerend (siehe Sittenverderbnis). Warum die Rechnung riskant ist, hat der Harvard-Ökonom Gregory Mankiw vor ein paar Tagen in der „New York Times" gezeigt. Dass die Zinsen seit geraumer Zeit so niedrig sind, könnte nämlich daran liegen, dass den Unternehmen nichts mehr einfällt, wie und wo sie investieren könnten. Niedrigzinsen spiegeln niedrige Wachstumserwartungen, so Mankiw. Hätte er recht, hätten wir die Differenz zwischen Zins und Wachstum als Entschuldungsvehikel zu positiv interpretiert. Es wäre keine frohe Verheißung des Schlaraffenlands, sondern gefährliches Signal ausbleibenden Wachstums, womit exakt jene Idee der wundersamen Schuldentilgung gefährdet wäre, die ja gerade auf stetiges Wachstum setzen muss. Wie schnell die Weltwirtschaft sich nach Corona erholen wird und ob die Gläubiger der Staatsschulden immer gelassen bleiben werden, kann niemand sagen. Und wo dann schon wieder die nächste Krise lauert, wissen wir auch nicht. Der Krisenzyklus ist seit der Finanzkrise immer kürzer.

Dabei ist es ein besonderer Witz, dass viele Freunde des Grundeinkommens zugleich auch Freunde der modischen Schrumpfungstheorien („Degrowth") sind. Sie schwärmen vom einfachen Leben jenseits der Logik von Wachstum und Konsum und verteufeln damit genau jene Bedingungen (Wachstum!), die sie zur automatischen Finanzierung ihres Grundeinkommens dringend brauchten.

Doch nehmen wir an, die Rechnung geht auf, und wir könnten nach Corona alle im sich selbst finanzierenden Schlaraffenland leben? Dann sollten wir uns zweimal überlegen, ob wir das wollen. Guy Kirsch, ein Ökonom aus Luxemburg, hat vor einigen Jahren in der F.A.S. in einer brillanten Bildinterpretation von Pieter Brueghels „Schlaraffenland" gezeigt: Glück gibt es für uns Menschen nur als Lohn für Fleiß und Entbehrung. Im gratis gereichten Überfluss verlieren die Menschen den Sinn für Genuss. Schnell stellt sich Überdruss am Überfluss ein. Das Schlaraffenland der Staatsalimentierung bis zum Ultimo – es wäre ein von Corona bewirktes Verhängnis.

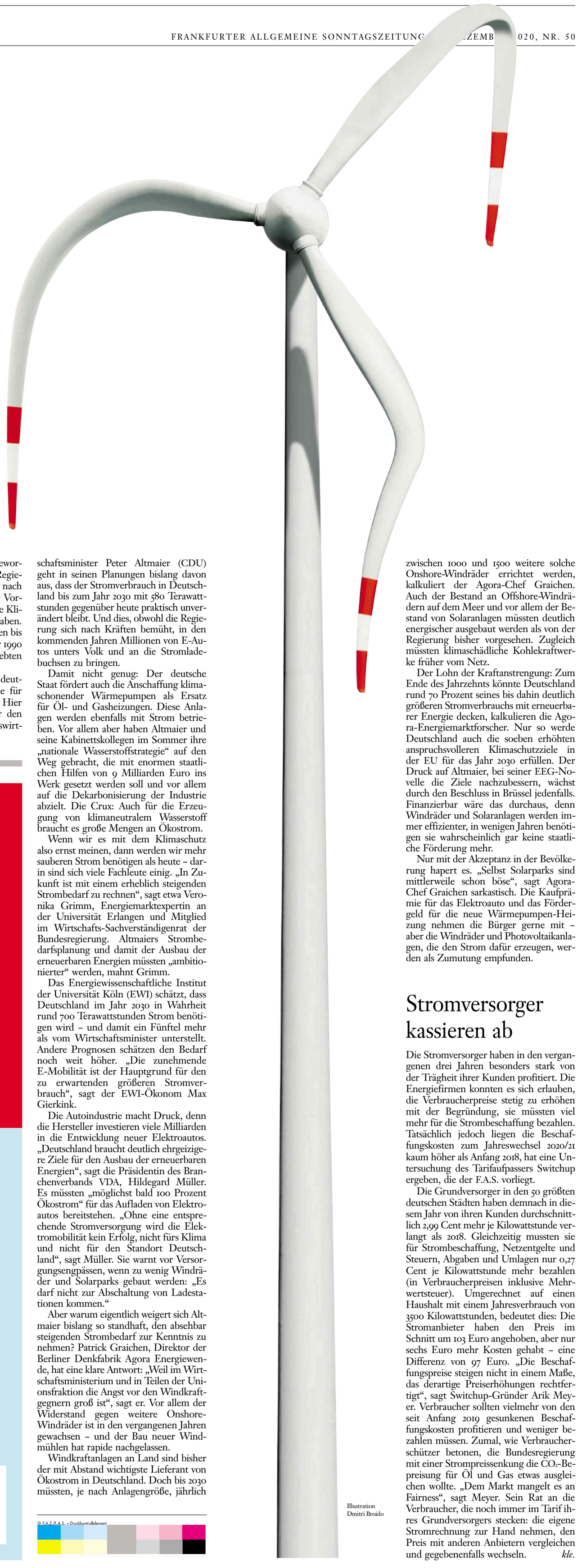
Die neue S-Klasse

by Mercedes-Benz

Land unter Strom

Der Staat steckt Milliarden in E-Autos und grünen Wasserstoff. Aber wo soll der Ökostrom dafür herkommen?

Von Marcus Theurer



Die Deutschen sollen eine Nation von klimaschonenden Elektroautofahrern werden – und dafür ist der Berliner Regierungskoalition fast nichts zu teuer. Erst vor kurzem haben die Politiker wieder einmal nachgelegt: Nach dem jüngsten „Autogipfel“ Ende November kündigte die Regierung weitere Hilfen von 3 Milliarden Euro an, mit denen unter anderem der Kauf von E-Autos unterstützt wird. Bis zu 9000 Euro je Fahrzeug sind drin. Mit 6 Milliarden Euro soll außerdem in den kommenden Jahren der Bau von Ladesäulen gefördert werden.

Der Geldregen wirkt: Allein im November gingen rund 43 000 Anträge auf den üppigen Staatszuschuss beim Autokauf ein. Es war der fünfte Monatsrekord in Folge. In der Staatsbank KfW kapitulierte sogar kurzzeitig der Computer-Server unter dem Ansturm, weil zu viele Bürger auf einmal die ebenfalls ausgelobte Prämie für die Montage einer privaten Ladestation haben wollten. Rund 420 000 E-Autos sind diesen Herbst auf deutschen Straßen unterwegs, gut doppelt so viele wie noch vor einem Jahr. Bis zum Ende des Jahrzehnts sollen es nach dem Willen der Bundesregierung bis zu 10 Millionen Fahrzeuge werden.

Die Zahlen sind also gewaltig. Doch sie haben einen entscheidenden Haken. Während Bundeskanzlerin Angela Merkel und ihre Minister Milliarde um Milliarde in den Aufbau einer E-Autoflotte pumpen, behandeln sie eine entscheidende Frage, die daraus unmittelbar folgt, mit seltsamer Nachlässigkeit: Wo soll eigentlich der ganze grüne Strom für die vielen neuen Elektrovehikel herkommen?

Beim E-Auto ist es nämlich so: Über die gesamte Lebenszeit gerechnet, also auch unter Einbeziehung der energieintensiven Batterieherstellung, verursacht es insgesamt weniger klimaschädliche CO_2-Emissionen als ein konventionelles Auto mit Verbrennungsmotor. So hat es beispielsweise das Fraunhofer-ISI-Institut in Karlsruhe vorgerechnet. Das gilt allerdings nur dann, wenn die Elektrofahrzeuge zu einem erheblichen und über die Jahre steigenden Teil mit Strom aus erneuerbaren Quellen wie Windkraft und Photovoltaik betrieben werden, schränken die Energieexperten ein. Kurz gesagt: E-Autos nützen dem Klima nichts, wenn der Strom in ihren Akkus aus einem Kohlekraftwerk stammt.

An dieser Stelle kommt ein Gesetzesvorhaben ins Spiel, das für den Klimaschutz in Deutschland eine zentrale Rolle spielt und über das sich die für Energiefragen zuständigen Fachpolitiker in Berlin derzeit die Köpfe heißreden. Es geht um die Neufassung des Erneuerbaren-Energien-Gesetzes (EEG), die noch vor Weihnachten vom Bundestag beschlossen werden soll. Es soll dafür sorgen, dass der Anteil des Grünstroms, der derzeit rund 40 Prozent der deutschen Stromerzeugung ausmacht, weiter wächst. Das wiederum ist seit Freitag noch dringlicher geworden, weil sich die europäischen Regierungschefs auf dem EU-Gipfel nach durchverhandelter Nacht und unter Vorsitz der Bundeskanzlerin auf striktere Klimaschutzziele in Europa geeinigt haben. Die CO_2-Emissionen in der EU sollen bis zum Ende des Jahrzehnts gegenüber 1990 um 55 statt der bislang angestrebten 40 Prozent sinken.

Ein wichtiger Parameter für die deutsche EEG-Novelle ist die Prognose für die Entwicklung des Strombedarfs. Hier wird es nun merkwürdig: Der für den Energiesektor zuständige Bundeswirtschaftsminister Peter Altmaier (CDU) geht in seinen Planungen bislang davon aus, dass der Stromverbrauch in Deutschland bis zum Jahr 2030 mit 580 Terawattstunden gegenüber heute praktisch unverändert bleibt. Und dies, obwohl die Regierung sich nach Kräften bemüht, in den kommenden Jahren Millionen von E-Autos unters Volk und an die Stromladebuchsen zu bringen.

Damit nicht genug: Der deutsche Staat fördert auch die Anschaffung klimaschonender Wärmepumpen als Ersatz für Öl- und Gasheizungen. Diese Anlagen werden ebenfalls mit Strom betrieben. Vor allem aber haben Altmaier und seine Kabinettskollegen im Sommer ihre „nationale Wasserstoffstrategie“ auf den Weg gebracht, die mit enormen staatlichen Hilfen von 9 Milliarden Euro ins Werk gesetzt werden soll und vor allem auf die Dekarbonisierung der Industrie abzielt. Die Crux: Auch für die Erzeugung von klimaneutralem Wasserstoff braucht es große Mengen an Ökostrom.

Wenn wir es mit dem Klimaschutz also ernst meinen, dann werden wir mehr sauberen Strom benötigen als heute – darin sind sich viele Fachleute einig. „In Zukunft ist mit einem erheblich steigenden Strombedarf zu rechnen“, sagt etwa Veronika Grimm, Energiemarktexpertin an der Universität Erlangen und Mitglied im Wirtschafts-Sachverständigenrat der Bundesregierung. Altmaiers Strombedarfsplanung und damit der Ausbau der erneuerbaren Energien müssten „ambitionierter“ werden, mahnt Grimm.

Das Energiewissenschaftliche Institut der Universität Köln (EWI) schätzt, dass Deutschland im Jahr 2030 in Wahrheit rund 700 Terawattstunden Strom benötigen wird – und damit ein Fünftel mehr als vom Wirtschaftsminister unterstellt. Andere Prognosen schätzen den Bedarf noch weit höher. „Die zunehmende E-Mobilität ist der Hauptgrund für den zu erwartenden größeren Stromverbrauch“, sagt der EWI-Ökonom Max Gierkink.

Die Autoindustrie macht Druck, denn die Hersteller investieren viele Milliarden in die Entwicklung neuer Elektroautos. „Deutschland braucht deutlich ehrgeizigere Ziele für den Ausbau der erneuerbaren Energien“, sagt die Präsidentin des Branchenverbands VDA, Hildegard Müller. Es müssten „möglichst bald 100 Prozent Ökostrom“ für das Aufladen von Elektroautos bereitstehen. „Ohne eine entsprechende Stromversorgung wird die Elektromobilität kein Erfolg, nicht fürs Klima und nicht für den Standort Deutschland“, sagt Müller. Sie warnt vor Versorgungsengpässen, wenn zu wenig Windräder und Solarparks gebaut werden: „Es darf nicht zur Abschaltung von Ladestationen kommen.“

Aber warum eigentlich weigert sich Altmaier bislang so standhaft, den absehbar steigenden Strombedarf zur Kenntnis zu nehmen? Patrick Graichen, Direktor der Berliner Denkfabrik Agora Energiewende, hat eine klare Antwort: „Weil im Wirtschaftsministerium und in Teilen der Unionsfraktion die Angst vor den Windkraftgegnern groß ist“, sagt er. Vor allem der Widerstand gegen weitere Onshore-Windräder ist in den vergangenen Jahren gewachsen – und der Bau neuer Windmühlen hat rapide nachgelassen.

Windkraftanlagen an Land sind bisher der mit Abstand wichtigste Lieferant von Ökostrom in Deutschland. Doch bis 2030 müssten, je nach Anlagengröße, jährlich zwischen 1000 und 1500 weitere solche Onshore-Windräder errichtet werden, kalkuliert der Agora-Chef Graichen. Auch der Bestand an Offshore-Windrädern auf dem Meer und vor allem der Bestand von Solaranlagen müssten deutlich energischer ausgebaut werden als von der Regierung bisher vorgesehen. Zugleich müssten klimaschädliche Kohlekraftwerke früher vom Netz.

Der Lohn der Kraftanstrengung: Zum Ende des Jahrzehnts könnte Deutschland rund 70 Prozent seines bis dahin deutlich größeren Stromverbrauchs mit erneuerbarer Energie decken, kalkulieren die Agora-Energiemarktforscher. Nur so werde Deutschland auch die soeben erhöhten anspruchsvolleren Klimaschutzziele in der EU für das Jahr 2030 erfüllen. Der Druck auf Altmaier, bei seiner EEG-Novelle die Ziele nachzubessern, wächst durch den Beschluss in Brüssel jedenfalls. Finanzierbar wäre das durchaus, denn Windräder und Solaranlagen werden immer effizienter, in wenigen Jahren benötigen sie wahrscheinlich gar keine staatliche Förderung mehr.

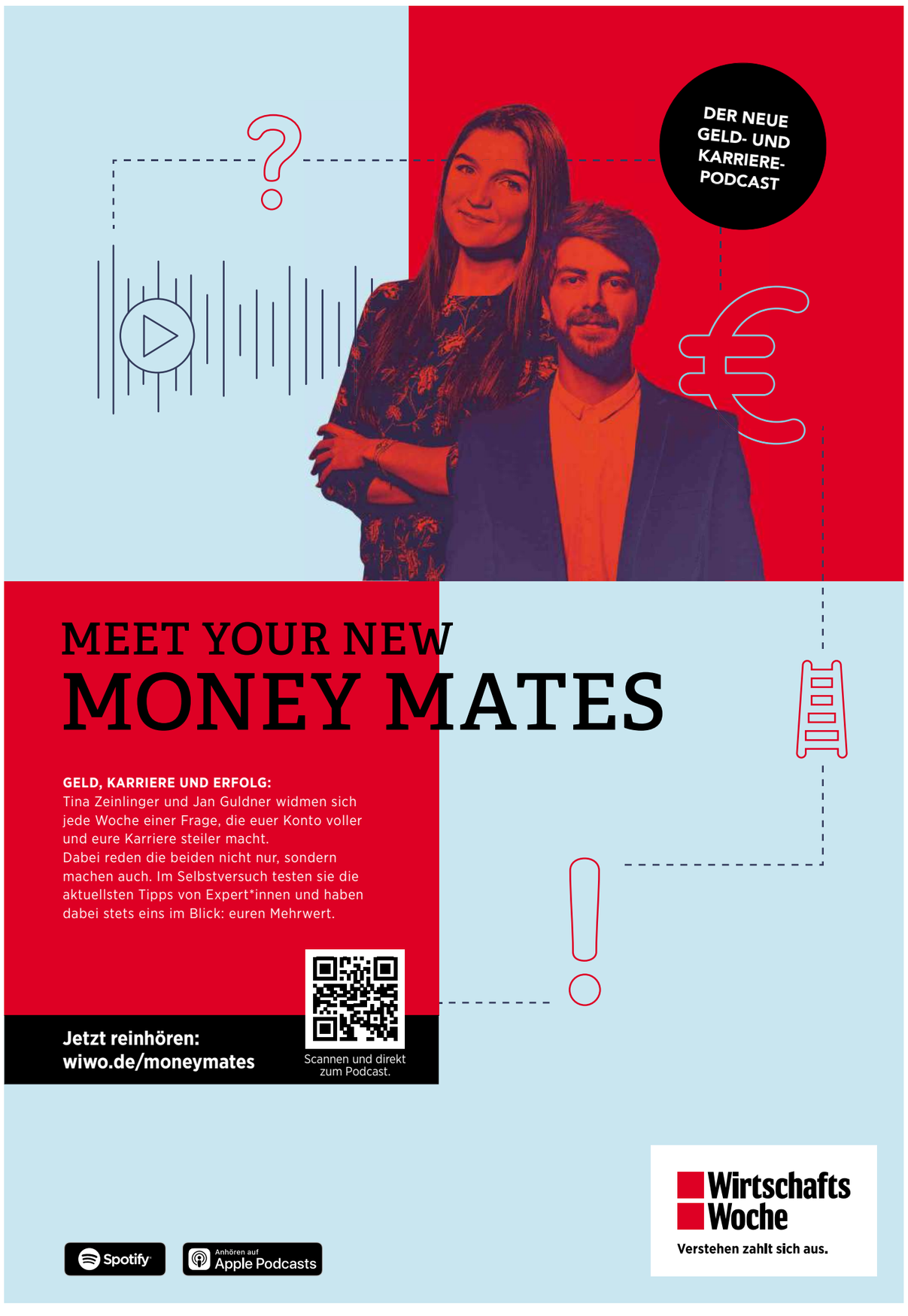
Nur mit der Akzeptanz in der Bevölkerung hapert es. „Selbst Solarparks sind mittlerweile schon böse“, sagt Agora-Chef Graichen sarkastisch. Die Kaufprämie für das Elektroauto und das Fördergeld für die neue Wärmepumpen-Heizung nehmen die Bürger gerne mit – aber die Windräder und Photovoltaikanlagen, die den Strom dafür erzeugen, werden als Zumutung empfunden.

Illustration Dmitri Broido

Stromversorger kassieren ab

Die Stromversorger haben in den vergangenen drei Jahren besonders stark von der Trägheit ihrer Kunden profitiert. Die Energiefirmen konnten es sich erlauben, die Verbraucherpreise stetig zu erhöhen mit der Begründung, sie müssten viel mehr für die Strombeschaffung bezahlen. Tatsächlich jedoch liegen die Beschaffungskosten zum Jahreswechsel 2020/21 kaum höher als Anfang 2018, hat eine Untersuchung des Tarifaufpassers Switchup ergeben, die der F.A.S. vorliegt.

Die Grundversorger in den 50 größten deutschen Städten haben demnach in diesem Jahr von ihren Kunden durchschnittlich 2,99 Cent mehr je Kilowattstunde verlangt als 2018. Gleichzeitig mussten sie für Strombeschaffung, Netzentgelte und Steuern, Abgaben und Umlagen nur 0,27 Cent je Kilowattstunde mehr bezahlen (in Verbraucherpreisen inklusive Mehrwertsteuer). Umgerechnet auf einen Haushalt mit einem Jahresverbrauch von 3500 Kilowattstunden, bedeutet dies: Die Stromanbieter haben den Preis im Schnitt um 103 Euro angehoben, aber nur sechs Euro mehr Kosten gehabt – eine Differenz von 97 Euro. „Die Beschaffungspreise steigen nicht in einem Maße, das derartige Preiserhöhungen rechtfertigt“, sagt Switchup-Gründer Arik Meyer. Verbraucher sollten vielmehr von den seit Anfang 2019 gesunkenen Beschaffungskosten profitieren und weniger bezahlen müssen. Zumal, wie Verbraucherschützer betonen, die Bundesregierung mit einer Strompreissenkung die CO_2-Bepreisung für Öl und Gas etwas ausgleichen wollte. „Dem Markt mangelt es an Fairness“, sagt Meyer. Sein Rat an die Verbraucher, die noch immer im Tarif ihres Grundversorgers stecken: die eigene Stromrechnung zur Hand nehmen, den Preis mit anderen Anbietern vergleichen und gegebenenfalls wechseln. *kle.*



© F.A.Z./F.A.S. – Druckkontrollelement

Carsten Brosda, Präsident des Deutschen Bühnenvereins, in der Hamburgischen Staatsoper
Foto Lucas Wahl

Der Theaterretter

Carsten Brosda ist der neue Cheflobbyist der Bühnen. Er tritt mitten in der Krise an. Das Schlimmste steht ihm noch bevor.

Von Ralph Bollmann

Es ist ein trüber Hamburger Wintertag, mitten im zähen „Lockdown light“. Carsten Brosda sitzt in der „Stifterlounge“ der Hamburgischen Staatsoper, sein Blick geht hinaus in Richtung Gänsemarkt, wo 1678 das erste (und einzige) rein privatwirtschaftlich geführte Opernhaus Deutschlands gegründet wurde. In den Theatern müsste dieser Tage eigentlich Ruhe herrschen, sollte man denken. Doch hier wird geprobt, am Bühnenbild wird gehämmert und geschraubt, die Beleuchter sitzen in ihrer Loge. Ob das, was hier vorbereitet wird, in absehbarer Zeit zur Aufführung kommt, weiß niemand, und bis zu einem ganz und gar regulären Betrieb wird es noch lange dauern. Die Branche ist in ihrer tiefsten Krise. Selbst nach der Schließung der Bühnen im Herbst 1944 dauerte es nur ein Jahr, bis fast alle in irgendeiner Form wieder spielten.

Ausgerechnet jetzt hat Brosda, seit knapp vier Jahren der Hamburger Senator für Kultur und Medien, die Leitung des Deutschen Bühnenvereins übernommen, der zugleich Interessenvertretung und Arbeitgeberverband für 210 Theater und 31 selbständige Sinfonieorchester ist, die meisten davon in den Händen der Länder und Kommunen. Gut 40 000 Beschäftigte zählen die Mitgliedsunternehmen (reine Orchesterbetriebe nicht mitgerechnet), die pro Jahr rund 3,3 Milliarden Euro Umsatz machen und in Vor-Corona-Zeiten zuletzt 20,3 Millionen Besucher jährlich zählten, deutlich mehr als die Stadien der Fußball-Bundesliga.

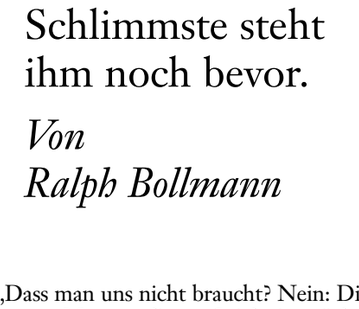
Schon die Personalie ist womöglich ein Krisenzeichen. In den zurückliegenden drei Jahrzehnten waren es mit einer kurzen Ausnahme stets Intendanten, die für die Anliegen ihres Berufsstandes sprachen. Jetzt amtiert, wie es in der Nachkriegszeit üblich war, ein Politiker als Verbandspräsident. Das hat auch mit der schwierigen Lage zu tun. Von einem Politiker, noch dazu einem so gut vernetzten wie dem Sozialdemokraten Brosda, erhoffen sich die Theaterchefs offenkundig ein besseres Standing angesichts bevorstehender Sparzwänge. „Es gab auch bei den Intendanten ein hohes Interesse, den Brückenschlag zwischen Trägern und Institutionen zu festigen“, formuliert der neue Chef dezent.

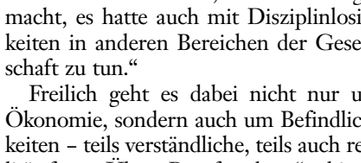
Da kann ein Cheflobbyist nicht schaden, der fast seine gesamte Berufslaufbahn an der Seite des heutigen Bundesfinanzministers Olaf Scholz verbracht hat, von der Parteizentrale übers Arbeitsministerium bis ins Hamburger Rathaus. Brosda hat ein Buch über die Zukunft der Volksparteien geschrieben. Und er unterhält gute Kontakte nicht nur zu den Kulturministern, sondern auch in die Staatskanzleien der übrigen 15 Bundesländer, mit denen er in jahrelanger Detailarbeit den Medienstaatsvertrag ins digitale Zeitalter gehievt hat. „Carsten Brosda ist ein sehr eloquenter und kluger Mann, er hat einen wesentlichen Beitrag dafür geleistet, dass Hamburg medienpolitisch den ersten Platz in der Bundesrepublik errungen hat“, lobt Ex-Chef Scholz. „Ich tausche mich mit ihm nach wie vor eng aus, unter anderem, wenn es um die Corona-Hilfen für die Kultur geht.“

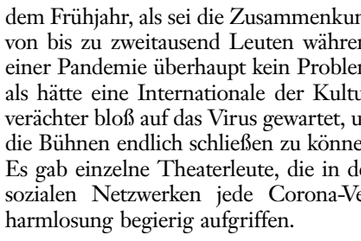
Dabei ist die finanzielle Lage der Stadt- und Staatstheater, auch wenn die Intendanten darüber nicht gern reden, im Moment noch recht stabil. Während des langen Lockdowns von März bis zur Sommerpause haben manche Häuser sogar ein Plus gemacht. Die Rechnung ist recht einfach. Im Schnitt spielen die Theater nur ein knappes Fünftel ihrer Kosten durch Ticketverkäufe selbst ein, wobei die Spanne von rund 10 Prozent in strukturschwachen Gegenden bis zu 40 Prozent an den Staatsopern von München oder Dresden reicht. Von den Ausgaben sind hingegen rund 80 Prozent Personalkosten, die sich drastisch reduzieren lassen, wenn man die Mehrzahl der Leute in Kurzarbeit schickt (was aus tarifrechtlichen Gründen allerdings nicht überall geht). „Durch die Kurzarbeit ist es oftmals sogar billiger, nicht zu spielen“, gibt Brosda unumwunden zu.

Schwierig wird die Sache, sobald sich der Vorhang wieder öffnet. Durch die Vorgaben der meisten Bundesländer, die strenger waren als in anderen europäischen Staaten, durften die Theater zuletzt an vielen Orten nur jeden fünften Platz verkaufen. Die Kosten fielen aber, trotz Einschränkungen auch auf der Bühne, nahezu in voller Höhe an. Ökonomisch wäre es deshalb fraglos sinnvoller gewesen, die Theater für die komplette Spielzeit ganz zu schließen – so wie die New Yorker Met, die sich von Anfang an auf den Herbst 2021 vertagte, die aber auch ohne üppige öffentliche Zuschüsse auskommen muss. Brosda will davon nichts wissen. „Welches Signal hätten wir damit ausgesandt?“, fragt er zurück. „Dass man uns nicht braucht? Nein: Die ersten Monate dieser Spielzeit möchte ich nicht missen. Und dass wir jetzt wieder schließen mussten, war nicht ausgemacht, es hatte auch mit Disziplinlosigkeiten in anderen Bereichen der Gesellschaft zu tun.“

Freilich geht es dabei nicht nur um Ökonomie, sondern auch um Befindlichkeiten – teils verständliche, teils auch realitätsferne. Über „Berufsverbote“ schimpfen manche Kulturschaffende schon seit dem Frühjahr, als sei die Zusammenkunft von bis zu zweitausend Leuten während einer Pandemie überhaupt kein Problem, als hätte eine Internationale der Kulturverächter bloß auf das Virus gewartet, um die Bühnen endlich schließen zu können. Es gab einzelne Theaterleute, die in den sozialen Netzwerken jede Corona-Verharmlosung begierig aufgriffen.







Zahlen für 2018/19 Quelle: Dt. Bühnenverein / F.A.Z.-Grafik Piron

Auch das verlangt Fingerspitzengefühl vom Vereinspräsidenten. Den Vorwurf der Realitätsverweigerung weist er rundheraus zurück. „Dass die Theater geschlossen wurden, haben viele verstanden“, sagt er. „Mir ist aber häufig die Frage begegnet: Warum sind die Kaufhäuser noch offen? Macht den Lockdown doch bitte konsequent, dann können wir schneller wieder ins Leben einsteigen.“ Dieser Wunsch immerhin wird sich jetzt bald erfüllen.

Mehr noch als die Schließung der Theater selbst erzürnten die Kulturleute allerdings zwei Worte aus dem Beschluss, mit dem Kanzlerin und Ministerpräsidenten Ende Oktober die Auszeit für die Kulturstätten verfügten: „Freizeitgestaltung“ und „Unterhaltung“ würden verboten, hieß es dort wörtlich. „Wirtschaftliche Tätigkeit“, schob Angela Merkel nach, bleibe erlaubt – sonst könne man die üppigen Entschädigungen für die eigentlich überflüssigen Branchen ja gar nicht bezahlen.

Schon Brosdas Vorgänger, der Berliner Theaterintendant Ulrich Khuon, reagierte pikiert. „Mich erinnert das ans 19. Jahrhundert, an den Pietismus mit seinem Bild vom bequemen Weg zur Hölle“, keilte er zurück. „An diesem Weg liegen lauter Unterhaltungseinrichtungen, Spielbanken, Bordelle und Theater. Das Theater war für die Pietisten ein Teil der teuflischen Zerstreuung, die uns davon ablenkt, ein guter arbeitender und betender Mensch zu sein.“

Sein Nachfolger Brosda sieht es ähnlich. „Theater ist mehr als ein Freizeitvergnügen“, sagt er. „Es geht nicht nur um Zerstreuung, noch nicht mal nur um Erbauung. Es geht um Sinnsuche, um Erkenntnis, um eine Gesellschaft, die sich im öffentlichen Raum begegnet. Es geht um Aufklärung. Die Politik muss zumindest reflektieren, was sie schließt.“ Und sie soll, auch das ist die Botschaft, die Theater nicht als Letztes wieder öffnen. „Die Niederländer zum Beispiel haben Mitte November als Erstes wieder die Kultur geöffnet, das war ein starkes Signal“, lobt er das Nachbarland. „Auch in Deutschland muss die Kultur in der ersten Welle der Lockerungen dabei sein.“

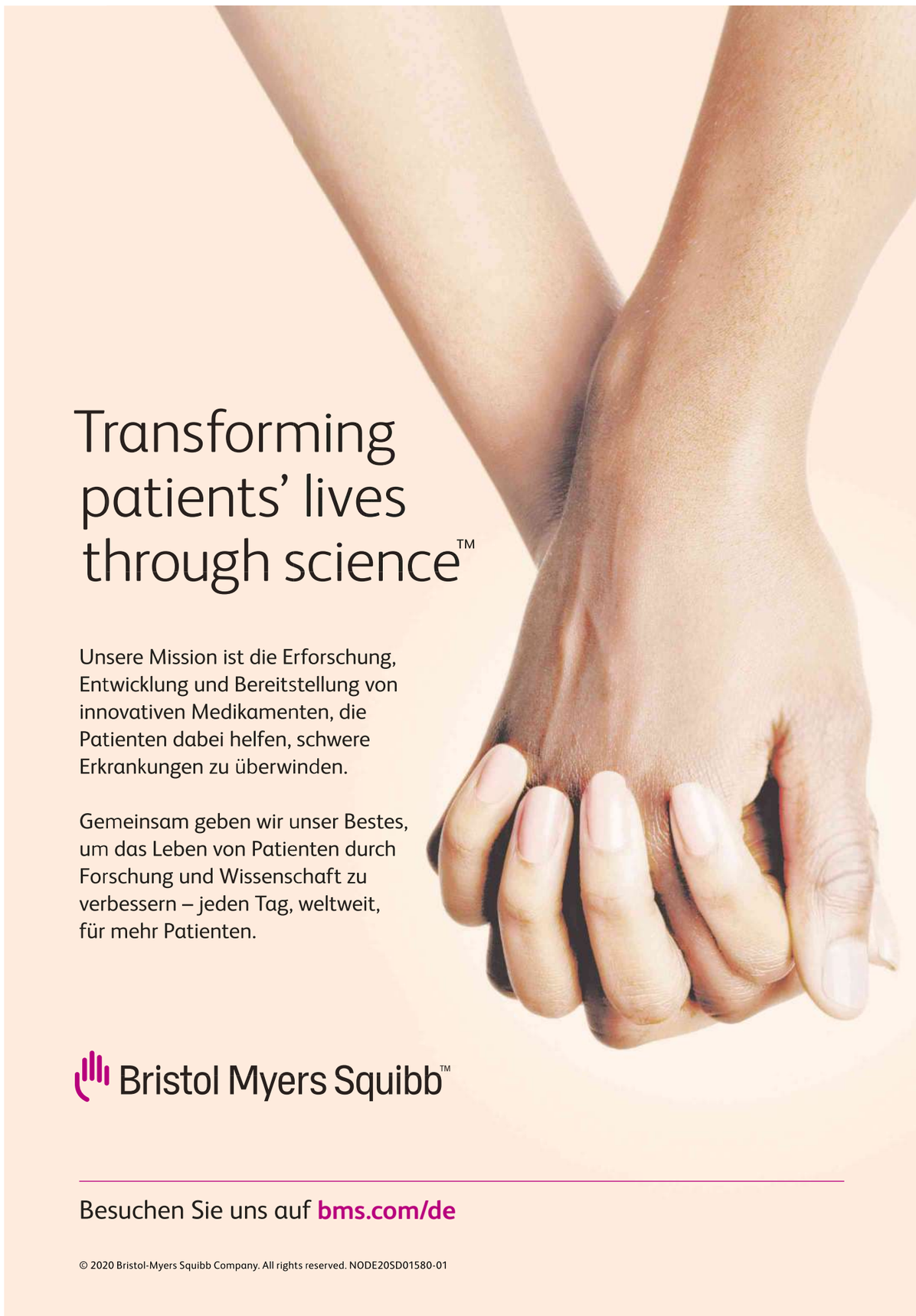
Wenn Corona vorbei ist, fangen die Schwierigkeiten für die Theater allerdings erst richtig an. Während die meisten von ihnen das aktuelle Jahr finanziell ganz gut überstehen werden, haben die ersten Kommunen fürs nächste Jahr schon Kürzungen in ihren Kulturetats angekündigt, um ihre Haushaltsnot zu lindern: Bamberg, München und Frankfurt am Main waren unter den Vorreitern. „Die Probleme werden beginnen, wenn die öffentliche Hand sparen muss“, fürchtet deshalb auch Carsten Brosda. „Da hilft nur eines: Der Wert der Kultur muss sich den Bürgern vermitteln. Das entscheidet sich in der Arbeit der Häuser vor Ort. Das hat mit konkreter Ansprache und Publikumsarbeit zu tun, da helfen große Worte des Bühnenvereinspräsidenten allein nur wenig.“ Hier folgt Brosda seinem politischen Ziehvater Olaf Scholz: Die beste Lösung wäre, findet er, wenn der Bund den Kommunen die Altschulden erließe und ihnen dadurch finanziellen Spielraum verschaffe.

Auch das Nein des Finanzministers zu einem Lohnersatz für Solo-Selbständige, ein großes Reizthema unter Künstlern, verteidigt der Weggefährte. „Es gab immerhin Einmalzahlungen, hier in Hamburg und jetzt auch vom Bund“, beschwichtigt er, der Zugang zur Grundsicherung sei erleichtert worden, die Debatte werde weitergehen. Aber: „Was nicht geht, ist ein Grundeinkommen für Künstler. Soll dann etwa der Staat bestimmen, wer Künstler ist und wer nicht?“ Langfristig helfe am ehesten, die Arbeitslosenversicherung für Selbständige zu öffnen.

Länger als gewöhnlich zögert der Schnellsprecher Brosda mit einer Antwort auf die Frage, ob sich auch an den Gehaltsstrukturen an den Theatern etwas ändern muss. Derzeit verdienen viele fest engagierte Sänger, Schauspieler oder Dirigenten an kleineren Häusern gerade mal die Mindestgage von 2000 Euro brutto im Monat, während zum Beispiel die Orchestermusiker mit ihrer starken Gewerkschaft kommod abgesichert sind.

Auch bei den Abendgagen für Gastkünstler hat die Corona-Krise extreme Unterschiede ins Bewusstsein gerückt: Als die Intendanten über die Frage diskutierten, ob man für die vielen Corona-Absagen ein Ausfallhonorar geben solle, war dafür eine Obergrenze im Gespräch. Dabei nahm manch ein Theatermanager erst so richtig zur Kenntnis, dass ein solches Limit nur Sänger, Dirigenten oder Instrumentalsolisten trifft. Schauspieler, selbst bekannte, werden dafür am Theater einfach zu schlecht bezahlt. „Tariffragen stehen sicherlich auf der Agenda der nächsten Jahre“, kündigt Brosda an. „Da geht es nicht nur um Gehaltsstrukturen, sondern auch um Arbeitszeitmodelle.“

Inzwischen ist es dunkel geworden in der Stifterlounge in Hamburg, ein Lichtschalter ist auf die Schnelle nicht zu finden, aber nebenan im Großen Saal gehen die Vorbereitungen weiter, für Opernabende in irgendeiner ungewissen Zukunft. „Natürlich müssen wir jetzt proben“, sagt Carsten Brosda. „Wenn die Infektionszahlen durch einen strikten Lockdown sinken und wir irgendwann im Januar oder Februar wieder spielen können, müssen wir vorbereitet sein.“ Ob und wann das passiert, ist in diesen Tagen ungewisser denn je. Immerhin haben die Theater jetzt den schwachen Trost, dass auch andere schließen müssen – und zu Weihnachten, aus ihrer Sicht, so etwas wie Gerechtigkeit einkehrt.



Ein Leben für die S-Klasse: Manfred Bischoff, 78 Jahre alt, seit 1976 bei Daimler und seit April 2007 Aufsichtsratsvorsitzender. Im Frühjahr endet seine Dienstfahrt. Foto Enno Kapitza / Agentur Focus

„Wir bauen die besten Autos – nicht Tesla“

Manfred Bischoff hat ein halbes Jahrhundert für Daimler gearbeitet. Im Frühjahr geht der Aufsichtsratschef in Pension, jetzt zieht er Bilanz. Ein Gespräch über ahnungslose Kritiker, gefährliche Irrtümer und Chinas bedenklichen Einfluss auf Europas Vorzeigeunternehmen.

Herr Bischoff, Sie sind bald ein halbes Jahrhundert beim Daimler. Gibt es ein Leben danach, abseits des Mercedes-Sterns?

Ich habe noch keine richtige Vorstellung davon, wie das sein wird. Ich werde mich daran gewöhnen müssen, vom Agierenden zum Beobachter zu wechseln. Viele Dinge, die dem Amt geschuldet sind, werden dann wegfallen. Aber darauf bin ich vorbereitet.

Was haben Sie vor, wenn Sie sich mit der Hauptversammlung im Frühjahr verabschieden?

Ein paar geschäftliche Aufgaben habe ich ja noch, außerdem gewinne ich Zeit für meine Tätigkeiten im Non-Profit-Bereich und um was zu publizieren.

Schreiben Sie Ihre Memoiren?

Nein. Ich lese hin und wieder solche Bücher und merke: Oft ist da viel Selbstbeweihräucherung im Spiel. Das brauche ich nicht. Die Themen, die mich bewegen, sind eher: Was läuft falsch in der Gesellschaft?

Als da wäre?

Ein Grundproblem ist: Aus der Tatsache, dass in der Demokratie jeder das gleiche politische Recht hat, leiten manche ab, dass auch im Rest des Lebens alles gleich verteilt wird, bis hin zum Vermögen. Aber: Talent, Begabung und Glück lassen sich nicht regulieren.

Sie sind gegen Umverteilung und Sozialstaat?

So ist das nicht gemeint. Das Auseinanderdriften der Gesellschaft ist für mich ein sehr ernstes Problem. Wir sehen in Amerika, wohin das führt. Auch in Deutschland haben wir solche Tendenzen. Digitalisierung und Globalisierung führen zu einer stärkeren Konzentration der Vermögen. Dem müssen wir entgegenwirken, es braucht Regeln, damit alle am Wohlstand teilhaben.

Sind Sie etwa für ein bedingungsloses Grundeinkommen?

Nein, aus tiefster Überzeugung nicht. Das würde den Wert der Arbeit untergraben. Ich bin sehr dafür, dass jeder die Chance haben sollte, durch gleich welche ehrliche Arbeit zum Wohl der Gesellschaft beizutragen.

Was schlagen Sie dann vor, um das Auseinanderdriften der Gesellschaft zu verhindern?

Ein Beispiel ist das Kartellrecht, um den Wettbewerb einzuhegen. Der Wettbewerb ist ein archaisches Prinzip: Der Sieger bekommt alles. Dem muss die Politik entgegenwirken. Es kann nicht sein, dass zum Beispiel potentiell giftige Finanzprodukte keine Zulassung brauchen. Bevor aber ein A380 abhebt, müssen Sie als Flugzeugbauer für die Zulassung einen ganzen Raum mit Dokumenten füllen.

Sie haben lange für die Dasa, die spätere EADS und den heutigen Airbus-Konzern gearbeitet. Entsprungen ist der damals der Vision vom integrierten Technologiekonzern, die Daimler-Chef Edzard Reuter propagierte. War das der schlimmste von etlichen Irrwegen des Daimler-Konzerns?

Ach, wenn man vom Rathaus kommt, ist man immer klüger. Ich war damals kein Anhänger von einem integrierten Technologiekonzern, weil ich keine großen Synergieeffekte gesehen habe. Trotzdem sollten Sie nicht übersehen: Wenn Sie die Milliarden addieren, die Daimler für Airbus zurückbekommen hat, war das eine sehr gute Investition in die Luft- und Raumfahrt.

Die „Hochzeit im Himmel“ hätte Daimler dagegen fast die Existenz gekostet. Wie standen Sie als Vorstand damals zur Übernahme von Chrysler?

Diese Strategie habe ich unterstützt, auch wenn die Rechnung nicht aufgegangen ist. Im Nachhinein müssen wir zugeben, dass wir alle unterschätzt haben, welche Welten zwischen Massenmarkt und Luxus liegen. Das passt nicht zusammen. Aber wie gesagt, hinterher ist man schlauer. Ein Unternehmer handelt immer unter Unsicherheit. Firmen ohne Fehler hat es noch nie gegeben.

Welches Zeugnis würden Sie sich selbst ausstellen? Wie beurteilen Sie ihre Bilanz?

Entscheidender Maßstab für mich ist immer: Ist das Unternehmen in einer besseren Verfassung, wenn ich gehe, als wenn ich das Amt übernommen habe?

Das haben Sie geschafft?

Aus meiner Sicht ja. Wesentliche Aufgabe des Aufsichtsrates ist es, die richtigen Leute in den Vorstand zu bringen, und wir haben heute ein hervorragendes Team mit Ola Källenius als Vorstandsvorsitzendem.

Sind Sie sehr enttäuscht, dass Dieter Zetsche nicht wie abgemacht im Frühjahr Ihre Nachfolge antritt?

Das war der Plan, richtig. Die Umstände, wie sie sich entwickelt haben, mit Diesel-Affäre und Kartellverfahren, haben dann dazu geführt, dass dagegen Widerstand aufkam und Dieter Zetsche verzichtet hat. Dafür hat er meinen großen Respekt.

Hat Sie sein Rückzug überrascht?

Nein, ich war mit Dieter seit Monaten im Kontakt, wir haben das ausführlich über den Sommer besprochen.

Statt Zetsche soll es nun Bernd Pischetsrieder richten, der postwendend als Notlösung kritisiert wurde. Der Mann ist 72 Jahre alt und weit weg von der Digitalisierung.

Dass Bernd Pischetsrieder sein Alter vorgehalten wird, damit hatte ich gerechnet. Dass seine Qualifikation in Frage gestellt wird, das wundert mich dann doch sehr. Pischetsrieder war Vorstandschef von BMW und VV, war Aufsichtsratschef der Münchner Rück und Vizepräsident von Acatech. Er hat alle Voraussetzungen für diese Aufgabe. Er hat den Vorstand der Daimler AG bei den Fragen Digitalisierung und Elektromobilität inspiriert und engstens begleitet. Es ist eine Frechheit, ihm zu unterstellen, er habe keine Ahnung von Technologie. Leute, die so argumentieren, glauben wohl, dass nur irgendein Software-Experte als Aufsichtsratsvorsitzender da sein muss, und dann zeigt Daimler der Welt, was eine Harke ist und überholt Tesla. Diese Leute haben keine Ahnung von unserer Industrie und was die Aufgabe des Aufsichtsrates ist: Wir sind nicht für das operative Geschäft zuständig. Der Aufsichtsratsvorsitzende muss alle Schlüsselfaktoren im Blick haben: Markt, Technologie, Politik. Als Aufsichtsratsvorsitzender ist er aber nicht der Oberchef des Unternehmens.

Trotzdem bleibt es dabei: Pischetsrieder ist 73, wenn er antritt, da kann er nur ein Übergangskandidat sein.

Im Jahr 2024 hat er seine letzte Hauptversammlung, so wollen es die Statuten. Das ist allen Beteiligten bewusst. Deshalb ist es von Beginn an eine seiner Aufgaben, seine Nachfolge zu organisieren, jemanden zu suchen, der nach ihm zwei Perioden absolvieren kann, damit eine gewisse Kontinuität gesichert ist. Für die Phase des Übergangs, die Transformation der Automobilindustrie, ist Bernd Pischetsrieder der richtige Mann. Wenn konventionelle Werke ins Elektrozeitalter überführt werden, alternative Beschäftigungen gesucht und womöglich Stellen abgebaut werden, dann führt das unweigerlich zu Spannungen. Da ist es von Vorteil, wenn der Aufsichtsratsvorsitzende über Jahre das Vertrauen der Arbeitnehmer gewonnen hat.

Das heißt: Auch 2024 tritt ein interner Kandidat als Nachfolger an die Spitze des Aufsichtsrates?

Das ist dann nicht mehr meine Entscheidung, sondern Sache des künftigen Aufsichtsrats. Wir haben jedenfalls mehrere qualifizierte Personen an Bord.

Sie waren bei Ihrer Wahl im Jahr 2006 der erste Daimler-Aufsichtsratsvorsitzende, der nicht von der Deutschen Bank kam. Hat dies das Ende der Deutschland AG eingeläutet?

Die Verflechtung von Industrie und Banken, die man Deutschland AG nannte, hatte sich vorher schon aufgelöst. Im Übrigen bin ich überzeugt, dass es von Vorteil ist, wenn ein Aufsichtsrat das Unternehmen schon länger kennt. In der Automobilindustrie dauert die Entwicklung eines neuen Modells fünf bis sieben Jahre, außerdem sind die Produkte so langlebig, dass wir 20 bis 30 Jahre in die Zukunft schauen müssen, um zu ahnen, was die Konsumenten dann wollen.

Wie sind wir in 20 oder 30 Jahren unterwegs? Ausschließlich elektrisch?

Sind Sie mir nicht böse, aber das ist eine typisch deutsche Frage. Sie übersieht, dass die Welt noch viele andere Länder hat. Ich bin mir sicher, dass wir in Europa, in China, in den Vereinigten Staaten und anderen hochentwickelten Ländern überwiegend elektrisch fahren werden – ob mit Batterie, Plug-in-Hybriden und im Fall von Schwerlastwagen mit Wasserstoff und Brennstoffzelle. Es gibt aber viele Weltregionen, die nicht so schnell die dafür notwendige Ladeinfrastruktur aufbauen können.

Wann wird Daimler den letzten Verbrennungsmotor bauen?

Ich habe da keinen festen Termin im Auge, bin aber sicher, dass ich bis dahin nicht mehr leben werde.

Hat Daimler auf Dauer eine Chance gegen Tesla? Elon Musks Firma ist heute mehr wert als die deutschen Hersteller zusammen und will demnächst 20 Millionen Elektroautos bauen. Da kommt Mercedes nicht mit.

Das wollen wir auch gar nicht. Diese Stückzahl wäre ein völlig unsinniges Ziel für uns. Wir sind keine Massenhersteller. Daimler ist dann am besten, wenn wir uns auf das Premiumsegment konzentrieren. Das Beste oder nichts. Das ist unsere DNA. Wir haben das Auto erfunden. Wir wollen die besten Autos der Welt bauen. Und das werden niemals 20 Millionen Fahrzeuge im Jahr sein.

Dennoch lässt sich nicht bestreiten: Tesla ist ein gefährlicher Rivale.

Daimler ist am oberen Ende des Marktes. Was die Qualität und Anmutung insgesamt angeht, ist Tesla für uns kein so großer Konkurrent. Mit unserem neuen elektrischen Spitzenmodell EQS, das wir demnächst auf den Markt bringen, werden wir in dem Segment einen neuen Standard setzen. Ich bin mir sicher, im oberen Marktsegment werden wir auch bei Elektroautos absolut führend sein.

Sind Sie mit kleineren Stückzahlen groß genug, um allein zu überleben? Oder braucht Daimler einen Partner?

Es gibt unterschiedliche Formen von Partnerschaften. Zusammen mit Volvo entwickeln wir Wasserstoffantriebe für schwere Lastwagen, obwohl Volvo unser stärkster Wettbewerber in diesem Geschäft ist. Und das teilautonome Fahren werden wir in Zukunft gemeinsam mit dem kalifornischen Technologieunternehmen Nvidia weiterentwickeln.

Und wie wäre es mit einem Zusammenschluss in der Oberklasse?

Warum immer gleich Zusammenschluss? Es gibt vielfältigste Formen der Zusammenarbeit. Die Marke Mercedes-Benz ist in der Autoindustrie weltweit führend. Diesen Wert sollten wir nicht unterschätzen, deshalb haben wir es auch nicht nötig, uns nach einem Partner umzuschauen, mit dem wir verschmelzen könnten.

Ihre größten Aktionäre sind heute Chinesen. Wird die Daimler-Zentrale irgendwann nach Peking oder Schanghai umziehen?

Diese Frage geht nicht nur Daimler an, das ist eine Frage der Politik.

Soll die Regierung etwa vorschreiben, wer Ihr Aktionär werden darf?

Nein. Wir sind aus gutem Grund für freien Handel und freien Kapitalverkehr. Nur müssen die Regeln überall die gleichen sein. Wenn die Chinesen in Europa Firmen kaufen, muss das umgekehrt auch möglich sein. Die Frage, die sich stellt, ist: Wie stark ist der politische Hintergrund der chinesischen Investoren, die sich in Europa einkaufen? Damit muss sich die europäische Politik befassen. Ich habe das mehrfach mit der deutschen Regierung erörtert, da ist auch ein Bewusstsein für solche Probleme entstanden. Bundeswirtschaftsminister Altmaier hat richtigerweise Vorschläge dazu gemacht, auch wenn die teilweise auf Kritik gestoßen sind bei den puristischen Freihändlern.

Sie sprechen Altmaiers „Industriestrategie 2030“ an, mit der er ausländische Beteiligungen an deutschen Unternehmen beschränken will.

Die Frage ist: Gibt es Unternehmen, die nach dem Willen der europäischen Industriepolitik nicht unter den Einfluss anderer politischer Entscheidungsträger geraten sollen? Ja oder nein?

Daimler ist Ihrer Meinung nach so ein Fall? Ein Unternehmen, so groß und so wichtig, dass es nicht unter chinesische Kontrolle geraten darf?

Daimler ist jedenfalls ein bedeutendes Unternehmen und eine Referenz für deutsche Industrieprodukte. Das Thema ist aber noch viel komplexer: Nehmen wir den Handelskonflikt zwischen den Vereinigten Staaten und China. Wir in Deutschland meinen ja, mit der Abwahl Trumps sei dieser Konflikt vorbei. Das ist ein völliger Irrtum, weil die amerikanischen Demokraten, bevor Trump kam, beim Freihandel immer sehr viel restriktiver waren als die Republikaner. Deswegen wird sich die Frage stellen: Wie erhalten wir in Europa den freien Zugang zu beiden großen Partnern, Amerika und China? Darauf sind wir angewiesen: Daimler macht nur noch gut 12 Prozent seines Umsatzes in Deutschland, aber mehr als ein Drittel in China. Wenn der Handelskonflikt sich verschärft, müssen wir uns darauf einstellen, dass wir eventuell nicht mehr ein Auto für die ganze Welt bauen können, sondern verschiedene Versionen für die Vereinigten Staaten und China. Das bringt uns nicht um, aber es macht das Auto teurer.

Fürchten Sie, dass Daimler aufgrund der chinesischen Investoren Schwierigkeiten bekommt in Washington?

Ich bin mir ziemlich sicher, dass Unternehmen, die mehrheitlich oder mit kontrollierender Minderheit in chinesischer Hand sind, mit Reaktionen von amerikanischer Seite zu rechnen haben.

Das könnte also ein Problem werden?

Im Augenblick sehe ich das nicht. Wir haben momentan zwei Großaktionäre aus China mit zusammen rund 15 Prozent, zwischen denen es wenig Übereinstimmungen gibt: Der eine ist privat, der andere staatlich. Auf längere Sicht muss sich Europa darüber klarwerden: Welche Unternehmen, die wesentlich sind für unseren Wohlstand, wollen wir freihalten von politischen Einflussmöglichkeiten, die wir Europäer nicht teilen? Gleichzeitig müssen wir den Zugang zu allen Märkten sicherstellen.

Und wann wird es den ersten chinesischen Aufsichtsratschef bei Daimler geben?

Ich sehe das für den Vorsitz nicht. Letztendlich hängt aber die Antwort von der oben gestellten politischen Frage ab. In führenden europäischen Unternehmen gibt es bereits chinesische Aufsichtsratsmitglieder, also ist das Normalität.

Das Gespräch führten Georg Meck und Marcus Theurer.

Ich habe nicht ein Wort Deutsch gesprochen.

Als ich aus Syrien hier ankam, habe ich niemanden verstanden. Ich musste von null anfangen. Das war schwer. Aber ich habe es geschafft. Ich wollte mich wirklich immer verbessern – für mich selbst und für meine Familie. Hier bei Amazon habe ich das Gefühl, dass ich mich immer entwickeln kann. Man traut mir zu, anderen etwas beizubringen, anderen zu helfen. Ein Flüchtling zu sein, war sehr schwierig, aber jetzt bin ich Instructor bei Amazon.

Mohanad, Mönchengladbach.

amazon.de/unsereteams

Schlechtes Vorbild

Mit dem Geld aus dem EU-Hilfsfonds sollen die Regierungen nicht bloß Haushaltslöcher stopfen. Deutschland macht es trotzdem. *Von Ralph Bollmann*

Foto Getty, Bearbeitung F.A.S.

Die wichtigste Frage wäre zuletzt fast untergegangen. Kaum noch jemand interessierte sich dafür, wofür die Mitgliedstaaten der EU den gewaltigen Betrag von 750 Milliarden Euro an Zuschüssen und Krediten eigentlich ausgeben wollen, den die EU gemeinsam an den Märkten aufnehmen und für die Bewältigung der Krisenfolgen investieren will. Alles drehte sich nur noch um die Verbindung der Finanzfrage mit der Kontrolle über die Rechtsstaatlichkeit in Europa. Und um den Widerstand, das Polen und Ungarn gegen die Verbindung der beiden Themen leisteten.

Jetzt ist zumindest dieser Konflikt gelöst, der Weg zur Verteilung der Hilfsgelder frei. Damit steht die Frage ganz oben auf der Agenda, nach welchen Kriterien das geschehen soll. Die Brüsseler Kommission hat schon angekündigt, dass sie Schludrigkeiten der Einzelstaaten nicht ohne weiteres hinnehmen will. Das Geld soll, so ist es die erklärte Absicht, die europäische Wettbewerbsfähigkeit steigern durch gezielte Investitionen vor allem in Klimaschutz und Digitalisierung. Außerdem wollen Ursula von der Leyen und ihre Kollegen das Geld nutzen, um endlich jenen „länderspezifischen Empfehlungen“ für nötige Reformen mehr Nachdruck zu verleihen, die sie den Einzelstaaten regelmäßig auf den Weg geben – normalerweise mit mäßigem Erfolg. Einfach bloß Autobahnen zu bauen, so die Botschaft, werde gewiss nicht genügen. Besonders den nördlichen Mitgliedstaaten war dieser Punkt im Ringen um das Hilfspaket wichtig, wobei am Ende vor allem die Österreicher und Niederländer ein großes Spektakel daraus machten.

Auch in Deutschland gab es schon einige Aufregung um vermeintlich absurde Pläne der stark betroffenen südlichen Mitgliedstaaten, wie sie das Geld unter die Leute bringen wollten. In Italien gibt es dazu auf nationaler Ebene eine lebhafte Debatte, die Regierung streitet gerade über eine „Task Force“ zur Verteilung der Gelder. Von den Regierungsparteien bis zu lokalen Bürgermeistern äußerte fast jeder relevante Akteur eine Idee, wie sich lange gehegte Pläne durch die Hintertür einfädeln lassen. An Kritik daran fehlte es in Medien und Öffentlichkeit nicht. Am meisten ärgerte sich vermutlich der zuständige Brüsseler Kommissar Paolo Gentiloni, der selbst aus Italien stammt.

Im größten EU-Mitgliedsland dagegen, in Deutschland, redet bislang fast niemand über die eigenen Pläne. Viele Deutsche wissen nicht einmal, dass auch die Bundesrepublik eine erkleckliche Summe aus dem Programm erhält. Zu sehr wurde das Paket stets als Hilfe „des“ Nordens für „den“ Süden verkauft. Dabei sind an der Finanzierung alle Staaten nach Maßgabe ihrer Einwohnerzahl und Wirtschaftskraft beteiligt, wie in der EU vom regulären Haushalt bis zur Euro-Rettung stets üblich. Und auch von den Ausgaben profitieren alle, wobei sich die Höhe der Summen nach einem Mix aus bisheriger Arbeitslosenquote und Tiefe der Corona-Rezession richtet.

Nun sind vergünstigte Kredite für den deutschen Finanzminister kaum attraktiv, schließlich zahlen viele Anleger sogar drauf, um ihr Geld bei ihm deponieren zu dürfen. Aber die Zuschüsse nimmt Berlin gern. Insgesamt sind das 390 Milliarden Euro, davon knapp 313 Milliarden für den eigentlichen Wiederaufbaufonds, die „Recovery and Resilience Facility“. Wegen der vergleichsweise guten Wirtschaftslage bekommt Deutschland nur einen kleineren Anteil. Aber knapp 23 Milliarden Euro sind es voraussichtlich doch, verteilt auf die nächsten vier Jahre.

Nicht nur die Brüsseler Kommission hätte schon ganz gerne gewusst, wie das Geld in einem Land verteilt werden soll, das beim CO_2-Ausstoß pro Kopf noch immer einen Spitzenplatz einnimmt, was sich vom Stand der Digitalisierung nicht unbedingt sagen lässt: Dem Wirtschaftsminister ist es inzwischen selbst peinlich, wenn er mit dem Dienstwagen von Funkloch zu Funkloch fährt – und die verdutzten Amtskollegen aus anderen europäischen Ländern gar nicht verstehen, warum das Telefonat ständig abbricht. Einmal ganz abgesehen von der langen Liste der Reformvorhaben, die Brüssel den Deutschen regelmäßig empfiehlt – ob es nun um die nach Ansicht der Experten viel zu hohen Steuern und Abgaben auf kleine Einkommen geht oder um den angemahnten Umbau des Rentensystems.

Doch die große Koalition, die sich bei der nationalen Corona-Rettung so freigebig mit ihren Hilfsgeldern zeigt und zuletzt den darbenden Gastronomen großzügige Unterstützung spendierte, gibt sich beim Geldsegen aus Brüssel auf einmal zugeknöpft. Schon vor der Sommerpause beschloss der Koalitionsausschuss sehr beiläufig und anders als in Italien von der Öffentlichkeit nahezu unbemerkt, das Geld einfach in die Sanierung des nationalen Haushalts zu stecken. Es soll in Vorhaben fließen, die im Zuge von „Bazooka“ und „Wumms“ ohnehin geplant waren, also Corona-Hilfen und Konjunkturprogramm refinanzieren. Schließlich hat Berlin dafür weit mehr ausgegeben als nahezu jedes andere europäische Land, selbst wenn man es ins Verhältnis zur Einwohnerzahl setzt. Ideen für Klimaschutz und Digitalisierung, so die Logik, habe man ja schon beim Ringen ums Konjunkturpaket berücksichtigt. Legt man diesen Maßstab zugrunde, geht vermutlich sogar noch die Kaufprämie für Elektroautos als Beitrag zum europäischen Klimaschutz durch, auch wenn die ursprüngliche Absicht viel eher die Belebung der kriselnden einheimischen Autobranche war.

Finanzminister Olaf Scholz bleibt eisern bei dieser Linie, und er findet nicht, dass er etwas Unrechtes tut. „Wir setzen das Geld für Projekte ein, die wir seit Beginn der Pandemie im März auf den Weg gebracht haben“, sagt er jetzt der F.A.S. „Es geht insbesondere um Projekte aus dem Konjunkturpaket, die einen Schub für Klimaschutz und Digitalisierung bringen werden.“ Die Vorhaben auf diesen Feldern dürften mindestens das Doppelte der Mittel aus Brüssel ausmachen, schätzt der Ressortchef. „Wir halten uns exakt an das, was die EU vorgeschrieben hat.“

Im Europaparlament und bei der deutschen Opposition sieht man das anders. Der grüne EU-Abgeordnete Sven Giegold fühlt sich an den Umgang mit den Maastricht-Kriterien für die Währungsunion erinnert, die Deutschland maßgeblich mit durchgesetzt hatte – um sie dann während der rot-grünen Regierungszeit unter Gerhard Schröder gemeinsam mit Frankreich als erstes Mitgliedsland zu reißen, mit der Begründung, die gerade auf den Weg gebrachten Agenda-Reformen ließen sich mit weiteren rigorosen Sparmaßnahmen im Staatshaushalt nicht vereinbaren.

Jetzt wiederhole sich das, findet Giegold. „Die deutsche Regierung geht mit schlechtem Beispiel voran und verstößt als Erstes gegen die Vorgaben, die sie selbst mit durchgesetzt hat.“ Es gebe aus Berlin noch immer keinen Umsetzungsplan für den Europäischen Wiederaufbaufonds, die große Koalition wolle ohnehin geplante Ausgaben mit den Hilfsgeldern verrechnen. „Dabei gibt es in Deutschland wahrlich genug Nachholbedarf in den Bereichen Klimaschutz und Digitalisierung, von der Gebäude-Modernisierung über die Landwirtschaft bis zur Industrie.“

Allerdings gibt es in Deutschland neben dem politischen Unwillen noch ein weiteres Hindernis auf dem Weg zu EU-geförderten Zukunftsprojekten: den extrem langen Planungsvorlauf. Der Wiederaufbaufonds soll, wie der Name schon sagt, die Erholung der europäischen Wirtschaft nach der akuten Phase der Corona-Krise fördern, sprich: möglichst schnell wirksam werden. Dass sich die Auszahlung des Geldes über mehrere Jahre streckt und im ersten Jahr, also 2021, noch lange nicht den Höhepunkt erreicht, das hat aus diesem Grund schon genügend Kritik auf sich gezogen. Bis 2024, also rechtzeitig vor der übernächsten Bundestagswahl, soll der deutsche Anteil an den Hilfsgeldern allerdings komplett ausgegeben sein.

Wirklich große Projekte lassen sich hierzulande in einem solchen Zeitraum jedoch gar nicht realisieren – wenn man beispielsweise bedenkt, dass die Hauptstadt Berlin vor einer Woche gerade eine U-Bahn-Linie eröffnet hat, an der ein Vierteljahrhundert gebaut worden war. Aus der „Kanzler-U-Bahn“, ursprünglich benannt nach Helmut Kohl, ist inzwischen eine „Kanzlerinnen-U-Bahn“ geworden, und selbst die lange Amtszeit Angela Merkels ist bald vorbei. Mit ihrer Zustimmung zum europäischen 750-Milliarden-Euro-Hilfsfonds hat sie zwar an das europapolitische Pathos ihres Vorgängers Kohl angeknüpft. Bei der Frage, wie das Geld verwendet werden soll, geben sie und ihre Regierung indes kein gutes Beispiel für die anderen Mitgliedsländer ab.

Frauen sind super, Quoten völliger Unsinn

Mehr Frauen in den Vorstand, fordert die Politik. Plötzlich sind alle für eine Quote. Wirklich alle? Nein! Hier widerspricht *Dieter Rickert*, Altmeister der Headhunter

Die Quote ist Unfug. Mit gleicher Wunschlogik könnte man Quoten für mehr Sonnentage verfügen. Seit 40 Jahren stelle ich als Personalberater bei jeder Suche die Standardfrage: „Darf es auch eine Frau sein?“ Die Antwortet lautet stets: „Finden Sie eine! Wir nehmen die Person mit der besten Qualifikation. Geschlecht egal.“ Seit die Quote droht und Selbstverpflichtungen mit Zielgrößen erzwungen wurden, suchen alle händeringend nach qualifizierten Frauen, die es in der gewünschten Anzahl einfach noch nicht gibt – auch wenn das Gegenteil von interessierten Aktivistinnen behauptet wird.

Natürlich gelingt es der Presse zum Thema Karriere immer, einige Dutzend „Powerfrauen“ aufzubieten. Das ist statistisch keine Überraschung. Solche Einzelbetrachtungen vernebeln aber lediglich den Blick aufs Ganze.

Von allen Berufsanfängern mit Hochschulabschluss und dem Karriereziel Management sind im Schnitt aller Branchen etwa 20 Prozent weiblich. Das ist zwangsläufig so, weil zu wenige Frauen die Fächer studieren, die man bei uns für eine Unternehmenskarriere braucht. Zudem scheiden auf dem Weg nach oben viele davon nach einigen Jahren aus dem Rennen. Nachvollziehbare Gründe dafür sind der Vorrang für Familienplanung, oder man hat sich das Berufsleben weniger stressig vorgestellt. Die berühmte „Gläserne Decke“, an die man durchaus stoßen kann, ist allerdings nicht für Frauen exklusiv. Männer spüren sie ebenso, reagieren aber anders. Eine mir bekannte professionelle Researcherin, die für mehrere Headhunting-Firmen arbeitet, sucht potentielle Kandidaten für die mittlere Management-Etage. Auf der Basis von mehr als 10 000 telefonischen Ansprachen hat sie mir bestätigt: Von zehn angesprochenen Männern hören sich acht immerhin an, ob es woanders mit der Karriere schneller gehen könnte. Bei den Damen sagen acht, dass sie grundsätzlich nicht wechseln wollen, egal wie attraktiv die angebotene Position sei. Eine Vorstandsposition als Karriereziel liegt offenbar gar nicht in ihrem Fokus.

Wenn also nur 20 Prozent von 20 Prozent dieses Karriereziel mit all seinen Vor- und Nachteilen verfolgen, müssten unter der Voraussetzung, dass auch alle können, die wollen, etwa vier Prozent als natürliche Quote im Vorstand landen. Da wir im Dax bereits rund 14 Prozent haben, kann man nur vermuten, dass bereits einige durch Druck und Wunschdenken dorthin befördert wurden, weil das Geschlecht und nicht die Qualität das entscheidende Auswahlkriterium war. Um eines klarzustellen: Ich liebe es, kompetente Frauen zu interviewen, und ich war auch nicht ganz unerfolgreich dabei, ihnen beim Erreichen ihrer Karriereziele zu helfen. Die Betonung liegt aber auf kompetent.

Hier noch eine Ehrenrettung für die als besondere Unverschämtheit verdammte „Null-Quote“. Wenn man mit den Leistungen eines Vorstandsgremiums rundum zufrieden und der Älteste 55 Jahre alt ist, gibt es für die nächsten zehn Jahre keine Vakanz, für die man eine Frau einplanen könnte. Eine Zahl größer null würde bedeuten, dass man eine ungewollte Kündigung fest einplant oder einen Todesfall. Tritt der Fall dennoch ein, kann man ja auch bei Quote null eine Frau einstellen, wenn man sie findet.

Wie wird sich das neue Gesetz in der Praxis auswirken? Stellen wir uns einmal eine AG mit mehr als 2000 Mitarbeitern vor, die jetzt betroffen wäre. Der Vorstand besteht aus vier Personen. Der CEO ist Ende 50, seit 25 Jahren in der sehr erfolgreichen Firma und funktional zuständig für alle Stabsabteilungen (Personal, Strategie, Unternehmensentwicklung, M&A, Recht, Öffentlichkeitsarbeit). Dann gibt es den CFO, 45 Jahre, zuständig seit fünf Jahren für Rechnungswesen, Finanzen, Controlling und EDV. Außerdem haben wir den CSO, 60 Jahre, für Marketing & Vertrieb, der seit Jahrzehnten bei den Kunden bestens verdrahtet ist, und schließlich den Technologievorstand, 49 Jahre, acht Jahre dabei und zuständig für Forschung und Entwicklung, Supply-Chain-Management und Produktion. Die Aktionäre sind glücklich, denn die Firma brummt, ist international gut aufgestellt, und der engagierten Mannschaft ist es in der Vergangenheit gelungen, das Produktportfolio im Bereich Hochtechnologie für Luft- und Raumfahrt, Automotive und Spezialmaschinenbau alle fünf Jahre zu 80 Prozent zu erneuern.

Dann kommt das Gesetz.

Fall I: Der Vertrag des CEO läuft aus und steht zur Erneuerung an. Man will den Kopf der Firma auf keinen Fall verlieren. Nach dem, was bekannt ist, soll kein Mann von seiner Position entfernt werden, um einer Frau Platz zu machen. Es gäbe Bestandsschutz bei „bestehenden Mandaten“. Das Gesetz sollte folgerichtig klarstellen, dass Vorstände noch während des „bestehenden Mandats“ eine Vertragsverlängerung bekommen können, ohne dass die Quotenregelung greift.

Fall II: Der CTO möchte mit Ende 40 noch einmal ein anderes, größeres Unternehmen sehen und kündigt. Jetzt schlägt die Quotenregelung zu. Die Aufgabe für den beauftragten Headhunter, eine Frau zu finden, die etwas Vergleichbares nach Inhalt, Umfang und Komplexität nachweislich erfolgreich bewältigt hat, ist praktisch unmöglich. Der Markt gibt solche Edelsteine kaum her, und wenn man doch dieses seltene Exemplar fände, müsste es ja auch noch wechseln wollen.

Während der Headhunter an der Suche nach der perfekten Frau für diesen Job verzweifelt, findet er stattdessen einen sehr guten männlichen CTO-Ersatz. Was wird geschehen? Der Aufsichtsrat engagiert den Mann. Er muss es tun, wenn er der Firma nicht schaden will.

Damit diese Bestellung nicht nach dem neuen Gesetz nichtig ist, erfindet man für eine Frau eine weitere zusätzliche Vorstandsposition, die leichter zu besetzen ist: Der CEO gibt das Personalressort ab, das bislang von einem guten Mann auf der zweiten Ebene gemanagt wurde. Damit man sich nicht fragen muss, was die neue Personalvorstandsfrau den ganzen Tag tut, wenn doch die Arbeit nach wie vor von dem vorhandenen Mann erledigt wird, bekommt sie noch Integrität, Nachhaltigkeit und Ähnliches, damit das ein schönes rundes Ressort mit genügend Abteilungen und Mitarbeitern ergibt. Das ganze kostet zwar ein paar zusätzliche Millionen, aber die Katastrophe im eigentlichen Maschinenraum der Firma, wo sich das Schicksal des Unternehmens entscheidet, wird abgewendet.

Die Quote wird zu mehr Vorstandspositionen für Frauen führen, aber ob dadurch die Produktivität der Unternehmen verbessert wird und das eigentliche Unternehmensziel, der Gewinn, steigt, ist mehr als zweifelhaft. Wenn Politiker eine Meinung haben über Dinge, die sie nur vom Hörensagen kennen, und das in Gesetze gießen, gilt häufig: Gut gemeint ist nicht gut gemacht. Mit der neuen Regelung werden sicher qualifizierte Frauen in die Vorstände kommen, die es auch ohne Quote geschafft hätten. Nun werden sie stattdessen als „Quotenfrauen“ diskriminiert. Es werden jedoch durch die Quote Bestellungen erfolgen, die sinnvoller mit einem qualifizierten Mann besetzt worden wären oder die wegen der Quote erst erfunden werden. Man fragt sich dabei, wie gleichzeitig ein gesetzliches Diskriminierungsverbot für alle Geschlechter und eine gesetzliche Quote für nur ein Geschlecht Gültigkeit haben können. Da wird das Bundesverfassungsgericht wohl Klarheit schaffen müssen.

Das gängige Narrativ für diese Aktion lautet: „Gemischte Teams fällen bessere Entscheidungen.“ Der generelle Beweis dürfte schwer zu führen sein, denn gegenüber Ländern mit höherer Frauenquote wie Amerika, Schweden oder Frankreich zeigt die deutsche Handelsbilanz, dass sich unsere Unternehmen mit ihrer Leistungsfähigkeit hinter ihren Wettbewerbern nicht zu verstecken zu brauchen. Exportweltmeister wird man nicht zufällig. Also muss für die Politik ein empfundener Mangel an Geschlechtergerechtigkeit als Motiv herhalten.

Wenn man das ändern möchte, darf man das Pferd aber nicht vom Schwanz her aufzäumen und die angestrebten Ergebnisse erzwingen, statt bei den Ursachen anzusetzen. Dazu bedürfte es eines Kulturwandels, der das gängige Bild von Erziehung, Ausbildung, Familie und Mutterschaft evolutionär verändert. Wir müssen den Kindern vom ersten Schultag an Freude und Interesse an Wirtschaft und Technik vermitteln. Dazu braucht man Lehrer, die erklären können und wollen, dass wir unseren Lebensstandard der stetigen Verbesserung technologischer Prozesse verdanken. Nur so gibt es auch mehr Abiturientinnen, die anschließend unternehmensrelevante Fächer studieren und in zehn oder zwanzig Jahren auf natürlichem Weg im Vorstand landen.

Dieter Rickert, 80, ist Personalberater in München.

FAIR UND ÜBERTARIFLICH

MINDESTEINSTIEGSLOHN 12,50 €/Std.*

LIDL

Lidl lohnt sich

Einsatz wertschätzen, Kollegen fair bezahlen:

Seit 2015 gibt es den gesetzlichen Mindestlohn. Wir waren schneller: Bereits 2010 haben wir als erster Lebensmitteleinzelhändler den Mindesteinstiegslohn eingeführt. Während die Politik weiter verhandelt, stehen wir zur Tarifbindung und zahlen bereits seit 2019 einen Einstiegslohn von mindestens 12,50 €/Stunde*. Denn gute Arbeit verdient mehr als den gesetzlichen Mindestlohn.

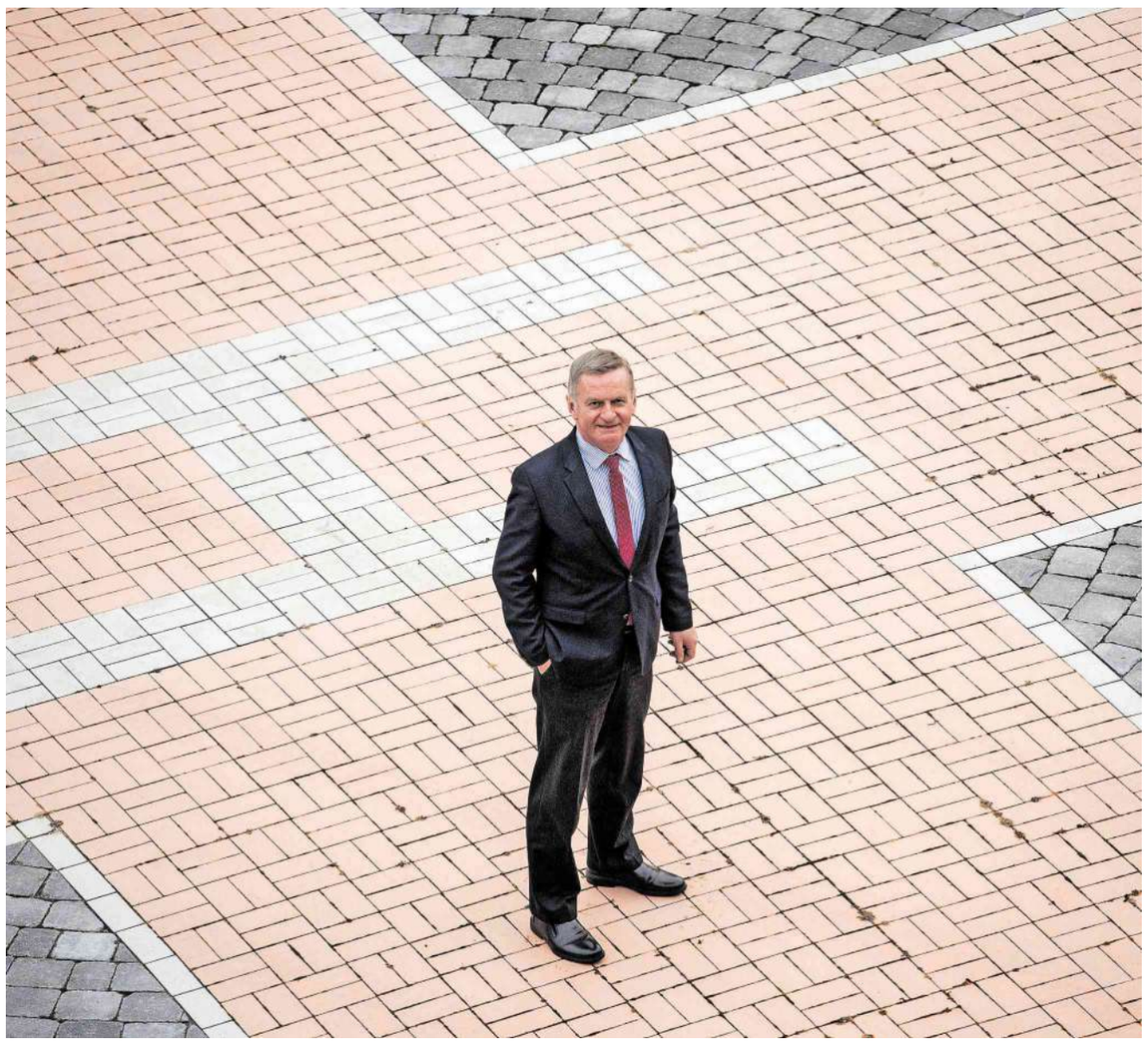
*Mindesteinstiegslohn für tarifl. Mitarbeiter 12,50 €/Std. (auch ohne abgeschlossene Berufsausbildung), je nach Erfahrung und Tarifgebiet deutlich mehr. Gilt nicht für Praktikum, Ausbildung, Abiprogramm sowie Duales Studium.

#wirversorgendeutschland

LIDL MUSS MAN KÖNNEN

Aus Gründen der leichteren Lesbarkeit verwenden wir im Textverlauf die männliche Form der Anrede. Selbstverständlich sind bei Lidl Menschen jeder Geschlechtsidentität willkommen.

Bewirb dich online auf **jobs.lidl.de**



Georg Rüter, Geschäftsführer der Katholischen Hospitalvereinigung Ostwestfalen, auf dem Hubschrauberlandeplatz des Krankenhauses St. Vinzenz in Rheda-Wiedenbrück. Im Sommer war die Region Deutschlands Corona-Hotspot Nummer eins. Foto Daniel Pilar

„Mehr Personal löst nicht alle Probleme“

Georg Rüter muss in drei Kliniken dafür sorgen, dass das Geld reicht. Ein Gespräch über renitente Besucher und die Kosten gutgemeinter Gesetze.

Herr Rüter, Sie führen die Geschäfte von drei katholischen Krankenhäusern in Ostwestfalen mit zusammen rund 700 Betten. Haben Sie Schwierigkeiten mit Leuten, die das Coronavirus für ungefährlich halten?

Das größte Problem hatten wir mit unserem ersten Corona-Patienten überhaupt, im Frühjahr. Da rief der Sohn am Wochenende an, er werde jetzt ins Krankenhaus kommen und seinen Vater abholen. Wir haben sofort die Polizei gerufen, ich bin selbst auch in die Klinik gefahren. Dort haben wir der Familie dann als Vollzugspersonen der Gesundheitsbehörde klargemacht, dass der Patient bei uns kaserniert ist und ganz bestimmt nicht abgeholt wird. Die Verwandten haben sich erst besonnen, als die Polizisten ihnen gezeigt haben, dass sie auch Handschellen dabeihaben.

Bringt die zweite Corona-Welle die Kliniken im Land an den Rand des Zusammenbruchs?

Die derzeitige Zuspitzung muss mehr als beunruhigen, unerträglich sind die Missachtungen der Coronaregeln. Aber ein Systemkollaps ist nicht erkennbar. Die Auslastung bei uns ist hoch, aber nicht im roten Bereich; sie war es durchaus mal in einigen Häusern. Covid-Fälle blockieren schnell mal eine ganze Station. Wir haben aber genug Schutzmaterial, genug Geräte und auch genug Personal, das sich extrem engagiert.

Wie kommt es dann zu den vielen alarmierenden Meldungen über den Zustand in den Krankenhäusern?

Ich bekomme hier in der Region auch jede Woche wieder eine Hochrechnung von irgendeinem Spezialisten vorgelegt, laut der die Fallzahlen jetzt endgültig explodieren. Da steckt nach meiner Einschätzung viel Aktionismus drin. In unseren Häusern haben wir uns klipp und klar erklärt, dass wir nicht von Triage reden – also davon, bestimmte Patienten nicht zu behandeln, damit es für die anderen reicht. Das ist in Deutschland nicht gerechtfertigt. Der Lockdown hat dazu geführt, dass die Leute ihr Verhalten verändert haben. Deshalb steigt die Zahl der Behandlungsfälle zurzeit nicht mehr. Und wenn wir mal tatsächlich einen Engpass haben in einer Region, dann können wir in relativ kurzer Zeit ein anderes Krankenhaus erreichen. Das ist der Vorteil gegenüber dem vielgelobten dänischen Modell, wo es nur noch sehr wenige große Kliniken im ganzen Land gibt.

Sie klingen entspannt. Liegt das womöglich bloß daran, dass es bei Ihnen nicht so viele Corona-Fälle gibt?

In unserem kleinen Hospital St. Vinzenz in Rheda-Wiedenbrück hatten wir im Sommer die Corona-Infizierten aus dem Schlachthof von Tönnies. Da waren innerhalb weniger Tage 1000 Leute krank, rund 50 mussten stationär behandelt werden, etwa die Hälfte bei uns, drei wurden beatmet. Von den acht Intensivbetten in St. Vinzenz waren fünf mit Covid-Patienten belegt, insgesamt waren bis zu 11 Prozent der Patienten in der Klinik Covid-Fälle. Hinzu kam, dass von diesen Patienten nicht einer auch nur eine Silbe Deutsch sprach. Wir haben die Behandlung mit eigenen Mitarbeitern aus Polen und Rumänien begleitet, Dolmetscherdienste waren im gesamten Landkreis nicht verfügbar.

Haben die Pflegekräfte im St.-Vinzenz-Hospital die 1000 Euro Prämie bekommen, die Gesundheitsminister Spahn versprochen hat?

Nein. Das Geld gab es nur dort, wo bis Ende Mai eine bestimmte Zahl von Covid-Patienten behandelt worden ist. Unsere kamen erst im Juni, also gingen wir leer aus. Diese Prämie klang in den Talkshows gut. In der Realität war sie ein Rohrkrepierer, sie hat zudem viel Zwietracht gesät. Vollmundig einen Betrag auszuloben, ihn dann detailliert an Bedingungen zu knüpfen – das kann nicht gutgehen. Uns haben die Tönnies-Fälle sogar Geld gekostet. Wir hätten mehr verdient, wenn wir an ihrer Stelle unsere Durchschnittspatienten behandelt hätten – oder wenn die Betten gleich ganz leer geblieben wären und wir die pauschale Freihalteprämie bekommen hätten, die es damals noch gab.

Hat sich wenigstens Tönnies inzwischen erkenntlich gezeigt?

Nein. Es sieht leider nicht so aus, als ob die Firma unseren 306 Mitarbeitern in Rheda-Wiedenbrück einen Weihnachtsbraten spendieren wollte. Aber wir haben uns etwas für sie ausgedacht, um ihre besondere Leistung anzuerkennen.

Die Seuche hat Schutzmasken und Beatmungsgeräte viel teurer gemacht. Wie viel Geld hat Sie das gekostet?

Für FFP2-Masken haben wir in der Spitze das Zehnfache des üblichen Preises gezahlt, aber das hat sich schnell wieder gegeben, da haben sich viele Hersteller richtig ins Zeug gelegt. Man hat aber auch gesehen: Es gibt nicht nur seriöse Unternehmer, sondern auch unseriöse, das gehört zum Kapitalismus dazu. Wir haben jedenfalls weder auf Vorkasse Masken bestellt noch bei Adressen, die uns nicht geheuer vorkamen. Heute sind das wieder Cent-Artikel, zuletzt haben wir welche von der Landesregierung geschenkt bekommen.

Geschenkt gab es auch Beatmungsgeräte, die sonst 40 000 Euro kosten.

Die Geräte, die der Gesundheitsminister gekauft hat, wurden schnell und fair übers Land verteilt. Wir haben in unseren drei Häusern jetzt rund 40 Beatmungsgeräte. Das dürfte auf absehbare Zeit genug sein. So ähnlich geht es vermutlich allen Krankenhäusern in Deutschland. Nächstes Jahr werden viele ihre alten Geräte aussortieren. Ein Teil wird dann verschrottet, andere werden gebraucht verkauft oder als humanitäre Hilfe an Länder abgegeben, die sie gut gebrauchen können.

Wie schwierig wird die finanzielle Lage für die Krankenhäuser nächstes Jahr sein? Wie viele Milliarden Euro Staatshilfe brauchen Sie dann?

Das deutsche Gesundheitssystem ist, verglichen mit anderen Ländern, sehr gut ausgestattet. In der Pandemie wurden wir von der Politik zudem fair und pragmatisch behandelt. Ich finde deshalb, dass wir uns mal einen anderen Reflex als den Ruf nach Staatshilfe angewöhnen sollten. Das gilt auch und gerade für das Gesundheitswesen. Ein Beispiel: Es gab in Nordrhein-Westfalen 50 000 Euro für jedes zusätzlich eingerichtete Intensivbett. Natürlich kann man mehr ausgeben dafür. Aber man kann auch damit hinkommen, wenn man auf unnötigen Luxus verzichtet. Das ist wie mit der Kilometerpauschale: Wenn Sie es vernünftig anstellen, sind 30 Cent je Kilometer genug. Was unsere Finanzen angeht, mache ich mir um andere Dinge jedenfalls mehr Sorgen als um Corona.

Was könnte das sein?

Das Pflegepersonalstärkungsgesetz, auch eine Idee von Minister Spahn.

Was soll daran schlecht sein?

Wir rechnen unsere Leistungen mit den Krankenkassen üblicherweise nach sogenannten Fallpauschalen ab. Aber seit diesem Jahr sind die Pflegekosten davon ausgenommen. Da gilt jetzt plötzlich wieder das vor 30 Jahren aus gutem Grund abgeschaffte Prinzip, dass alle anfallenden Kosten erstattet werden.

Hört sich erst einmal vernünftig an.

Ist es aber nicht. Die Vorstellung, dass mehr Personal alle Probleme löst, ist wenig durchdacht. Es wird ja jetzt schon viel zu viel Arbeitszeit von Ärzten und Pflegern mit bürokratischer Tüddelei verschwendet. Und dieses neue Gesetz ist eine Brutstätte für zusätzliche Bürokratie. Was wir brauchen, sind die richtigen ökonomischen Anreize dafür, die Arbeit im Krankenhaus besser zu organisieren, indem wir die passenden technischen Hilfsmittel einsetzen und Abläufe vereinfachen. Mit dem neuen Pflegegesetz ist es aber, als ob Sie ein paar Abiturienten sagen: Das nächste Wochenende geht auf mich. Was glauben Sie, wie schnell den jungen Leuten dann viele tolle Sachen einfallen, die Sie bezahlen dürfen? Die Pflegekosten beliefen sich bisher auf rund 16 Milliarden Euro im Jahr. Jetzt stehen da plötzlich 1,6 Milliarden Euro mehr auf der Rechnung. Es gibt übrigens noch kein einziges Krankenhaus, das sich darüber mit den Krankenkassen geeinigt hat. Man streitet sich über unzählige Details. Ich fürchte, das geht noch zwei Jahre so weiter, und dann bricht die Sache zusammen.

Oder es gibt eben doch wieder Staatsknete. Wie sonst soll der Pflegenotstand behoben werden?

Erst einmal ist es so, dass in der Pflege die Lohnsteigerungen und der Imagegewinn der vergangenen Jahre offensichtlich schon Wirkung zeigen. Wir haben die Ausbildungsplätze in unseren Häusern jedenfalls mehr als verdoppelt, und wir haben die Bude voll.

Was tun Sie, um das Pflegepersonal in der Corona-Krise zu entlasten?

Die physische und psychische Belastung ist zurzeit zweifellos groß. Aber wenn wir systematisch an die Sache rangehen, dann helfen gute medizintechnische Ausstattung, digitale Infrastruktur und industriell orientierte Organisation. Was die aktuelle Situation angeht, sollten wir nicht verschweigen, dass die Zahl der Patienten in den ersten neun Monaten des Jahres insgesamt nicht gestiegen, sondern zurückgegangen ist. Es gab bei uns jedenfalls Monate im Frühling und Sommer, in denen auch die Pflegekräfte Urlaub nehmen und Überstunden abbauen konnten.

Vor der Seuche hieß es, Deutschland leiste sich zu viele Krankenhäuser. Jetzt lautet die Frage: Wie viele Betten zusätzlich brauchen wir, um für die nächste Welle gerüstet zu sein?

Man kann ganz andere Schlüsse ziehen. Vor Corona waren die Leistungen des Gesundheitssystems für den Einzelnen in Deutschland kostenlos. Es zahlt ja die Versicherung. Also wurde, ökonomisch betrachtet, die Sättigungsmenge beim Preis von null abgerufen. Jetzt gibt es einen Preis: die Furcht vor einer Ansteckung. Das hat dazu geführt, dass die Gesunden nicht mehr ins Krankenhaus kommen oder zum Arzt gehen. In allen Sektoren sind die Fallzahlen um 10 bis 15 Prozent gesunken. Besonders groß ist der Rückgang in den Notfallambulanzen, wo sich sonst am Wochenende auch schon mal ein Patient mit Bauchschmerzen ins CT-Gerät legt, der sich einfach nur überfressen hat. Für mich ist die spannende volkswirtschaftliche Frage für die Zukunft deshalb, wie das Gesundheitswesen entschlackt wird.

Sparen auf Kosten der Gesundheit? Das wird sich kein Politiker trauen.

Was heißt da schon sparen? Bitte vergessen Sie nicht: Auch die Fallpauschalen steigen zuverlässig, weil sie sich an der Lohnsumme orientieren. Das heißt, wir haben ein säkulares Wachstum geschenkt bekommen, das Gesundheitswesen wächst seit Jahrzehnten überproportional zur Volkswirtschaft. Bei uns ist jedes Produkt von Jahr zu Jahr 2,5 Prozent teurer geworden, unabhängig von der Nachfrage. Wo gibt es das sonst noch? Das wird nicht immer so weitergehen. Wir müssen unsere Ressourcen rational einsetzen, mit Verstand. Sonst müssen wir entweder die Beiträge zur Krankenversicherung munter anheben, dann bezahlt das Volk. Oder wir rationieren Gesundheitsleistungen, das ist humanitär problematisch und öffnet der Bestechung Tür und Tor. Oder wir begrenzen mutwillig den medizinischen Fortschritt, weil dieser Fortschritt Geld kostet. Ich finde Rationalisierung eindeutig am besten.

Sind solche kühlen ökonomischen Überlegungen überhaupt zulässig, wenn es um die Gesundheit geht, unser höchstes Gut?

Den überheblichen moralischen Unterton, der in der Kritik an der Ökonomie gewöhnlich mitschwingt, empfinde ich als einigermaßen armselig für unsere Branche. Manche Vertreter der großen Kliniken, der sogenannten Maximalversorger, halten sich gern für Helden oder Heilige. Das sind wir Ökonomen nicht; schon Wilhelm Röpke rät, lieber mit dem Durchschnitt zu rechnen als mit einer Utopie. Im Gesundheitswesen gilt deshalb das Wirtschaftlichkeitsgebot, so steht es im Sozialgesetzbuch. Wir müssen sorgsam haushalten, um alle 83 Millionen Menschen in Deutschland medizinisch zu versorgen. Dabei geht es darum, Knappheiten zu bewältigen, nicht zu vergrößern.

Das Gespräch führte Sebastian Balzter.

NAMEN & NACHRICHTEN

Angriff auf Facebook, Google, Amazon

In Amerika droht Facebook die Zerschlagung. Und die Europäer denken sich neue Regeln für alle großen Internetkonzerne aus. *Von Patrick Bernau*

Facebook, Google, Amazon – das Einhegen der großen Internetkonzerne, es beginnt. Vergangenen Donnerstag klagte die amerikanische Wettbewerbsbehörde zusammen mit fast allen amerikanischen Bundesstaaten darauf, dass Facebook zerschlagen wird und die Apps Instagram und Whatsapp abgeben muss. Und kommenden Dienstag stellt **Margrethe Vestager**, Vizepräsidentin der EU-Kommission, ihren Plan zur Beschränkung von Facebook, Google, Amazon und anderen großen Internetkonzernen vor.

Einiges daraus ist schon bekannt: Die Konzerne sollen verpflichtet werden, strafrechtlich relevante Inhalte schnell zu löschen – im Fall von terroristischen Inhalten innerhalb von einer Stunde. Außerdem sollen die großen Konzerne ihrer Konkurrenz das Leben erleichtern. Der ökonomische Hintergrund: Das Internet tendiert dazu, dass es nicht mehrere konkurrierende Plattformen nebeneinander gibt, sondern für jeden Anwendungszweck immer nur eine dominante bestehen kann. Dieser Plattformbetreiber muss sich dann den anderen gegenüber fair verhalten – so ist die Überlegung. Die großen Konzerne haben zum Beispiel besonders viele Daten über das Verhalten der Nutzer. Die sollen sie mit anderen Firmen teilen. Zudem können Plattformen die Internetnutzer eher auf ihre eigenen Dienste lenken.

Google hat zum Beispiel die eigenen Landkarten prominent in den Suchergebnissen plaziert; das macht es anderen Kartendiensten schwer, dagegen anzukommen. So etwas soll künftig nicht mehr so leicht gehen. Um die genauen Regeln wird noch gerungen; davon ist auch abhängig, wie viele Konzerne unter die Regel fallen. Durchaus möglich, dass es nicht nur das halbe Dutzend Großkonzerne ist, über das immer gesprochen wird. Von 20, ja sogar von bis zu 40 Unternehmen ist die Rede. Die Konzerne lobbyieren noch dagegen an, hoffen aber inzwischen vor allem, dass sie wenigstens europaweit einheitliche Richtlinien bekommen.

Margrethe Vestager, Vizepräsidentin der EU-Kommission. Foto AP

Mark Zuckerberg, Käufer von Instagram und Whatsapp. Foto dpa

Am Düsseldorfer Zentrum für Wettbewerbsökonomik ist **Justus Haucap** froh, dass die Regeln kommen, fürchtet aber gleichzeitig, dass sie übers Ziel hinausschießen. Oft sei es besser, keine ganz harten Gesetze zu beschließen, sondern den Unternehmen die Möglichkeit zu lassen, selbst ihre Wettbewerbsfreundlichkeit zu beweisen. Dass die neuen Regeln allerdings Europas eigenes Google oder Facebook hervorbringen, hält auch Haucap für unwahrscheinlich. Dazu gebe es in Europa noch zu viele Hindernisse für Start-ups.

Und wenn Facebook-Gründer **Mark Zuckerberg** am Ende dazu verurteilt wird, sein Unternehmen zu zerschlagen? Dann stehen die Europäer zwar nicht länger nur einem mächtigen sozialen Netzwerk gegenüber, sondern dreien, was für sie gut sein dürfte. Aber es bleiben drei amerikanische.

UBS-Chef Hamers unter Druck

Ermittlungen gegen Bankmanager in Geldwäsche-Affäre

Gut zwei Jahre lang konnte **Ralph Hamers** einigermaßen ruhig mit einem Geist aus der Vergangenheit leben. Sonst wäre ihm wohl auch nicht der Wechsel zur schweizerischen Bank UBS geglückt, welche der niederländische Manager seit vergangenem Monat leitet. Bis vor kurzem war Hamers noch Vorstandsvorsitzender des Konkurrenten und niederländischen Marktführers ING. Nun holt eine abgehakt geglaubte Affäre aus dieser Zeit ihn jäh ein. Hamers soll nun doch vor Gericht. Es geht um Geldwäsche von ING-Kunden und darum, ob die Unternehmensführung genug tat, um sie zu verhindern.

Öffentlich erreichte der Fall 2018 den Höhepunkt. ING-Kunden hätten Konten „nahezu ungestört“ für kriminelle Machenschaften missbraucht, teilte die Staatsanwaltschaft damals mit. Zwischen 2010 und 2016 seien Hunderte Millionen Euro gewaschen worden, und die Bank habe das nicht verhindert. ING schaffte es aber, eine Art Vergleich zu erzielen, und zahlte 775 Millionen Euro – eine Rekordsumme in der niederländischen Unternehmenswelt. Einzelne Personen wurden nicht belangt. Finanzvorstand **Koos Timmermans** gab sein Amt auf, Hamers kam scheinbar unbeschädigt davon.

Ralph Hamers ist von der ING zur UBS gewechselt. Foto EPA

Das wollte ein Finanzaktivist namens **Pieter Lakeman** nicht akzeptieren. In der Folge hat ein Berufungsgericht in Den Haag nun angeordnet, die Staatsanwaltschaft müsse in der Tat gegen Hamers persönlich ermitteln. Ein bisher einmaliger Vorgang. Das Gericht sieht darin auch ein gesellschaftliches Signal: „Der Bürger muss sehen können, dass derartiges Handeln vom Staat nicht akzeptiert wird.“ Was die Staatsanwaltschaft nun gegen Hamers vorbringen wird und wie lange das dauert, ist unklar – das Strafmaß ohnehin. Aber in Ruhe kann Hamers seinen Posten nicht mehr ausfüllen *smo.*

WIR BESCHLEUNIGEN WANDEL UND HELFEN UNTERNEHMEN, DAS TEMPO ANZUZIEHEN.

Als weltweit führende Bank für Anleihen und nachhaltige Finanzierungen unterstützen wir Kunden bei ihrer Transformation – zum Beispiel bei der Umstellung ihrer Flotte auf Elektrofahrzeuge. Mit mehr als einhundert nachhaltigen Finanztransaktionen in diesem Jahr sind wir Marktführer auf diesem Gebiet.
Gemeinsam eine bessere Zukunft gestalten.
#PositiveBanking

BNP PARIBAS

Die Bank
für eine Welt
im Wandel

Der 100 000-Volt-Fabrikant

Der Österreicher Michael Tojner hat der Batteriefirma Varta zu frischem Glanz verholfen. Doch in der Heimat hat er die Justiz am Hals.

Von Sebastian Balzter

Kleine Batterien, große Pläne: Michael Tojner, 54, in der Varta-Fabrik in Ellwangen Foto Verena Müller

Was Paradeiser und Marillen sind, wofür ein Pickerl gut ist und dass es Einspänner im Café gibt, das wissen viele Deutsche aus dem Urlaub in Österreich. Aber was bitte schön ist eine Vernaderung? Im Wörterbuch der Austriazismen muss man ein bisschen suchen, um die Bedeutung herauszubekommen: Verrat, Denunziation. Die Vokabel braucht, wer derzeit mit Michael Tojner spricht, denn dann kommt die Rede irgendwann fast zwangsläufig auf das, was der Unternehmer aus Wien selbst als die gegenwärtige „Tojner-Vernaderung" bezeichnet. Soll heißen: Es gibt eine Kampagne gegen ihn, den Selfmade-Milliardär, aufgebaut aus antikapitalistischem Klischee und haltlosen Vorwürfen, von der neidischen Konkurrenz befeuert, gipfelnd in einem auf Betrugsverdacht beruhenden Ermittlungsverfahren der Staatsanwaltschaft.

Das könnte man in Deutschland als Kleinkram aus der Nachbarschaft abtun. Wenn es diesem Michael Tojner – Mitte fünfzig, groß und schlank, mit graumelierten Locken und sonnengebräunter Haut – nicht gelungen wäre, in den vergangenen Jahren eine abgewirtschaftete Ikone der deutschen Industrie unverhofft zu neuem Glanz zu bringen. Tojner hat zugegriffen, als sonst keiner mehr einen Pfifferling auf den Batteriehersteller Varta setzte. Das war im Jahr 2007. Die Deutsche Bank und die Industriellenfamilie Quandt waren als Vorbesitzer froh, immerhin noch 30 Millionen Euro dafür zu bekommen. Zehn Jahre später brachte Tojner Varta in Frankfurt an die Börse. Heute ist die Firma, an der Tojner noch mehr als die Hälfte der Anteile hält, rund 4,5 Milliarden Euro wert, das 150-Fache des Kaufpreises. Dahinter steht eine Wette auf die vollelektrifizierte klimafreundliche Zukunft, in der Batterien unverzichtbar sind, nicht zuletzt für Deutschlands Vorzeigebranche, die Autoindustrie. Auf Varta hofft mittlerweile sogar die Bundesregierung. Im Sommer kam Wirtschaftsminister Peter Altmaier (CDU) eigens in die Varta-Fabrik in Ellwangen, um einen Förderbescheid über 300 Millionen Euro abzugeben.

Es lohnt sich also, in Österreich nachzufragen, was Michael Tojner genau vorgeworfen wird. Die Wirtschafts- und Korruptionsstaatsanwaltschaft gibt Auskunft: Sie ermittelt wegen des Verdachts auf schweren Betrug und Untreue, Fälschung von Beweismitteln und Bilanzfälschung. Die Zeitungen berichten über Hausdurchsuchungen und die Beschlagnahme von Immobilien. Schweres Geschütz. Die Sache liegt Jahre zurück: Drei gemeinnützige Wohnbaugesellschaften im Burgenland verloren ihren Gemeinnützigkeitsstatus, nachdem Tojner sich eingekauft hatte. Der Verlust war in diesem Fall ein potentieller Gewinn, weil dadurch der Wiederverkaufswert stieg. Mehr als 100 Millionen Euro sollen dem Staat entgangen sein, weil dem Investor zu geringe Abschlagszahlungen in Rechnung gestellt wurden. Lag es an schierer Amts-Schlamperei? Oder war kriminelle Energie im Spiel? Tojner beteuert seine Unschuld. Es wird noch eine Weile dauern, bis die Ermittlungen zu einem Ende kommen.

Michael Tojner ist freilich keiner, der sich von so etwas bremsen ließe. Der Mann macht Tempo, so viel lässt sich seinem Lebenslauf entnehmen. Aufgewachsen ist er in Haag, einer Kleinstadt nicht weit von Linz, als Sohn einer Lehrerin und eines Handwerkers, die ihn zum Studieren nach Wien schickten: Rechts- und Wirtschaftswissenschaften. Vom Tellerwäscher zum Milliardär, das ist der amerikanische Traum. Michael Tojner fing als Eisverkäufer an, im Park von Schloss Schönbrunn, Österreichs zugkräftigstem Touristenziel vor den Toren Wiens.

Zusammen mit einem Freund habe er sich damals überlegt, berichtet Tojner, was für eine Art von Gastronomie-Unternehmen mit dem geringsten Materialeinsatz auskomme, den beschränkten Mitteln der Gründer in spe angemessen. Sie seien recht schnell aufs Speiseeis gekommen – und darauf, dass es in Schönbrunn kaum Angebot, aber viel Nachfrage gab. Daraus wurde eine Firma mit vier Verkaufsständen, zwanzig Mitarbeitern – und einer sagenhaften Marge. „Ich habe nach dem Studium ein Jahr für eine Investmentbank in New York gearbeitet, das war gut bezahlt", erzählt Tojner. „Aber als Eisverkäufer in Schönbrunn habe ich mehr Geld verdient."

Vanille, Schoko, Erdbeere brachten über die Jahre jedenfalls genug ein, um ein Mietshaus zu kaufen, eine Möbelkette und einen Versandhandel zu gründen. Und Michael Tojner gewöhnte sich an, fortan immer und überall nach zusätzlichen Gelegenheiten Ausschau zu halten. Wie für die meisten Kapitel seiner Biografie hat er auch dafür eine einprägsame Anekdote in petto. Sie betrifft die erste Firma, mit der Tojner weit über die österreichischen Grenzen hinaus Erfolg hatte. „Ich saß in der Sauna und hörte, wie sich zwei andere Saunagäste über eine Geschäftsidee unterhielten." Es ging darum, Sportwetten im Internet zu organisieren. „Eine Woche später war ich bei den beiden in München, um die Sache fix zu machen. Drei Monate später haben wir Bwin gegründet."

Die Firma boomte, war zeitweise Trikotsponsor von Real Madrid. Nur genießt das Wettgeschäft einen zweifelhaften Ruf. Es gibt bestochene Schiedsrichter und manipulierte Ergebnisse, Verbindungen zur Halbwelt. Bald kamen bei Bwin Online-Poker und Internetspiele dazu, dem bürgerlichen Publikum nicht recht geheuer. Entweder hat Michael Tojner sich darum nicht geschert, Ende der neunziger Jahre. Oder es stimmt, was er sagt: Dass er in dem Online-Angebot die Möglichkeit sah, die in den Wetten zum Ausdruck kommende Leidenschaft der Fans für den Sport aus der Schmuddelecke herauszuholen. Sicher ist: Wer Tojner „vernadern" will, schildert diesen Teil seiner Karriere besonders genüsslich, auch wenn alle Anteile an der Wettfirma längst verkauft sind.

Das Engagement bei Varta soll von viel längerer Dauer sein. „In Ellwangen habe ich versprochen, dass es mich auch in zehn Jahren noch als Aufsichtsratsvorsitzenden geben wird", sagt Tojner. Aber wie kommt einer vom Online-Casino und der Verlockung schnell verdienten Gelds zur biederen schwäbischen Wertarbeit? Vielleicht kann man es als einen Lernprozess begreifen. Zunächst beteiligte sich Tojner an Dutzenden von Start-ups, meistens als Investor, der sich ins Tagesgeschäft nicht einmischt. Nicht immer hielten die Businesspläne, was sie versprochen hatten. Das ist in diesem Metier einkalkuliert. Wenn von zehn Versuchen zwei gutgehen, dann hat es sich gelohnt. In der Finanzwelt gibt es für Leute mit dieser Einstellung und genug Kleingeld ein eigenes Wort: Wagniskapitalgeber. „Aber von den zehn Firmen, in die ich mich aktiv eingebracht habe, sind acht etwas geworden", sagt Tojner, so viel Eigenlob gönnt er sich. „Da habe ich mich entschieden, es in der Industrie zu versuchen, mit langfristigen Beteiligungen."

Verkaufswillige Eigentümer finden, den richtigen Moment nutzen, schlagkräftige Einheiten formen, so lautet seither die Devise. Eine Beteiligungsholding mit drei Sparten ist daraus geworden. Das Batteriegeschäft mit Varta findet zurzeit am meisten Beachtung; die Herstellung von Verpackungen für Lebensmittel, Medikamente und Kosmetika ist vergleichsweise unspektakulär; die Fertigung von Teilen für den Flugzeugbau dagegen ist ein heißes Eisen. Erstens weil die Corona-Seuche die gesamte Luftfahrtbranche in die Krise gestürzt hat; zweitens weil beim größten europäischen Kunden Airbus der Staat das Sagen hat. Die Airbus-Tochtergesellschaft Premium Aerotec, ein Zulieferbetrieb wie Tojners Firma Montana Aerospace, streicht Arbeitsplätze. Und Michael Tojner wittert eine Gelegenheit. Die Übernahme des Wettbewerbers wäre eine Option gewesen, doch davon will Airbus nichts wissen. Aber miteinander reden könnte man ja immer noch. Tojner sagt es so: „Meine Idee ist, dass wir es gemeinsam angehen, aus der gegenwärtigen Krise eine Chance für die Zukunft zu machen: Was soll in Deutschland noch produziert werden, Batterien oder Wasserstoffzellen für Flugzeuge zum Beispiel – und was nicht?"

Große Pläne zu schmieden, das gefällt Michael Tojner. Wer wollte ihm das vorhalten? Sein Erfolg als Unternehmer ist bislang beeindruckend. Er ist kein langweiliger Erbsenzähler, sondern pflegt vielseitige Interessen und führt ein unterhaltsames Leben. Aus der Wiener Schickeria hält sich Tojner gleichwohl weitgehend heraus. Von seinem persönlichen Ehrgeiz künden vielmehr gleich zwei Doktortitel und eine Honorarprofessur sowie Sachbücher über Staatsverschuldung, Pensionssysteme und die europäische Währungsgemeinschaft. Als Nächstes, kündigt er an, soll ein Buch über den wirtschaftlichen Nutzen der Zuwanderung folgen; die von der rechtspopulistischen FPÖ propagierte Abschottung Österreichs sei ihm ein Graus.

In welchem Verhältnis sich in diesem Unternehmerleben Genialität, Gerissenheit und Glück mischen, darüber lässt sich im Einzelfall diskutieren. Bei Varta kam Tojner ein Trend zur Hilfe, der das Leben von Millionen Menschen verändert hat. Gekauft hat er 2007 nicht den gesamten, einst so stolzen Varta-Konzern, sondern nur die Sparte für Mikrobatterien, bis dahin vornehmlich in Hörgeräten eingesetzt. Die beiden anderen Unternehmensteile, mit Starterbatterien für Autos mit Verbrennungsmotoren und den im Supermarkt verkauften Batterien für Haushaltsgeräte viel bekannter, waren schon vorher an Wettbewerber versetzt worden. Seitdem sind Smartphones zum Alltagsgegenstand geworden, genauso wie die dazugehörigen kabellosen Ohrhörer, von winzigen Batterien mit Energie versorgt – fast wie Hörgeräte. Varta ist der Weltmarktführer in dieser Nische geworden, die es noch nicht gab, als Tojner einstieg: 2007 war das Jahr, in dem Apple das erste iPhone vorstellte und der Siegeszug der Smartphones begann.

Der Neubesitzer aus Österreich entwickelte an seinem schwäbischen Zukauf schnell so viel Freude, dass er sogar dem Gründerzeitbau am Wiener Getreidemarkt, von dessen Obergeschoss aus er die Geschäfte seiner Holding führt, den Namen „Varta-Haus" gab. Inzwischen hat er auch die Haushaltsbatterien mit ihrem gelb-blauen Markenzeichen unter deren Dach geholt, wovon Sponsorenverträge mit den Fußballclubs Bayern München und Rapid Wien künden.

Die große Frage lautet nun: Wann gibt es von Varta die ersten Akkus für E-Autos? Herbert Schein, seit 2008 Geschäftsführer in Ellwangen und von Tojner, dem Mehrheitseigentümer und Aufsichtsratsvorsitzenden, gerade mit einer Vertragsverlängerung bis 2026 bedacht, stapelt in der Angelegenheit gerne tief. „Wir haben andere Prioritäten", sagte er zuletzt der F.A.S. Der Förderbescheid aus dem Wirtschaftsministerium gelte der Weiterentwicklung der Lithium-Ionen-Technik insgesamt, zu denken sei an Batterien für Roboter und an Energiespeicher für Fotovoltaikanlagen. So viel Zurückhaltung ist Michael Tojners Sache nicht. „Wir werden die größeren Batterieformate im kommenden Jahr auf einer Pilotlinie umsetzen und uns damit neue Geschäftsfelder und Chancen eröffnen", prescht er voran – und macht klar, dass die Firma in eine andere Dimension vorstoßen soll. „Ich wünsche mir, dass Varta eines Tages ein Kandidat für den Dax ist."

Üblicherweise halten sich Aufsichtsratsvorsitzende von börsennotierten Aktiengesellschaften in solchen Dingen vornehm zurück. Das gilt erst recht für die Dividende. Das gewöhnliche Prozedere ist so: Der Vorstand macht dazu einen Vorschlag, wenn das Geschäftsjahr abgeschlossen ist, und ein paar Wochen später stimmen die Aktionäre auf der Hauptversammlung darüber ab. Doch was soll das betuliche Verfahren, wenn der Mehrheitseigentümer sich selbst als quicklebendigen Teil der Unternehmensleitung begreift? Mit alpiner Lässigkeit ließe sich formulieren: Ist ja eh sein Geld, um das es geht. Also sagt Michael Tojner einfach jetzt schon mal, wofür er dann schon noch zu sorgen wissen wird: „Bisher haben wir alle Gewinne bei Varta zu hundert Prozent wieder in die Firma investiert. Jetzt ist es an der Zeit, die Aktionäre zu beteiligen. Nächstes Jahr soll es eine signifikante Dividende geben. Das werde ich jedenfalls vorschlagen, natürlich mit Unterstützung des Vorstands."

In der Chronik des Sportvereins Union Haag, wo Michael Tojner einst die Fußballstiefel schnürte, ist nachzulesen: Als angehender Abiturient war er dort ein vielversprechender Mittelstürmer. Das war in den achtziger Jahren, Rainhard Fendrich sang „Es lebe der Sport", und bei Rapid Wien spielte Hans Krankl im Sturm, ein Nationalheld in Österreich seit seinen beiden Toren gegen Deutschland bei der Weltmeisterschaft 1978, im argentinischen Córdoba. Ihm eiferte Tojner im Trikot mit der Nummer neun auf dem Platz nach. Doch am Abschluss haperte es, wie er freimütig einräumt. Aber kommt es nicht immer darauf an, was man aus Schwächen macht? „Ich habe drei Chancen gebraucht, um einmal zu treffen", sagt Tojner. „Am Ende der Saison war ich trotzdem Torschützenkönig, weil ich mir so viele Chancen erarbeitet habe."

Man soll sich gewiss hüten, von der Spielweise eines jugendlichen Amateurkickers Rückschlüsse auf seinen Charakter oder gar auf sein späteres Geschäftsgebaren als Unternehmer zu ziehen. Michael Tojner aber kann man sich tatsächlich schlecht auf einer anderen Position als im Angriff vorstellen.

DER MENSCH

Michael Tojner, 1966 als Sohn einer Lehrerin und eines Installateurs geboren, zählt zu den bekanntesten Unternehmern in Österreich. Er hat Wirtschaftswissenschaften und Jura studiert, in beiden Fächern wurde er promoviert. Mit seiner ersten eigenen Firma verkaufte er Eis im Park von Schloss Schönbrunn. Später investierte er in rund 50 verschiedene Start-ups. Bekannt machte ihn die Gründung des Sportwettenanbieters Bwin. Tojner organisiert Diskussionsabende, lehrt als Honorarprofessor und publiziert fleißig ökonomische Fachbücher. Heftige Kritik haben ihm Immobiliengeschäfte eingebracht. Die Staatsanwaltschaft ermittelt. Tojner ist ein passionierter Freizeitsportler und hat sechs Kinder.

DAS UNTERNEHMEN

Die Wurzeln des Batterieherstellers Varta („Vertrieb, Aufladung, Reparatur transportabler Akkumulatoren") reichen bis 1887 zurück. Später war das Unternehmen, das zum Konglomerat der Familie Quandt gehörte, eine prägende Größe der deutschen Industrie, Verstrickungen in die Nazidiktatur inklusive. In den 1990er Jahren ging es bergab, Varta wurde in drei Firmen für Auto-, Haushalts- und Hörgerätebatterien aufgeteilt und nach und nach verkauft. Michael Tojner übernahm 2007 die Hörgerätesparte mit Sitz in Ellwangen für 30 Millionen Euro; heute ist sie an der Börse 4,5 Milliarden Euro wert. Tojner kontrolliert mit seiner Holdinggesellschaft Montana Tech Components mehr als die Hälfte der Aktien.

GELD & MEHR

SPORT AB SEITE 38

Illustration Chiara Ghigliazza

Kommt die Inflation bald zurück?

Schon oft wurde vorhergesagt, dass das Leben wieder teurer wird. Jetzt aber gibt es eine Prognose, die man ernst nehmen muss. *Von Patrick Bernau*

Dass bald wieder eine Inflation kommt – das ist eine Prognose, an der sich schon viele Leute verhoben haben. Auf die große Inflation wartet die Welt inzwischen wie einst auf den Berliner Flughafen. Einen der größten Wetteinsätze nahm sich Thilo Sarrazin vor: „Wenn wir innerhalb der nächsten zehn Jahre keine starke Inflation bekommen, gebe ich mein Diplom als Bonner Volkswirt zurück und bin bereit, alles neu zu lernen“, sagte er Ende 2012. Zwei Jahre hat er noch. Und in der Corona-Pandemie glaubt niemand so richtig daran, dass ihn das noch rettet.

Aber was danach passiert, scheint nicht mehr so klar. In diesen Wochen redet die Welt der Notenbanken über ein Buch, das eine neue Inflation prophezeit. Nicht für dieses Jahr, nicht für nächstes – aber irgendwann demnächst könnte es wieder nach oben gehen. Geschrieben hat es der Ökonom Charles Goodhart, 84 Jahre, der als einer der originellsten Wirtschaftswissenschaftler der Welt gilt. Nach ihm ist das sogenannte „Goodharts Gesetz“ benannt: Es besagt, dass eine Maßzahl unbrauchbar wird, sobald sie zum politischen Ziel wird.

Im August schon hat Goodhart zusammen mit dem britischen Ökonomen Manoj Pradhan dieses ziemlich wissenschaftlich-technische Buch über die Demographie veröffentlicht, das inzwischen bei so manchem Notenbankchef auf dem Schreibtisch lag. Nicht jeder spricht gerne öffentlich über die Lektüre, nicht jeder stimmt den Schlussfolgerungen zu, aber praktisch jeder nimmt das Buch ernst. „Goodhart legt den Finger in die Wunde. Die Überalterung des Westens und die ökonomischen Folgen ist das wahrscheinlich einzige generationsübergreifend relevante Thema, das derzeit nur sehr schaumgebremst diskutiert wird“, sagt Robert Holzmann, Gouverneur der Oesterreichischen Nationalbank. Der deutsche Wirtschaftsweise Volker Wieland lobt: „Ich finde die Thesen und vor allem empirischen Analysen sehr interessant und bedenkenswert.“ Und der Chefökonom der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich, Hyun Song Shin, sagt: „Es ist ein provokantes Buch. Nicht jeder wird zustimmen, aber es ist auf jeden Fall die Lektüre wert.“

Aber von vorne. Seit mindestens 20 Jahren ist die Inflation niedrig – trotz Spekulationsblasen und deren Platzen, trotz Finanzkrisen und nie dagewesener Geldschöpfungen der Notenbanken: Die Preise für Güter und Dienstleistungen stiegen kaum. Mancher findet, die Inflation werde nicht richtig gemessen. Mehr als ein paar Stellen hinter dem Komma kann das allerdings nicht ausmachen. Mancher sagt auch, statt der Güterpreise stiegen jetzt die Preise für Vermögensgegenstände – Immobilien, Aktien und Ähnliches. Eines aber bleibt unabweisbar: Die Güterpreis-Inflation bleibt niedrig. Seit Jahren fürchten sich die Notenbanken eher vor der Deflation, also vor fallenden Preisen. Immer neue Maßnahmen denken sie sich aus, um so eine Deflation zu vermeiden. Immer mehr Anleihen kaufen sie. Die Preise steigen trotzdem nicht schneller.

Liegt es daran, dass der technische Fortschritt so vieles billiger macht? Spielen die Gewerkschaften eine Rolle, weil sie schwach geworden sind und keine Lohnerhöhungen durchsetzen können? Oder haben die Notenbanken die Inflation einfach so konsequent bekämpft, dass niemand mehr mit Preissteigerungen rechnet, also Löhne und Preise erst gar nicht so weit erhöht werden? Die Debatte über solche Fragen tobt seit Jahren, doch eine eindeutige Erklärung hat sich nicht durchgesetzt.

Goodhart bietet eine Erklärung an. Seine Inflationsprognose dreht sich nicht um die vielen Anleihekäufe, wie sie die Europäische Zentralbank erst vergangene Woche wieder beschlossen hat. Sie dreht sich auch nicht um die enormen Schulden, die die Staaten im Kampf gegen die Pandemie aufnehmen – die hält der Ökonom für sehr nötig. Goodhart sieht stattdessen längere Trends am Werk, und zwar gleich mehrere. Sie alle führen dazu, dass es künftig nicht mehr so viele Leute gibt, die die anfallende Arbeit erledigen können.

Da wäre erstens: die Demographie. Dass die Menschen in den reichen Staaten immer älter werden und dass immer mehr alte Leute zu versorgen sind, so viel war bisher schon bekannt. Weniger beachtet waren die Kinder. Davon gibt es immer weniger. Wenn man die mitrechnet, stellt man fest: In den vergangenen Jahrzehnten hatten die Menschen im arbeitsfähigen Alter sich um immer weniger junge und alte Menschen zu kümmern – nie waren so große Teile der westlichen Bevölkerung im arbeitsfähigen Alter wie im vergangenen Jahrzehnt. Und nie arbeiteten so viele für Geld – das ist Grund zwei: Die Erwerbstätigkeit von Frauen wuchs. Dritter Faktor ist die Globalisierung. In Asien, vor allem in China, kamen viele billige Arbeitskräfte in die Weltwirtschaft.

All das führte dazu, dass immer mehr Menschen einen Arbeitsplatz haben wollten – so argumentiert Goodhart. Die Arbeitskräfte hatten wenig Macht, um hohe Löhne durchzusetzen. Daran konnten auch die Gewerkschaften nichts ändern, sie verloren an Einfluss. Und wenn die Löhne nicht steigen, bleiben auch die Preise unten. Die Ungleichheit innerhalb der reichen Staaten wuchs. Die untere Mittelschicht hierzulande konnte sich wenig leisten, und auch damit schwand die Chance für Unternehmen, große Preiserhöhungen durchzusetzen. Also blieb die Inflation niedrig.

In diesen Jahren kommen diese Trends an ihr Ende, so glaubt Goodhart. Der Strom der chinesischen Wanderarbeiter beginnt zu tröpfeln, China selbst wird nun zur Konsumgesellschaft, die Löhne steigen. Und auch die Demographie macht sich bemerkbar – in China, aber vor allem im Westen.

Was das bedeutet, bemerken Arbeitnehmer in Deutschland schon seit einigen Jahren. Nicht nur der fabelhafte Aufschwung war es, der die Arbeitslosigkeit gedrückt hat und den Deutschen allmählich größere Lohnerhöhungen ermöglichte – es waren auch die Geburtenzahlen. Schon seit den zehner Jahren ist in Deutschland spürbar, dass weniger junge Leute nachkommen. Vor Corona wurden die zusätzlichen Stellen vor allem mit Einwanderern besetzt. In den zwanziger Jahren beginnt der Renteneintritt der Babyboomer: Dann gibt es viele Leute, die ihre Rente genießen wollen, und wenige, die dafür arbeiten können. Schlimmer noch: Goodhart rechnet damit, dass viele Alte der kommenden Jahrzehnte dement werden und viel Pflege brauchen. Und damit, das dieser Trend viele westliche Länder erfasst.

All das bewegt Goodhart zu seiner Prognose: Arbeitskräfte werden in den kommenden Jahren wieder knapper und können höhere Löhne durchsetzen. Ob sie viel davon haben, ist eine andere Frage. Schließlich müssen sie dann auch mehr für ihr Leben ausgeben, denn mit den Löhnen steigen die Preise – die Inflation kommt zurück. Und weil so viele Löhne steigen können, kann auch der weltweite Trend zu wachsender Ungleichheit gestoppt werden.

Mit dieser Beschreibung trifft Goodhart eine Weltsicht, die viele Fachleute haben – auch deshalb ist sein Buch so beliebt: China und die Demographie werden in Zukunft nicht mehr dazu beitragen, die Inflation niedrig zu halten. Goodhart ist längst nicht der Einzige, der darauf hinweist. Trotzdem ist nicht jeder überzeugt, denn in der Weltwirtschaft geht es nicht nur um die Demographie.

Hal Varian, der Chefökonom von Google, spricht seit einigen Monaten über „Bots versus Tots“, englisch für „Roboter gegen Kinder“. Varian sieht nicht nur, dass es immer weniger Kinder gibt. Er glaubt auch, dass der technische Fortschritt den einen oder anderen Arbeitsplatz kosten kann. Offen ist, welcher Trend am Ende deutlicher ist: die vielen Roboter oder die wenigen Kinder? In einer groben Schätzung kommt allerdings auch Varian zu dem Schluss, dass die Demographie schneller wirken dürfte als die Automatisierung, die Löhne müssten also steigen. Doch es gibt noch weiteren Grund, an Goodharts These zu zweifeln. In Indien und in Afrika gibt es noch Milliarden armer Menschen, die in die Weltwirtschaft integriert werden könnten und dann einen ähnlichen Lohndruck auslösen könnten wie die Chinesen in den vergangenen Jahrzehnten. In den reichen Staaten könnte der Renteneintritt nach hinten verschoben werden, dann gäbe es mehr Arbeitskräfte.

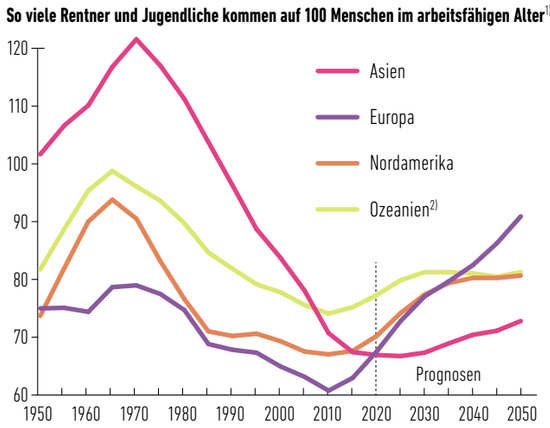
Und dann ist da die Frage nach dem Timing. Sebastian Dullien, Chef des gewerkschaftsnahen Instituts für Makroökonomie und Konjunkturforschung, weist darauf hin: Die von Goodhart beschriebenen Trends gebe es zum Teil schon seit ein paar Jahren, die Macht der Gewerkschaften und die Inflation seien bisher aber noch nicht gewachsen. Goodhart ist nicht sehr präzise, was den Zeitrahmen angeht. „Das Timing ist die schwierigste Frage“, sagt er selbst und vermutet: Irgendwann in den Jahren nach der Pandemie werde es so weit sein. Andere Ökonomen rechnen sogar schon mit einem kurzen Aufflackern der Inflation am Ende der Pandemie, wenn die Verbraucher ihr durch ausgefallene Urlaube gespartes Geld dringend wieder ausgeben wollen.

Am Ende bleibt offen, ob die Inflation tatsächlich zurückkommt. „Natürlich geht es da nicht um Prognosen, sondern um eine Einschätzung möglicher längerfristiger Trends“, sagt der Wirtschaftsweise Volker Wieland. „Das ist in gewisser Weise spekulativ. Sorgen machen muss man sich allerdings darüber, dass Geld- und insbesondere Fiskalpolitik vielfach darauf spekulieren, dass Niedrigzinsen noch extrem lange andauern.“

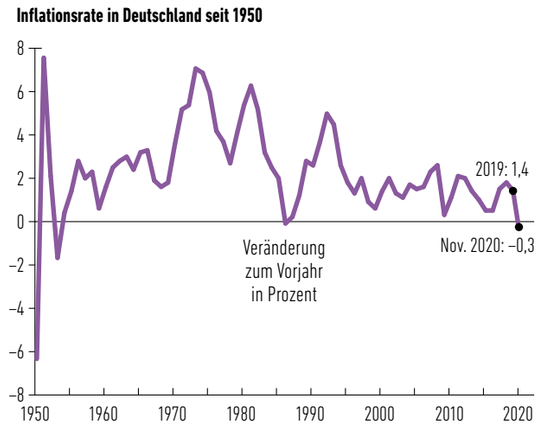
Goodhart hat also eine These vorgelegt, die man auf jeden Fall ernst nehmen muss. Sosehr sich Fachleute schon getäuscht haben, als sie eine hohe Inflation vorhergesagt haben – wer die Inflation für immer abschreibt, könnte sich ebenfalls täuschen.

Die Arbeitskräfte und die Inflation

So viele Rentner und Jugendliche kommen auf 100 Menschen im arbeitsfähigen Alter[1]



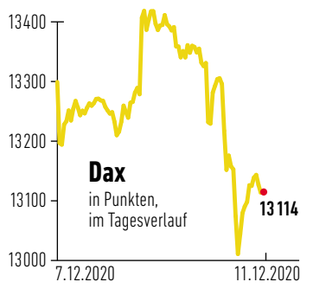
Inflationsrate in Deutschland seit 1950



1) Arbeitsfähige Bevölkerung: 20 bis 64 Jahre, junge Bevölkerung: 0 bis 19 Jahre, alte Bevölkerung: 65 Jahre und älter. 2) Unter anderem Australien und Neuseeland.

Quellen: Statistisches Bundesamt; Vereinte Nationen; F.A.S./F.A.Z.-Grafik Walter

TOPS UND FLOPS



Quelle: Bloomberg/F.A.Z.-Grafik sie.

− DER DAX VERLIERT

Es war eine seltsame Börsenwoche. Eigentlich hatten die Zeichen gut gestanden für ein neues Rekordhoch des Dax. Positive Vorlagen hatte es genügend gegeben: So erreichten die amerikanischen Börsen neue Höchststände, das Gleiche galt auch für den M-Dax, zu dem mittelgroße Unternehmen gehören. Zum Ende der Woche aber machte sich Unsicherheit breit. Zunächst war Enttäuschung über die Entscheidung der Europäischen Zentralbank zu spüren, ihr Anleihekaufprogramm nicht noch offensiver aufzustocken. Dann kamen neue Brexit- und Corona-Sorgen hinzu.

+ DIE SILTRONIC-ÜBERNAHME

Der Chiphersteller Siltronic aus München steht vor der Übernahme durch den Konkurrenten Globalwafers. Das Unternehmen aus Taiwan bietet 3,75 Milliarden Euro. Beide Firmen stellen sogenannte „Wafer“ her. Das sind Siliziumscheiben, die zum Beispiel in Solarzellen zum Einsatz kommen. Der Aktienkurs von Siltronic stieg.

+ BOB DYLANS DEAL

Als Musiker hat Bob Dylan *(Bild)* Legendenstatus. Nun hat der 79-Jährige den Deal seines Lebens abgeschlossen. Die Musikfirma Universal zahlt Dylan für die Rechte an seinen Songs einen dreistelligen Millionenbetrag. Universal erhält in Zukunft Gebühren, wenn ein Dylan-Song zum Beispiel über einen Streaming-Dienst aufgerufen wird.

− UBER OHNE ROBOTERAUTOS

Der Fahrdienstleister Uber galt einmal als eines der angesagtesten Unternehmen im Silicon Valley. Uber-Gründer Travis Kalanick hatte sogar vollmundig angekündigt, man werde die Fahrer eines Tages durch Roboter ersetzen können. Nun musste Uber bekanntgeben, dass man die Entwicklung selbstfahrender Autos aus Kostengründen aufgibt.

+ BIONTECHS IMPFSTOFF

Amerikas Arzneimittelbehörde FDA hat dem Corona-Impfstoff des Mainzer Unternehmens Biontech am Freitagabend eine Notfallzulassung erteilt. Auch Großbritannien und Kanada haben den Impfstoff schon genehmigt, die Zulassung in der EU steht dagegen noch aus. Biontech zählt zu den Börsengewinnern des Jahres.

− DER LETZTE IKEA-KATALOG

Es gibt wohl kaum einen Katalog, den die Kunden so lieben wie den Ikea-Katalog. Nun ist Schluss, ein Jahr nach dem 70. Geburtstag. Der schwedische Möbelhauskonzern stellt sein Heft, zeitweise das auflagenstärkste Druckerzeugnis der Welt, ein. In Zukunft will Ikea nur noch im Internet über neue Produkte informieren. Wirklich schade!

Die Deutschen sind in Spendierlaune

Hilfsorganisationen hatten Schlimmes befürchtet zu Beginn der Corona-Krise. Nun zeigt sich: Die Menschen spenden mehr Geld als im Vorjahr.

Von Jannik Waidner

Als im März klar wurde, wie umfassend sich der Corona-Ausbruch auswirken würde, machten sich große Sorgen unter den Hilfsorganisationen breit. Bald schon schlugen sie mit ihren Befürchtungen bei Max Mälzer auf. „Manche unserer Organisationen haben damit gerechnet, dass ihre Spendeneinnahmen um 90 Prozent gegenüber dem Vorjahr zurückgehen werden“, sagt Mälzer. Er ist Geschäftsführer des Deutschen Spendenrats, des Dachverbands vieler gemeinnütziger Organisationen, die Spenden sammeln. Mälzer hielt es damals für möglich, dass der jahrelange Negativtrend, was den Anteil der spendenden Deutschen betrifft, nun erst recht durchschlägt. Doch es kam anders.

Schon im Frühjahr wurden Stimmen laut, die sich von der Pandemie ein Mehr an gesellschaftlichem Zusammenhalt erhofften. Als wichtiges Signal galt, welche Berufe auf einmal als „systemrelevant“ erachtet wurden: ob Krankenschwester, Altenpfleger, Müllentsorger oder Paketbote. Und dass alle nun spürten, ob reich oder arm, dass sie verwundbar sind, sah etwa der Soziologe Heinz Bude als große Chance – und als Nährboden für eine neue Solidarität. Jetzt, inmitten der zweiten Corona-Welle, zeigen sich die Menschen in Deutschland zunehmend erschöpft von den Einschränkungen. Viele, die einen neuen Zusammenhalt sahen, auch Bude selbst, sind daher pessimistischer geworden. Doch vor rund zwei Wochen gab der Spendenrat eine Meldung heraus, die Hoffnung macht: Im Vergleich zum Vorjahreszeitraum sind von Januar bis September sowohl die Gesamtspenden als auch der Anteil derer, die spenden, gestiegen. Wenn nicht die Rückkehr, so erleben Spendenorganisationen dieses Jahr ein Aufbäumen der Solidarität.

Der eher leichte Anstieg um 1,6 Prozent auf rund 3,3 Milliarden Euro und von 23,4 auf 23,5 Prozent Spenderanteil wäre in einem „normalen“ Jahr keine große Sache. Aber, so Mälzer vom Spendenrat: „In einem Jahr, in dem die Unsicherheit in der Bevölkerung groß ist, viele in Kurzarbeit gegangen sind oder arbeitslos wurden, ist das eine enorme Leistung. Schon mit einem leichten Rückgang der Spenden wäre ich sehr glücklich gewesen.“ Was die Entwicklung laut Mälzer noch bemerkenswerter macht: In diesem Jahr ist die Spendenbereitschaft viel höher, als es die Zahlen ohnehin nahelegen. Denn dort, wo die Krise ihre tiefsten Spuren hinterlässt, sind oft neue Spendenformen dazugekommen: das Extratrinkgeld beim Friseur, Unterstützungsgutscheine für das Lieblingsrestaurant, die Ticketspende für die bedrohte Kulturkneipe. Dadurch habe er erwartet, dass viele auf klassischem Wege weniger spenden, sagt Mälzer. „Aber die Leute haben offensichtlich beides getan.“

Jeder Euro hilft.

Foto Actionpress

Dass die Spenden nicht eingebrochen sind, hat sicher damit zu tun, dass auch in Hilfsorganisationen vieles digitaler geworden ist. So hat etwa das katholische Hilfswerk Misereor einen neuen Weg gefunden, auf Spendenwillige einzugehen, die genau wissen wollen, wo ihr Geld hingeht. Die Erfahrung sei, dass Spender das möglichst aus erster Hand erfahren möchten, sagt Geschäftsführer Thomas Antkowiak. „Deshalb ist unser Dialog mit den Partnern im globalen Süden auch in Corona-Zeiten wichtig. Derzeit ist der direkte Kontakt mit Besuchen vor Ort nicht möglich. Aber wir machen sehr positive Erfahrungen mit Videokonferenzen, die einen guten Austausch ermöglichen.“

Während die großen Spendenorganisationen vor allem versuchen, die schon lange vorhandene Online-Ansprache auszubauen, müssen andere kreativer werden. Zum Beispiel Veranstalter von Charity-Dinnern: Statt sich in edler Atmosphäre bedienen zu lassen, wird jetzt in der Videocall-Runde in kleinen Gruppen gemeinsam gekocht. Die Zutaten bekommen die Teilnehmer vorab per Paket. Alle kochen das Gleiche – und durch die gemeinsame Aufgabe kommt man sich oft näher als bei den normalen Veranstaltungen.

Auch kleinere gemeinnützige Organisationen, die viel weniger Aufmerksamkeit auf sich ziehen als die großen Hilfswerke, haben es schwerer. Initiativen wie ein Hilfsfonds des Spendenberatungshauses Phineo, einer gemeinnützigen Aktiengesellschaft, sollen helfen. Zum ersten Mal haben die Berater sich dafür auch an Kleinspender gewandt. Gefördert wird zum Beispiel der Verein „Dock Nord“ im Berliner Wedding, der ein Café betreibt, wo frühere Drogenabhängige und trockene Alkoholiker sich sonst in Selbsthilfegruppen treffen und aufeinander aufpassen. Genauso „Rap for Refugees“ in Hamburg – oder die gemeinnützige GmbH „Pfiff“, die Menschen mit Behinderung und deren Angehörige unterstützt.

Wichtiger aber als alle Innovationen scheint zu sein, dass mit Corona ein Umdenken stattgefunden hat. Da deckt sich das, was die Hilfswerke Misereor, Brot für die Welt und Adveniat sagen, mit der Erklärung des Soziologen Bude: Die Menschen merken durch die Pandemie an ihrem eigenen Tagesablauf, dass es Gefahren gibt, die sie nicht allein abwehren können – eine Einsicht, die sich auf andere Lebensbereiche überträgt. Und die uns darauf stößt, dass auch andere Menschen unverschuldet in Probleme geraten, aus denen sie ohne Hilfe nicht herauskommen. „Viele zeigen große Solidarität mit Menschen in Ländern ohne soziale Sicherungssysteme“, sagt Anne Dreyer, verantwortlich für Kommunikation und Fundraising bei dem evangelischen Hilfswerk Brot für die Welt. „In Indien oder in vielen afrikanischen und südamerikanischen Ländern wirkt sich ein Lockdown massiv auf Straßenverkäufer und Tagelöhner aus. Felder können nicht mehr bestellt werden, Ernten fallen aus.“ Der Armut und dem Hunger würden viele etwas entgegensetzen wollen. Auch bei Brot für die Welt liegen die Spendeneinnahmen laut Dreyer aktuell deutlich über dem Vorjahr. Bei Misereor rechnet man mit einem Jahresergebnis, das ungefähr das Niveau von 2019 erreicht. Und das, obwohl die Kollekte am fünften Fastensonntag mitten im ersten Lockdown, an dem in katholischen Kirchen in ganz Deutschland für Misereor gesammelt wurde, eingebrochen ist: von 10 Millionen Euro im vergangenen Jahr auf 7,5 Millionen Euro.

Grund genug für Dreyer von Brot für die Welt, sich um die Weihnachtskollekte zu sorgen, die rund die Hälfte der Jahreseinnahmen ausmacht. Im vergangenen Jahr haben in Deutschland acht Millionen Menschen den evangelischen Gottesdienst an Heiligabend besucht. In diesem Jahr werden es wahrscheinlich nicht einmal halb so viele sein, schätzt Dreyer. Nur ein Grund von vielen, warum das letzte Wort zur Solidarität einer Lockdown-müden Gesellschaft noch nicht gesprochen ist.

SO SPENDEN SIE RICHTIG

Generell gilt: Sich spontan auf der Straße oder an der Haustür von Unbekannten zum Spenden überreden zu lassen ist heikel. Besondere Vorsicht ist geboten, wenn der Spendenaufruf betont emotional, Mitleid heischend oder forsch vorgebracht wird – typisches Verhalten unseriöser Organisationen laut der Polizeilichen Kriminalprävention der Länder und des Bundes. Aber nicht immer geht es um glatten Betrug, wenn vor unseriösen Spendeneintreibern gewarnt wird. Das Deutsche Zentralinstitut für soziale Fragen (DZI) hilft da weiter: Es vergibt ein Spendensiegel an gemeinnützige Organisationen und nennt fragwürdige Spendenwerber. Derzeit warnt das DZI zum Beispiel vor dem „Johanneshilfswerk international“ und dem „Kinderkrebswerk für Deutschland“. Neben dem DZI-Siegel ist auch eine Mitgliedschaft im Deutschen Spendenrat ein Zeichen von Seriosität. Wer die Spende nachweisen kann, sichert sich mit beidem die Möglichkeit, den Betrag von der Steuer abzusetzen.
Das DZI hat eine Liste erstellt, die speziell Organisationen nennt, die Corona-Betroffenen Hilfe leisten – im Inland und im Ausland. Wie bei allen Organisationen mit DZI-Siegel können sich Spender dabei auf geprüfte Mittelverwendung sowie Transparenz und seriöse Rechnungslegung verlassen. Wer sich intensiver damit befassen will, wie man sein Geld mit maximaler Wirkung für einen guten Zweck einsetzt, findet unter dem Stichwort „Effektiver Altruismus“ Anregungen. *jawa.*

Internetfavoriten
Gestalten und schalten Sie Ihre Anzeige ganz einfach online: faz.net/Internetfavoriten

Möbel und Einrichtungen

Sensá Ohrensessel / Esstischsofas handmade in Germany
Exklusiv durch große Stoffauswahl.
ohrensessel.eu | esstischsofa.eu

Kraftfahrzeuge

Urlaub 2021
350-400 Gebrauchtwohnwagen
www.caravan-thein.de
Matthäus-Stäblein-Straße 12
97424 SCHWEINFURT
Weltweit größter Fendt-Vertragshändler
Wir kaufen Wohnmobile + Wohnwagen
03944-36160 www.wm-aw.de Fa.

An- und Verkauf

www.Wein-Ankauf.de
Wir kaufen Ihre Weine, Champagner & Spirituosen zu Höchstpreisen an!
Tel. 02464-9798-355 Fax -707
info@wein-ankauf.de

BÜROCONTAINER
Großflächen-Profi
Miete · Leasing · Ankauf
Aktionspreise 65% unter NP
☎ 02942 / 9880-100 www.deu-bau.de

Beteiligungen

WOLLEN SIE IHR GELD SICHER ANLEGEN MIT GUTEM ERTRAG? Wir suchen für die Errichtung von 14 Einfamilien-Häusern auf Mallorca, die zur Vermietung gedacht sind, den Betrag von 2 Mio €. Absicherung durch erstrangige Hypotheken auf unseren lastenfreien Grundstücken. Zinssatz 5%, Laufzeit 5 Jahre. Sie können zum Zeitpunkt der Rückzahlung wählen, ob Sie die Rückzahlung in Geld wünschen, oder in der Übertragung entsprechend werthaltiger Immobilien. Bei Interesse mehr Infos unter krasimirahotelera@gmail.com

Geschäftsverbindungen

GmbH gesucht
0176 – 62143176, 02131 – 4772171
E-Mail: unternehmennrw@web.de

Geldmarkt

Sie sind aktiver Investor, kennen sich mit Produkten im Gesundheitswesen aus? Sie haben ein Mindest-Kapital von 200.000 EUR nachweisbar kurzfristig zur Verfügung? Ihr Geschäftspartner hat ein patentiertes Produkt Sitz der Firma im südl. Schwarzwald, Büro im eigenem Hause, Internetshop etc. Geschäftspartner bietet Ihnen zur Absicherung Immobilie an, näheres unter kps-bmarkt@web.de

Investmentbeteiligung an neuer skalierbarer E-Commerce-Plattform.
Mehr unter:
skalierbarinvestieren@t-online.de

150 T€ 10 Jahre fest 6 % effektiv
Rechtsanwälte 0179/4150280
daschner-koschik@web.de

1,5 Mio.€ Privatdarlehen gesucht
Grundbuchliche Absicherung
Zinssatz nom. 3,5%, Laufzeit 10 Jahre
Zuschriften erbeten unter 510402 • F.A.Z. • 60267 Ffm.

Verschiedenes

HILFE! Wer weiß wie man Hashimoto heilen kann und was die Ursache ist? Zuschriften erbeten unter 510421 • F.A.Z. • 60267 Ffm.

F.A.S. Vita

Für alles, was das Leben schöner macht

Denn hier treffen kluge Köpfe Gleichgesinnte: für Ehewünsche und Partnerschaften, für Freizeit und Hobby. Jeden Samstag und Sonntag.

Ihre Fragen beantworten wir gerne unter Telefon: (069) 7591-3344

Sie sucht Ihn

Niveauvoller Mann gesucht
Junggebliebene, vielseitig interessierte Akademikerin, 68 J., Psychologin mit eigener Praxis und Geschäftsführerin in einer privaten Bildungseinrichtung, konservativ und sozial-liberal eingestellt, sucht gebildeten und humorvollen Mann bis ca. 70 J., um gemeinsam die schönen Dinge des Lebens zu genießen. Ich bin gesellig, verwöhne meine Gäste gerne mit Selbstgekochtem und liebe gute Gespräche bei einem gepflegten Glas Riesling. Als Ästhetin liebe ich alles, was das Auge anspricht. In einer Beziehung sind mir Sympathie und Verständnis füreinander, Loyalität, Toleranz und gegenseitige Akzeptanz wichtig. Sportlich bin ich nicht, jedoch reise ich gerne innerhalb Deutschlands und besuche gerne Kunstausstellungen und Konzerte. Melde dich, wenn Du Dich angesprochen fühlst, ich freue mich schon, Dich kennenzulernen!
info@kinder-college.de

Jeder Mann
darf wissen, ich mag mein ganz normales Leben.Dazu gehört manchmal Aufrechter Gang vs Duckmaus, keine Beziehung ohne starke Anziehung, Freisein trotzdem bleiben, mal apart, mal unsicher, immer ohne doppelten Boden und ein Sticker, der mir immer noch etwas sagt:" nel vostro fiato son le mie parole." Weißer Rauch steigt dann auf, bei langen Küchengesprächen mit einem geerdeten, ruhigen Mann, der Sorte Anpacker. Er schaut mir auf die Finger, schaut mir auf den Mund, ist stark, Ü60, souverän, bisschen rund und lässt sich nicht vertreiben.....BmB. Zuschriften erbeten unter 510419 • F.A.Z. • 60267 Ffm.

Bekanntschaften

Nicht mehr allein!
Deutsche Asiatin, 53 j., lieb und süss, sucht für sich einen gutsituierten Mann, dem sie täglich Liebe und Geborgenheit schenkt. Bei Sympatie ist das Zusammenwohnen sofort möglich. NUR MUT! Tel. 0086 180 1589 1690, 13584890242@163.com

Er sucht Sie

Mein Herzenswunsch.....
Gebildeter, lieber 51Jähriger sucht ältere, gutsituierte Dame für harmonische, glückliche Beziehung. Zuschriften erbeten unter I510425 · F.A.Z. · 60267 Ffm.

Schalten Sie hier Ihre Anzeige
www.faz.media

Satt ist gut.
Saatgut ist besser.

Helfen Sie den Menschen in Kenia und vielen anderen Ländern, lebenswichtige Nahrungspflanzen aus eigenem Saatgut anzubauen.
Wer sich selbst versorgen kann, führt ein Leben in Würde.
brot-fuer-die-welt.de/saatgut
IBAN DE10 1006 1006 0500 5005 00

Mitglied der actalliance

Brot für die Welt
Würde für den Menschen.

Alles für Ihre Entscheidung.

Auch als E-Paper erhältlich: www.focus-magazin.de

Menschen im FOCUS

Oliver Steil, 49, ist seit 2018 Chef von Teamviewer.
Foto Picture Alliance

Der Mann von der Fernwarte

Der Softwarekonzern Teamviewer kann Computer im Homeoffice warten. Vorstandschef Oliver Steil bekommt 40 Millionen Euro. Die hat er sich verdient.

Von Dennis Kremer

Disziplin und Pünktlichkeit sind nicht gerade das, was man in der Arbeitswelt von heute als cool bezeichnen würde. Für Oliver Steil jedoch sind sie entscheidend. Der Mann ist kein ergrauter Patriarch alter Schule, der ein Familienunternehmen in siebter Generation führt. Nein, Steil ist ein jugendlich wirkender 49-Jähriger, der ohne große Allüren eine der angesagtesten Firmen leitet, die Deutschland derzeit zu bieten hat. Die Rede ist vom schwäbischen Softwarekonzern Teamviewer.

„Das mag sich anhören wie von gestern. Aber Werte wie Disziplin und Pünktlichkeit sind essentiell, wenn man in Pandemie-Zeiten in größeren Teams miteinander sprechen will“, sagt Steil. „Das muss man lernen.“ Spontan etwas ins Meeting hineinzurufen, das könne in einem gemeinsamen Konferenzraum kreativ-lebendig sein. Aber virtuell sei es wichtig, einander ausreden zu lassen, nur nacheinander zu sprechen.

Auch wenn Steils Firma allein vom Namen her längst nicht allen ein Begriff sein dürfte, so sind doch viele mit ihr in Kontakt, ohne es zu wissen. Denn Teamviewer hat eine Software entwickelt, die es ermöglicht, aus der Ferne auf Computer zuzugreifen – zum Beispiel, um sie zu warten oder um ein bestimmtes Problem des Nutzers zu lösen. Ein Vorgang, den viele Angestellte bereits aus dem ganz normalen Büroalltag kennen, der aber nun in Zeiten des Homeoffice so wichtig geworden ist wie nie.

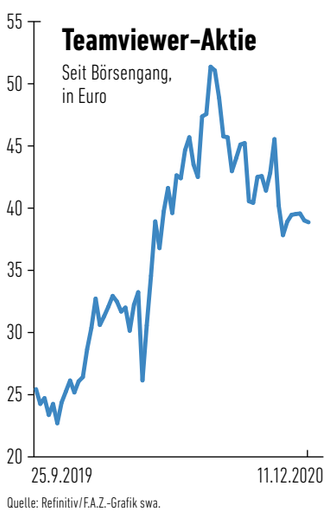
Für solche Firmen hat sich an der Börse der Name „Tech-Unternehmen“ eingebürgert, von Seiten der Finanzinvestoren eine Art Ritterschlag. Gehört ein Unternehmen zu diesem erlesenen Kreis, darf es sich am Aktienmarkt beste Chancen ausrechnen. Denn im Schlepptau von Branchengrößen wie Amazon, Google oder auch dem Videokonferenzdienst Zoom sind die Kurse solcher Firmen in diesem Jahr deutlich gestiegen. Der Kurs der Teamviewer-Aktie hatte sich zwischenzeitlich sogar verdoppelt.

An der Spitze des 2005 gegründeten Unternehmens steht mit Oliver Steil seit fast drei Jahren ein Mann, der einerseits wunderbar in diese Welt passt. Zugänglich, ohne Eitelkeit und in der Vergangenheit bereits Vorstandschef in der Telekombranche, beispielsweise beim Mobilfunkanbieter Debitel. Andererseits ist der studierte Elektrotechniker für seine rund 1300 Mitarbeiter aber auch mitunter ziemlich anstrengend, weil er gernklare Ansagen macht. Als ihm der Krankenstand in seiner Firma einmal zu hoch erschien, machte er seinem Unmut darüber in aller Deutlichkeit Luft. Sosehr Steil auch an guter Stimmung gelegen ist: Die ständige Wohlfühlatmosphäre, die viele Softwareunternehmen ihren auf dem Arbeitsmarkt begehrten Mitarbeitern bieten, hält er für unproduktiv. Darum auch das Lob der Disziplin.

Nicht nur das Betonen der Sekundärtugenden macht Steil in der Tech-Welt zu einem untypischen Manager. Sondern auch, dass er sich am liebsten von dem ganzen Trubel, der seine Branche erfasst hat, distanzieren würde. Pandemie-Gewinner? Der Ausdruck ist ihm zuwider. „Bei jedem Hype wird es irgendwann undifferenziert.“ Steil versucht beispielsweise alles, damit seine Firma nicht in einem Atemzug mit Zoom genannt wird. Dabei steht der Videokonferenzdienst doch wie kein anderes Unternehmen für die Arbeitswelt in Corona-Zeiten. Der Aktienkurs von Zoom hat in diesem Jahr sage und schreibe 500 Prozent zugelegt. Wenn das kein Vorbild ist, wer dann?

Zwar bietet Teamviewer ähnlich wie Zoom Videokonferenzen für alle an. Aber der Vorstandschef will sein Unternehmen keinesfalls darauf reduziert wissen. Steil fürchtet das Los, das so mancher Digitalfirma droht, wenn Corona eines Tages vorbei ist. Was dann passieren könnte, ließ sich an der Börse zuletzt nämlich immer dann beobachten, wenn es positive Nachrichten zu einem potentiellen Corona-Impfstoff gab. Da fielen die Kurse vieler Pandemie-Gewinner auf einmal deutlich.

Darum ist es Steil so wichtig zu betonen: „Wenn man wie wir industrielle Arbeitsprozesse individuell für Kunden digitalisieren möchte, ist es hilfreich, dass man gemeinsam mit Kunden vor Ort die Prozesse anschauen und verstehen kann.“ Deswegen sei es auch aus geschäftlicher Perspektive erstrebenswert, wenn die Pandemie bald überwunden sei. Im Sommer hat Teamviewer für mehr als 100 Millionen Euro die Firma Ubimax übernommen – ein Unternehmen, das Software für Datenbrillen entwickelt. Die Brillen werden nicht zum Videospielen eingesetzt, sondern um beispielsweise Maschinen zu inspizieren. Über die Brille gibt es dann zahlreiche



Quelle: Refinitiv/F.A.Z.-Grafik swa.

Zusatzinformationen, die dem jeweiligen Mitarbeiter bei seiner Tätigkeit helfen. Auch Waren lassen sich mit dieser Hilfe erfassen.

Doch auch dieser Zukauf hat nicht verhindern können, dass die Teamviewer-Aktie seit ihrem Höchststand im Sommer einiges an Zuwachs eingebüßt hat *(siehe Grafik)*. Man darf annehmen, dass dies den Chef in besonderem Maße schmerzt. Ist er doch jemand, der in seiner Karriere eigentlich gründlich gelernt hat, die Sprache des Finanzmarktes zu sprechen. Das hat mit einem Abschnitt in seiner Laufbahn zu tun, der mancherorts noch immer Misstrauen hervorruft. Denn nach mehreren Jahren bei der Unternehmensberatung McKinsey und einiger Zeit als Vorstand verschiedener Telekommunikationsfirmen heuerte er 2013 bei der Beteiligungsgesellschaft Permira an. „Managersöldner“ hat ihn die Zeitung „Financial Times Deutschland“ vor vielen Jahren einmal genannt. Das war abschätzig gemeint, im Sinne von: Steil sei einer, der so viel Geld einsackt, wie er bekommen kann, und der dann weiterzieht zum nächsten, noch besser bezahlten Job. Wer wollte, konnte dieses Bild zuletzt in Teilen bestätigt sehen. Da nämlich wurde bekannt, dass Steil für seine Arbeit im Jahr 2019 die atemberaubende Summe von 41,3 Millionen Euro erhalten hat. Kein deutscher Manager bekam für das vergangene Jahr mehr.

Ist der Mann also wirklich nur aufs Geld aus? Das würde ihm nicht gerecht. Hinter den mehr als 40 Millionen Euro verbirgt sich nämlich eine besondere Geschichte. Steil selbst erzählt sie mit Hilfe der abstrakten Begriffe des Finanzmarktes: „Wer Risiken eingeht und den Unternehmenswert steigert, der kann von einem solchen Investment auch einen gewissen Return bekommen. Der Großteil der Vergütung von 2019 stammt aus einem Beteiligungsprogramm unseres Großaktionärs Permira. Ich habe also in das Unternehmen investiert, für das ich als CEO tätig bin.“ Wer dergestalt fast alles auf eine Karte setze, könne aber auch eine Menge verlieren, wenn die Sache schiefgeht.

Etwas weniger kühl erzählt, beginnt die Geschichte mit einer klugen Idee und endet mit Tränen, Freudentränen wohlbemerkt. Vor gut 15 Jahren nämlich – Oliver Steil hatte noch gar nichts mit der Firma zu tun – erfand der IT-Unternehmer Tilo Rossmanith Teamviewer. Es sei ihm schlicht zu mühsam gewesen, für jedes kleine Computerproblem raus zu den Kunden fahren zu müssen, geht die Gründungslegende. Also schrieb er kurzerhand seine eigene Software. Der Erfolg kam schnell, aber mit ihm einher ging auch ein typisches Problem vieler Technologieunternehmen: Wer sich nicht ständig erneuert, sieht irgendwann alt aus, gerade gegenüber der starken Konkurrenz aus Amerika. 2014 übernahm die Private-Equity-Gesellschaft Permira das Unternehmen, angetrieben von jenem Ziel, das Finanzinvestoren immer haben: Sie wollen ihre Beteiligung wertvoller machen, um sie irgendwann teurer wieder zu verkaufen oder sie an die Börse zu bringen.

Das mögen manche verwerflich finden, aber im Falle von Teamviewer hat der Finanzinvestor bisher keinesfalls geschadet. Was auch mit jenem Manager zu tun hat, der für Permira zunächst in den Aufsichtsrat des schwäbischen Unternehmens einzog: Oliver Steil. Als man dann einen neuen Vorstandschef suchte, entschied sich Steil, die Seiten zu wechseln. „Ich hatte Lust auf den Job und das Gefühl, dass ich gut zu Teamviewer passen würde.“ Er krempelte das Unternehmen um. Mit einem neuen Geschäftsmodell – statt lang laufender Lizenzverträge müssen Teamviewers Firmenkunden regelmäßige Abonnementgebühren zahlen – machte er es fit für die Börse.

Wer im Herbst 2019 dabei war, konnte spüren, dass dies kein x-beliebiger Börsengang war. Hunderte Teamviewer-Mitarbeiter waren damals mit nach Frankfurt gekommen (Corona war noch kein Thema) und jubelten ihrem Vorstandschef zu. Der ansonsten so analytisch-nüchterne Steil hatte Tränen in den Augen. „Am Tag des Börsengangs waren wir alle sehr emotional. Dieses Erlebnis hat das gesamte Team noch mal sehr miteinander verbunden.“ Der Lohn der Emotion: Teamviewer gelang der größte Börsengang eines deutschen Technologieunternehmens seit dem Jahr 2000 – und Firmenchef Steil erhielt im Rahmen seines Beteiligungsprogramms die Millionenzahlung, die sogar die Vorstandsvorsitzenden mancher Dax-Konzerne neidisch gemacht haben dürfte.

Dass Steil den Börsengang gut gemanagt hat, bestreitet kaum ein Kenner des Unternehmens. Aber Fondsmanager Michael Schäfer von Union Investment sagt: „Die Gretchenfrage lautet: Wird Teamviewer auf längere Sicht seine hohe Wachstumsrate beibehalten können?“ Das nämlich ist das entscheidende Maß, an dem sich Tech-Unternehmen messen lassen müssen, ob sie nun aus San Francisco kommen oder aus dem schwäbischen Göppingen, wo Teamviewer sein Hauptquartier hat. Dazu bedarf es nicht nur eines guten Gespürs für die Finanzmärkte, sondern vor allem eines längerfristigen Plans. Manch einer fragt sich, ob Steil wirklich so lange an Bord bleiben wird.

Der Chef selbst lässt keine Zweifel daran aufkommen. Längst ist er mit seiner Familie ins Schwabenland gezogen, von wo aus er den Konzern seit diesem Jahr hauptsächlich aus dem Homeoffice führt. „Im Moment denke ich nicht über Teamviewer hinaus. Ich fühle mich an meinem Platz sehr wohl.“ Auch die Analysten scheinen ihm trotz aller Herausforderungen die Aufgabe zuzutrauen: Fast alle empfehlen die Teamviewer-Aktie zum Kauf.

Die Lust aufs Eigenheim

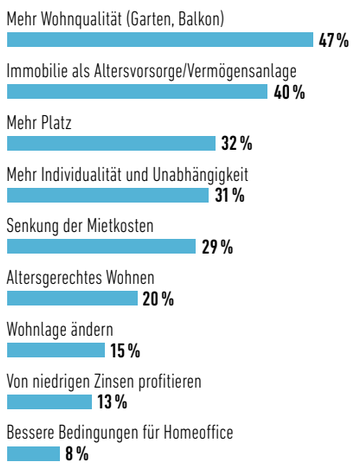
Fast ein Jahr Corona-Krise – das hat auch Folgen für den Immobilienmarkt. Von den Deutschen, die im Homeoffice arbeiten, wollen 43 Prozent ein eigenes Haus oder eine eigene Wohnung. Im Rest der Bevölkerung sind es nur 32 Prozent, hat eine repräsentative Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Yougov im Auftrag der Commerzbank ergeben. Bei den Jüngeren ist die Lust auf die eigene Immobilie besonders ausgeprägt. 45 Prozent der 18- bis 34-Jährigen wollen eigene vier Wände.

Die Hauptgründe sind – und da spielt die Lockdown-Erfahrung wohl hinein – der Wunsch nach mehr Wohnqualität mit Garten oder Balkon und mehr Platz *(siehe Grafik)*. Die zweitwichtigste Motivation ist allerdings die Immobilie als Altersvorsorge. Der Traum des Großteils der Befragten ist dabei das freistehende Einfamilienhaus, das 60 Prozent anstreben. Mit größerem Abstand folgen Eigentumswohnung (32 Prozent) und Reihen-, Stadthaus oder Doppelhaushälfte (22 Prozent). Nur neun Prozent wollen ein Mehrfamilienhaus kaufen.

Bei der Finanzierung setzen die Befragten auf den klassischen Immobilienkredit und wollen dabei mindestens 20 Prozent Eigenkapital beisteuern. Auch KfW-Kredite und Mittel der Landesförderbanken sind beliebt. Eine geringere Bedeutung hat der klassische Bausparvertrag und das neue Baukindergeld, das allerdings auch im Vergleich zum Immobilienpreis niedrig ist.

Immobilienkredite sind derzeit sehr günstig. Wer bereit ist, 20 Prozent eigenes Geld in den Immobilienkauf zu stecken, zahlt nach Angaben der Finanzberatung FMH für eine Immobilie im Wert von 500 000 Euro ab effektiv 1,04 Prozent im Jahr bei einer Zinsbindungsdauer von 20 Jahren. Die günstigsten Anbieter sind hier unter anderem Interhyp, Enderlein, Hypovereinsbank und Comdirect. Für 30 Jahre Zinsbindung werden ab 1,41 Prozent fällig. *dys.*

Gründe für eine eigene Immobilie



Umfrage mit 3089 Teilnehmern. Angabe der drei wichtigsten Aspekte.
Quelle: Commerzbank / F.A.Z.-Grafik Piron

Fotos F1Online, Imago (2), Teufel, Dieter Rüchel; Bearbeitung F.A.S.

Arbeiten wie im Büro – oder sogar noch besser

Bilder der Kollegen, Tageslichtlampen, hässliche Teppiche: Hier kommen Tipps für das perfekte Homeoffice

Von Daniel Mohr

Millionen Menschen müssen, dürfen oder sollen sich derzeit zu Hause wie im Büro fühlen. Wahrscheinlich noch für Monate. Wer damit immer noch hadert oder sich irgendwie unwohl fühlt, der scheint noch nicht perfekt umgestellt zu sein auf die neue Arbeitswelt. Das ist natürlich in erster Linie eine Mentalitätsfrage. Aber es können auch ein paar ganz praktische Dinge bei der Umstellung helfen.

Wenn Sie zu denjenigen gehören, die bei jeder zweiten Telefonkonferenz durch die Wohnung brüllen müssen, Sie seien gerade in einer wichtigen Besprechung und ob darauf der Rest der Familie nicht endlich mal Rücksicht nehmen könnte (bitte für diese Ansage nicht vergessen: Mikro ausstellen), sind spezielle Kopfhörer eine gute Wahl, neudeutsch auch Noise-Cancelling-Kopfhörer genannt. Das hilft auch, wenn Sie gerade mal fünf Minuten in Ruhe eine Mail schreiben wollen und nicht die Gespräche in der Nachbarwohnung, den Streit Ihrer Kinder oder die neuesten Erzählungen Ihrer Schwiegermutter mithören wollen. Sie können sogar Musik auf die Dinger spielen, wenn Ihnen absolute Stille auch irgendwie komisch vorkommt. Wer richtig Entzug hat, kann auch übliche Bürogeräusche streamen.

Das Bürogefühl können Sie aber zu Hause auch auf andere Art und Weise herstellen. Wer im Büro dazu neigt, mittels Bildergalerien Hund, Frau und Kinder gedanklich zu sich zu holen, der kann das natürlich auch umgekehrt tun und Bilder der Kollegen in seiner Homeoffice-Area drapieren. Das schafft eine Nähe, die vielleicht hilft, das Arbeitsgefühl zu erhöhen, wenn nebenan die Spülmaschine rumpelt und die Hausaufgaben der Kinder Probleme bereiten. Wer zu Temperamentsausbrüchen neigt, sollte dies jedoch nicht an den Bildern der Kollegen auslassen. Es gibt hochqualitative Punchingball-Anbieter, und es muss als Konterfei nicht immer Donald Trump sein.

Wem die Bildergalerie nicht reicht für eine ordentliche Arbeitsatmosphäre oder wen sie auf dem Küchentisch irgendwann stören, der kann auch versuchen, über das Mobiliar näher ans Büro zu rücken. Hässliche Teppiche, alte Tische oder miefige Klimaanlagen gibt es bei Ihrem Schrotthändler womöglich zu günstigen Preisen. Das hätte auch den Vorteil, dass Sie mal rauskommen. Deswegen kaufen Sie den Kopfhörer auch nicht online, sondern laufen lieber zum nächsten Fachgeschäft. Oder machen eine Radtour oder wie Sie auch sonst früher zur Arbeit gependelt sind. Psychologen, Ärzte und viele andere schlaue Menschen haben nämlich festgestellt, dass es uns gar nicht guttut, wenn wir tagelang, in Extremfällen auch wochenlang, gar keine Frischluft zu uns nehmen. Das Glückshormon Serotonin fehlt, Schlappheit und Müdigkeit können überhandnehmen. Das muss also nicht an der langweiligen Arbeit liegen. Wer partout nicht rauswill und damit besonders strikt Sozialkontakte meidet – die Allgemeinheit dankt –, sollte sich eine Tageslichtlampe kaufen.

Dann fehlt natürlich komplett die Sozialkontrolle. Das kann zu Verwahrlosung führen und die Arbeitsproduktivität mindern. Wenn Sie das stört, können Sie sich eine Kamera zulegen, auf die Ihre Kollegen oder Ihr Chef Zugriff haben, um gelegentlich mal zu schauen, ob es Ihnen im Homeoffice gutgeht. Aber jetzt ist der Textkarton schon voll, und der Wecker klingelt. Zeit für den mittäglichen Gang in die Kantine, an den im Büro sonst die Kollegen erinnern. Routine muss sein. Mal sehen, was der Kühlschrank so vorbereitet hat.

DER STEUERTIPP

Wie nah ist haushaltsnah?

VON CHRISTOPH ACKERMANN

Die Kosten für haushaltsnahe Dienstleistungen und Handwerkerleistungen können direkt von der Einkommensteuer abgezogen werden. Dabei können 20 Prozent der Aufwendungen für haushaltsnahe Dienstleistungen (höchstens 4000 Euro) beziehungsweise 20 Prozent der Aufwendungen für Handwerkerleistungen (höchstens 1200 Euro) in Abzug gebracht werden. Begünstigt sind dabei nur die Arbeitskosten, nicht aber die Kosten für Material.

Wie der Name sagt, müssen die Dienstleistungen haushaltsnah erbracht werden. Doch was genau heißt haushaltsnah? Der Fiskus zählt den Gehweg direkt vor dem Grundstück gerade noch dazu und lässt deshalb die Kosten für die Reinigung und das Schneeräumen auf dem Gehweg regelmäßig zum Abzug zu. Nicht mehr begünstigt ist allerdings die Reinigung der Fahrbahn einer öffentlichen Straße, wie ein aktuelles Urteil des Bundesfinanzhofes zeigt (Urteil vom 13. Mai 2020, VI R 4/18).

In dem Fall begehrten die Steuerpflichtigen den Abzug der von der Gemeinde auf sie als Anlieger umgelegten Straßenreinigungsgebühren. Das Finanzamt lehnte das ab. Zu Recht, wie die Bundesrichter urteilten. Die Reinigung der Fahrbahn sei als kommunale Aufgabe nicht mehr typischerweise von Mitgliedern eines Haushalts zu verrichten. Hier sind laut Auffassung der Richter die Aufwendungen aufzuteilen. Die Kosten, die auf den Gehweg entfallen, sind grundsätzlich begünstigungsfähig. Im Zweifel sei der Rechnungsbetrag per Schätzung aufzuteilen.

Eine Grenze zogen die Richter auch in einer anderen Frage. Aufwendungen für Arbeiten, die für die Reparatur eines Hoftores in einer Werkstatt angefallen sind, hat das Gericht die Berücksichtigung verwehrt. Zwar bejahte das Gericht, dass das Hoftor an sich noch zum Haushalt gehört. Aber es sah nur die Aufwendungen als begünstigt an, deren Leistungen auch im Haushalt tatsächlich angefallen sind (hier also auf dem Hof, wie etwa die Installation des Hoftors). Nicht anerkannt wurden danach die für Leistungen in der Werkstatt angefallenen Kosten.

Für solch gemischte Leistungen verweisen die Richter auf die Aufteilung der Kosten in einen nicht begünstigten „Werkstattlohn“ und einen begünstigten „Vor-Ort-Lohn“. Das kann auch per Schätzung erfolgen. Wichtig bleibt, dass neben dem Nachweis mittels Rechnung die Zahlung nicht bar, sondern auf das Konto des Handwerkers erfolgt.

Der Autor ist Partner und Steuerberater bei EY.

DAS SONNTAGS-WETTER

HEUTE

Schleichend sickert aus Westen mildere Luft zu uns ein. Allerdings werden die Niederschlagsgebiete der atlantischen Tiefs durch das mächtige blockierende Hoch über Russland deutlich abgeschwächt.

Berlin, Brandenburg, Sachsen-Anhalt, Thüringen, Sachsen: Es bleibt meist stark bewölkt, Wolkenlücken tun sich nur selten auf. Vereinzelt nieselt es ein wenig, meist bleibt es aber trocken. Die Temperaturen steigen bis maximal 6 Grad. Der Wind weht dabei nur schwach.

Bremen, Niedersachsen, Hamburg, Schleswig-Holstein, Mecklenburg-Vorpommern: Heute ist es bewölkt mit nur sehr wenigen Auflockerungen. Vor allem in Niedersachsen fällt etwas Regen. An der Ostsee bleibt es weitgehend trocken. Bei schwachem bis mäßigem südlichen Wind erreichen die Temperaturen 2 Grad in Ostvorpommern und 7 Grad an der Nordsee.

Nordrhein-Westfalen, Hessen, Rheinland-Pfalz, Saarland: Am Morgen fallen letzte Regentropfen. Die kompakten Wolkenfelder lockern im Tagesverlauf von Westen her allmählich etwas auf. Dann zeigt sich ab und zu die Sonne, an manchen Stellen bleibt es jedoch grau. Mit dem milden südwestlichen Wind liegen die Höchstwerte zwischen 6 und 8 Grad.

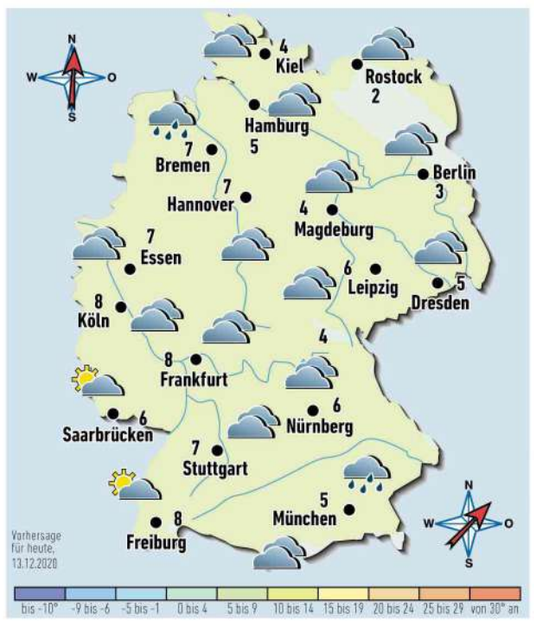
Baden-Württemberg, Bayern: Nur in den höchsten Lagen des Bayerischen Waldes und örtlich in den Alpen mischen sich ein paar Schneeflocken unter den Regen. Es ist bewölkt und anfangs oft nass, später ist es meist trocken und von Südwesten her lockern die Wolken leicht auf. Die Temperaturen erreichen 4 bis 8 Grad.

Sonne: Aufgang 08:17 , Untergang 16:22 Uhr
Mond: Aufgang 06:34 , Untergang 15:30 Uhr
(Zeiten [MEZ] gelten für Frankfurt am Main)

WETTERSERVICE

Mehr Infos und Wettersuche per Postleitzahl im Internet:
www.wetter.com oder **www.faz.net/wetter**
Aktuelle Themen bei wetter.com: 16-Tages-Prognose im Stundentakt; Niederschlagsradar-Prognose, Livecams in HD Qualität, wetter.com App mit Warnungen für Ihren Ort kostenlos im Google Play Store und im App Store.

DEUTSCHLAND



DEUTSCHE STÄDTE

	12.12.*		13.12.	
Arkona	3°	b	6°	h
Berlin	1°	w	3°	b
Bremen	3°	w	7°	Re
Cottbus	2°	b	5°	b
Cuxhaven	2°	b	6°	b
Dresden	5°	b	5°	b
Düsseldorf	6°	b	8°	b
Erfurt	4°	w	6°	R
Essen	6°	b	7°	b
Feldberg	-1°	N	-1°	N
Feldberg/Ts.	1°	b	2°	N
Frankfurt/M.	5°	b	8°	b
Freiburg	7°	b	8°	w
Garmisch	1°	b	4°	w
Greifswald	2°	b	3°	h
Großer Arber	0°	h	1°	Sr
Hamburg	2°	b	5°	b
Hannover	4°	b	7°	b
Helgoland	3°	b	9°	b
Hof	1°	w	4°	b
Karlsruhe	7°	w	7°	w
Kassel	4°	b	6°	b
Köln	6°	b	8°	b
Konstanz	2°	S	7°	b
Leipzig	3°	b	6°	b
Magdeburg	3°	b	4°	b
Mannheim	6°	w	9°	h
München	3°	w	5°	R
Norderney	3°	b	7°	b
Nürnberg	3°	w	6°	b
Oberstdorf	1°	b	4°	b
Osnabrück	6°	b	7°	b
Passau	1°	b	4°	R
Rostock	3°	b	2°	b
Saarbrücken	7°	b	6°	w
Schleswig	2°	b	4°	b
Stuttgart	6°	b	7°	b
Sylt	3°	b	5°	b
Trier	6°	w	7°	b
Zugspitze	-9°	N	-9°	N

s=sonnig h=heiter w=wolkig G=Gewitter b=bedeckt R=Regen Rs=Regenschauer Sr=Sprühregen N=Nebel S=Schnee Ss=Schneeschauer SR=Schneeregen --=keine Meldung. *Messwerte jeweils von mittags Ortszeit.

MONTAG

Dichte Wolken bringen in den Norden und Nordwesten Deutschlands etwas Regen. Unter den Regenwolken wird es milder als zuletzt. Im Osten und Süden ist es teils bedeckt oder trüb, teils kommt die Sonne durch und es bleibt bis zum Abend trocken. Am meisten zeigt sich die Sonne am Alpenrand und im Erzgebirge.

AUSSICHTEN

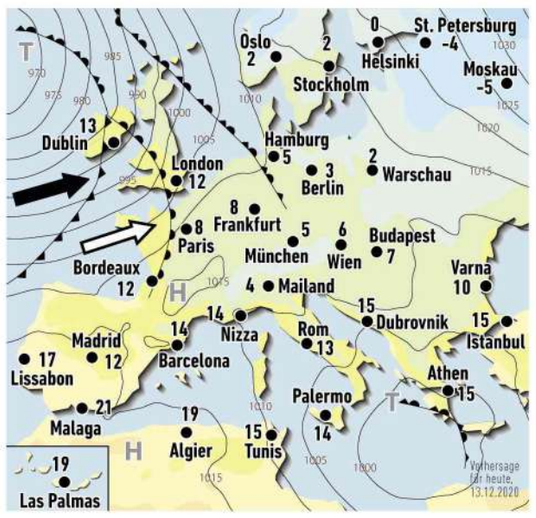
Am **Dienstag** überquert uns ein Regenband von West nach Ost. Die Temperaturen steigen verbreitet auf zweistellige Werte. Der **Mittwoch** verläuft oft freundlich und trocken, teilweise hält sich zäher Nebel.

TREND BIS FREITAG

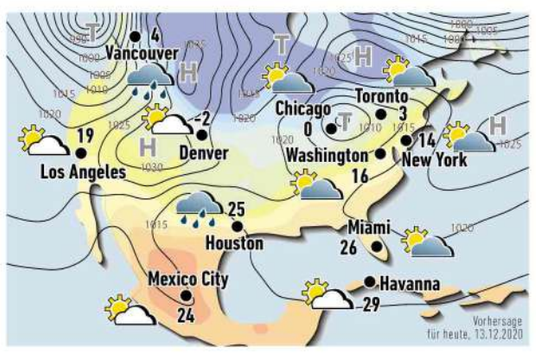
	Nord	Mitte	Süd
Montag	5-10	5-12	4-11
Dienstag	6-10	6-11	3-11
Mittwoch	7-9	7-11	4-10
Donnerstag	7-10	6-11	3-11
Freitag	6-11	5-12	3-10

H Hochdruckzentrum
T Tiefdruckzentrum
Warmluftzufuhr
Kaltluftzufuhr
Kaltluftzufuhr in der Höhe, Erwärmung am Boden
Warmfront Kaltfront Okklusion

EUROPA



NORDAMERIKA



HEUTE

Über Osteuropa und Russland hat sich winterliche Kaltluft angesammelt. Hier liegen die Temperaturen auch tagsüber im Frost. Nach Westen hin wird es immer unbeständiger und milder, bis zu 14 Grad in Südfrankreich und 17 Grad in Portugal. Hier ist es auch immer wieder nass, teilweise regnet es sehr kräftig. Deutschland liegt im Übergangsbereich zwischen diesen Luftmassen.

TREND

Grundsätzlich ändert sich an dieser Wetterlage wenig. Zwar kommen die Tiefs sukzessive nach Osten voran, die Milderung setzt sich aber nur schleppend durch. Über Westeuropa bleibt es wechselhaft, teilweise windig bis stürmisch und sehr nass. Im Mittelmeerraum scheint neben einigen Wolken oft die Sonne.

HEUTE

Im Mittleren Westen der USA stößt arktische Kaltluft recht weit nach Süden vor und bringt teils kräftige Schneefälle. Als Ausgleichsbewegung dazu wird über der Ostküste recht milde Luft nordwärts transportiert.

TREND

In den nächsten Tagen wird es auch im Osten der USA kälter, in Kanada und im Norden der USA bleibt es winterlich. Von Kalifornien bis nach Florida bleibt es mild, teilweise sogar richtig angenehm warm.

AUSLÄNDISCHE STÄDTE

	12.12.*		13.12.	
Europa				
Amsterdam	6°	R	8°	b
Athen	14°	h	15°	Rs
Barcelona	14°	s	14°	w
Belgrad	6°	w	7°	b
Bordeaux	10°	w	12°	b
Bozen	1°	b	8°	s
Brüssel	7°	R	7°	b
Budapest	4°	b	7°	h
Bukarest	4°	R	7°	b
Dublin	6°	s	13°	h
Dubrovnik	13°	b	15°	s
Edinburgh	6°	b	8°	b
Faro	18°	w	18°	b
Helsinki	0°	b	0°	b
Innsbruck	0°	b	5°	w
Istanbul	14°	b	15°	b
Kiew	-4°	b	0°	S
Kopenhagen	5°	R	5°	b
Larnaka	19°	w	21°	R
Las Palmas	19°	b	19°	w
Ljubljana	5°	b	6°	N
Lissabon	17°	b	17°	b
Locarno	2°	h	13°	s
London	7°	b	12°	R
Madrid	12°	s	12°	b
Mailand	6°	b	4°	s
Malaga	20°	w	21°	h
Mallorca	15°	s	17°	s
Marbella	19°	w	20°	h
Moskau	-10°	s	-5°	S
Neapel	12°	b	14°	h
Nizza	12°	b	14°	s
Oslo	1°	S	2°	S
Ostende	9°	b	7°	b
Palermo	13°	b	14°	Rs
Paris	9°	b	8°	R
Prag	4°	b	6°	b
Reykjavik	6°	b	6°	R
Riga	-2°	b	-1°	b
Rom	9°	b	13°	s
Salzburg	2°	b	6°	b
Sofia	4°	R	4°	b
Stockholm	5°	b	2°	b
St.Petersburg	-4°	h	-4°	b
Venedig	8°	w	10°	s
Warschau	0°	b	2°	b
Wien	4°	b	6°	b
Zürich	3°	R	6°	w
Nordamerika				
Atlanta	14°	b	21°	h
Chicago	3°	R	0°	w
Denver	-5°	b	-2°	h
Houston	20°	s	25°	R
Los Angeles	15°	h	19°	h
Miami	23°	w	26°	w
Montreal	2°	S	4°	R
New York	11°	b	14°	w
San Francisco	12°	b	14°	R
Toronto	4°	R	3°	w
Vancouver	3°	h	4°	R
Washington	11°	w	16°	w
Lateinamerika				
Bogota	16°	h	20°	h
Buenos Aires	29°	s	23°	R
Caracas	24°	w	27°	s
Havanna	25°	h	29°	h
La Paz	15°	w	17°	h
Lima	22°	w	23°	w
Mexiko-Stadt	22°	h	24°	h
Rio de Janeiro	28°	w	32°	w
Recife	31°	h	31°	R
Santiago(Ch.)	26°	s	32°	s
Afrika				
Accra	32°	h	32°	h
Algier	17°	s	19°	s
Casablanca	18°	s	19°	b
Dakar	26°	s	27°	h
Johannesburg	30°	R	27°	w
Kairo	23°	h	29°	s
Kapstadt	22°	s	25°	s
Kinshasa	30°	h	30°	w
Lagos	30°	h	29°	b
Nairobi	25°	h	26°	h
Tunis	14°	b	15°	h
Naher Osten				
Ankara	10°	Rs	10°	R
Antalya	16°	G	16°	Rs
Bagdad	20°	s	20°	h
Baku	8°	b	10°	b
Dubai	24°	h	24°	h
Kuweit	19°	s	20°	s
Riad	19°	s	20°	s
Teheran	5°	h	5°	h
Tel Aviv	20°	w	22°	b
Asien				
Bangkok	31°	h	32°	h
Colombo	30°	h	31°	h
Hanoi	24°	h	29°	h
Hongkong	23°	w	23°	w
Jakarta	28°	R	30°	R
Kalkutta	22°	h	26°	h
Manila	30°	w	31°	w
Mumbai	28°	w	29°	w
Neu-Delhi	20°	N	21°	h
Peking	1°	w	-1°	s
Schanghai	13°	s	13°	s
Seoul	4°	s	1°	S
Singapur	29°	G	30°	G
Taipeh	20°	w	22°	w
Tokio	13°	h	14°	h
Xian	7°	w	3°	b
Australien/Ozeanien				
Adelaide	33°	h	28°	w
Brisbane	26°	h	22°	R
Darwin	32°	G	30°	h
Melbourne	28°	s	31°	h
Perth	30°	s	21°	s
Sydney	22°	w	23°	w
Wellington	17°	s	15°	w

s=sonnig h=heiter w=wolkig G=Gewitter b=bedeckt R=Regen Rs=Regenschauer Sr=Sprühregen N=Nebel S=Schnee Ss=Schneeschauer SR=Schneeregen --=keine Meldung. *Messwerte Vortag jeweils von mittags Ortszeit

WETTERLEXIKON

Gefrierender Regen: Regen, der aus einer warmen in eine kältere Luftschicht fällt und dabei zu Eiskörnern gefriert oder als unterkühlter Regen fällt. Die unterkühlten Tropfen gefrieren augenblicklich, wenn sie auf den Erdboden mit Temperaturen unter 0 °C treffen und bilden das Glatteis (Blitzeis).

REKORD IM WEIHNACHTSGESCHÄFT 2020

420 PROGNOSE

MILLIONEN PAKETE

IN DEUTSCHLAND AN PRIVATKUNDEN

PLUS 18 PROZENT GEGENÜBER 2019

Um die Menge zu bewältigen, dürften zur Zeit rund 30 000 Aushilfen zusätzlich im Einsatz sein.

BIS WANN MUSS ICH SPÄTESTENS DIE WEIHNACHTSPOST AUFGEBEN?

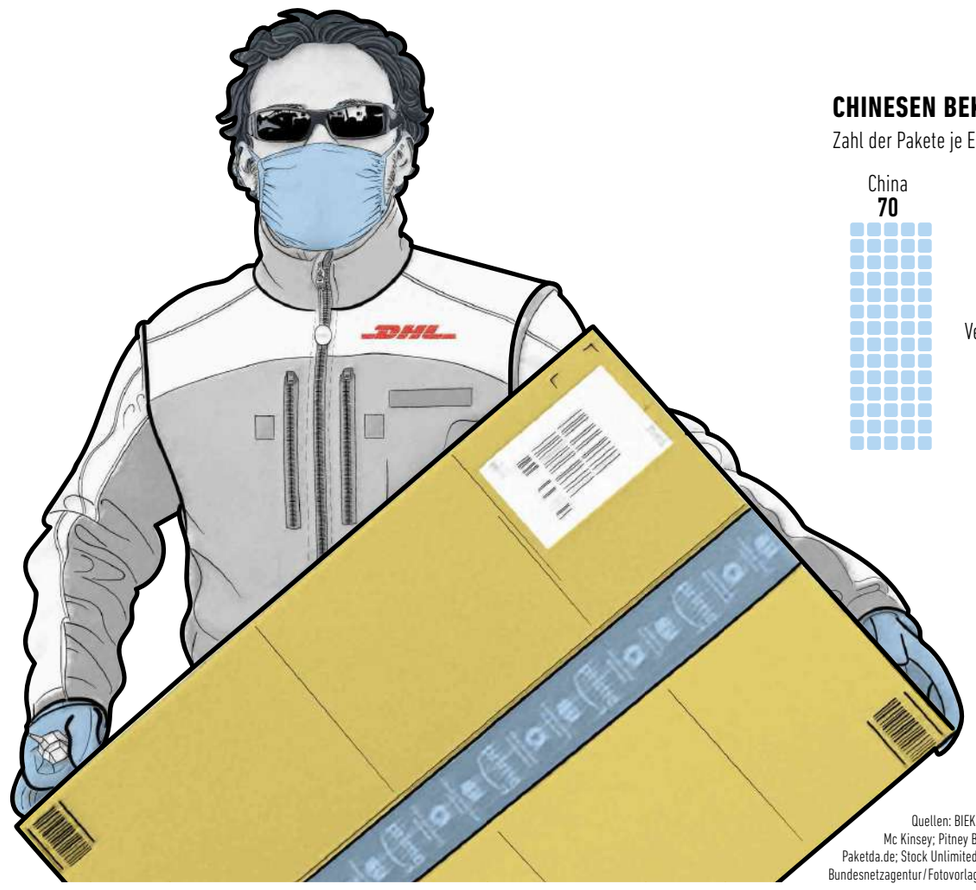
DEZEMBER	
16.	Briefe ins europäische Ausland
17.	
18.	
19.	Pakete Inland (DHL, 12 Uhr)
20.	
21.	Pakete Inland (Hermes, 12 Uhr)
22.	Pakete Inland (GLS); Briefe Inland
23.	
24.	HEILIGABEND

Auswahl bestätigter Versandfristen; ohne Pakete ins Ausland, ohne Express.

Pakete-Wahnsinn

In Deutschland sind noch nie so viele Pakete verschickt worden wie in diesem Jahr. Das Weihnachtsgeschäft bricht alle Rekorde.

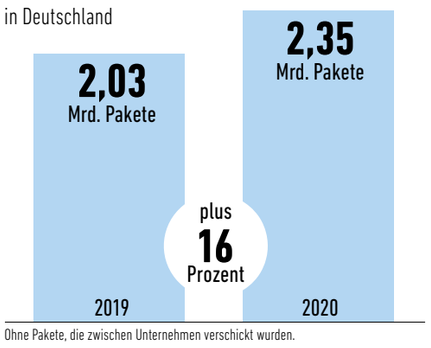
Von Felix Brocker (Grafik) und Dennis Kremer



Quellen: BIEK; Disq; Mc Kinsey; Pitney Bowes; Paketda.de; Stock Unlimited; DHL; Bundesnetzagentur/Fotovorlage Laif

NOCH NIE GAB ES SO VIELE PAKETE

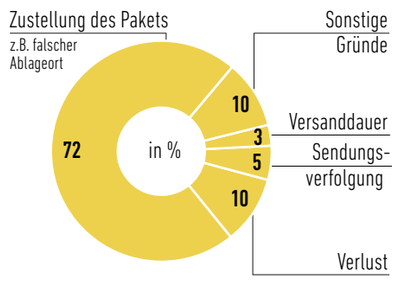
in Deutschland



Ohne Pakete, die zwischen Unternehmen verschickt wurden.

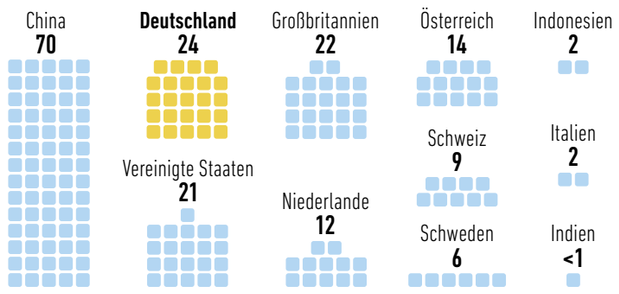
WORÜBER KUNDEN SICH ÄRGERN

Verteilung der Beschwerden im 1. Halbjahr 2020



CHINESEN BEKOMMEN DIE MEISTEN SENDUNGEN

Zahl der Pakete je Einwohner 2019



PAKETDIENSTE IM VERGLEICH

	Versanddauer (Durchschnitt)	Unsachgemäßer Transport	Verpackung beschädigt/verschmutzt
DHL	1,8 Tage	22 %	**22 %**
DPD	2,3 Tage	**17 %**	**17 %**
GLS	**3,9 Tage**	**44 %**	**22 %**
Hermes	3,2 Tage	40 %	20 %
UPS	**1,7 Tage**	**17 %**	**17 %**
Mittelwert	*2,6 Tage*	*28 %*	*20 %*

Disq-Untersuchung 2019.

WELTWEITER PAKETE-VERSAND

Umsatzvolumen 2019

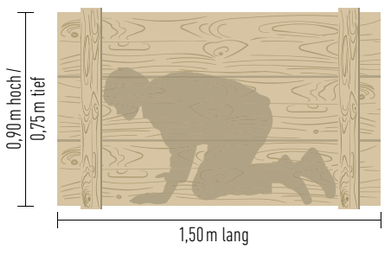
+11 Prozent
Umsatzwachstum 2013–2019 p.a.

103 Mrd.
Pakete 2019

3248
Pakete je Sekunde

DAS VERRÜCKTESTE PAKET

Ein Australier verschickte sich 1964 selbst in einer Holzkiste, weil er kein Geld für ein Flugticket hatte. Er war von London nach Perth 63 Stunden unterwegs.



FRAG DEN MOHR

Darf ich schenken, was ich will?

Von Daniel Mohr

Selbstverständlich nicht. Wie es sich für eine Bürokratie gehört, ist alles geregelt. Hintergedanke ist, dass ein Geschenk nicht nur von Herzen und aus Liebe und Dankbarkeit gemacht werden könnte, sondern aus kühler Berechnung. Wer der Lehrerin etwas schenkt, könnte auf bessere Noten für die Kinder hoffen – und beim Handwerker darauf, dass dieser sich nächstes Mal mehr Mühe mit dem Abflussrohr gibt.

Schauen wir in das Bundesbeamtengesetz, Paragraph 71: „Verbot der Annahme von Belohnungen, Geschenken und sonstigen Vorteilen“. Ausnahmen bedürfen der Zustimmung der obersten Dienstbehörde. Also bitte an höchster Stelle kundig machen, bevor Sie den Lehrer Ihrer Kinder in die Bredouille bringen. Es soll jeder Interessenkonflikt vermieden werden. Ähnliche Regelungen gibt es auch in den Tarifverträgen des öffentlichen Dienstes, aber auch in der Privatwirtschaft. Der Übergang vom Geschenk zur Bestechung ist fließend. Jeder sollte sich daher am besten selbst informieren, welche Geschenke er annehmen darf und welche nicht. Oft gilt allerdings der Grundsatz, dass Geschenke bis zu einem Wert von 25 Euro stillschweigend geduldet werden. Sie gelten als „reine Aufmerksamkeit“. Für Geschenke an Freunde und Verwandte ist der Rahmen großzügiger. „Übliche Gelegenheitsgeschenke“ sind unbedenklich. Steuerlich relevant wird es erst, wenn die Freibeträge für Schenkungen überschritten werden. 500 000 Euro binnen zehn Jahren sind für den Ehepartner steuerfrei, 400 000 Euro je Kind, in der Regel 200 000 Euro je Enkel und für alle anderen Verwandten und Nichtverwandten je 20 000 Euro.

Gleichmäßiges Beschenken der Verwandtschaft ist nicht nötig. Hier darf ganz nach individuellen Vorlieben differenziert werden. Im Zweifel schaut sich das Sozialamt die Sache genauer an. Verarmt der Schenker, kann das Amt größere Geschenke der letzten zehn Jahre zurückfordern. Sich arm schenken und dann das Pflegeheim vom Staat bezahlen lassen, soll so verhindert werden.

Haben Sie Fragen rund um das Thema Geld? Gerne an unseren Redakteur Daniel Mohr unter fragdenmohr@faz.de

„Offline ist der Autokauf lästig“

Auto 1 ist der größte Autohändler Europas und verkauft Gebrauchtwagen übers Netz. Der Chef Christian Bertermann flirtet mit der Börse.

Herr Bertermann, Sie liefern Gebrauchtwagen direkt nach Hause. Ich sehe hier aber immer nur DHL-Boten ohne Auto im Gepäck. Was läuft schief?

Wir hoffen, dass unsere Trucks in den nächsten Jahren immer mehr zum Straßenbild gehören werden. Bisher haben wir erst eine Handvoll davon auf den Straßen, aber wir haben diese Woche 90 weitere geordert. 250 sind geplant. Das soll das Symbol von „Autohero“ werden.

Als Symbol für was?

Für die digitale Art des Autokaufens. Die Trucks haben Glaswände. Da kann jeder sehen, was drin ist und dass Ihnen ein Auto vor die Haustür geliefert wird. Je mehr Sie von diesen Trucks sehen, desto stärker werden wir die Kundengruppen aktivieren können, die sagen: Hey – es gibt eine echte Alternative zum Offline-Kauf von Gebrauchtwagen.

Sind die Kunden wirklich bereit, nur auf Basis von Bildern im Internet ein Auto zu kaufen, ohne es je in echt gesehen zu haben?

Ja, unbedingt. Unsere eigenen Erhebungen zeigen, dass 45 Prozent der potentiellen Autokäufer erwägen, ein Auto komplett online zu kaufen. Es gibt sehr viele Leute, die ein Interesse daran haben, gerade jüngere Kunden. Die finden den Autokauf offline bisher ziemlich lästig. Sie müssen sich als Käufer um alles kümmern, oft weit fahren, um ihr Wunschauto abzuholen, An- und Abmeldung selbst erledigen. Das übernehmen wir alles für die Kunden.

Warum machen das dann nicht mehr Autokäufer bei Ihnen?

Das machen immer mehr. Dieses Jahr werden wir bei Autohero vermutlich schon in Richtung 10 000 ausgelieferte Autos gehen. Das ist eine klare Steigerung im Vergleich zum letzten Jahr.

Bei sieben Millionen Gebrauchtwagentransaktionen in Deutschland im Jahr.

Der Grund, dass es noch nicht öfter online passiert, ist weniger, dass die Kunden es nicht wollen. Aber Sie brauchen erst mal ein unglaubliches Logistiknetzwerk, um deutschlandweit oder europaweit ausliefern zu können, und Sie brauchen ein riesiges Angebot. Und dann müssen Sie es schaffen, die Autos online besser zu präsentieren, als Sie das auf einer Fahrzeugbörse im Moment machen.

Was muss sich ändern?

Um das Vertrauen der Kunden zu gewinnen, müssen Sie die Fahrzeuge so detailliert wie möglich darstellen. Mit Innenraumvideos zum Beispiel. Man muss jeden Kratzer sehen können. Der Kunde muss am Ende genau das bekommen, was er erwartet. Daran arbeiten wir.

Wie sind die ersten Erfahrungen?

Sehr gut. Die Retourenquote liegt bei uns derzeit unter vier Prozent. Das ist ein ganz anderes Geschäft als zum Beispiel Schuhe: Sie bestellen sich ja nicht zwei Autos zur Auswahl und schicken dann eins wieder zurück.

Sie haben vergangenes Jahr mehr als 600 000 gebrauchte Autos ge- und verkauft mit einem Umsatz von 3,5 Milliarden Euro, so viel wie niemand sonst in Europa. Die wenigsten davon aber rein digital, sondern immer erst nach Ansicht. Vertrauen Sie Ihrem Algorithmus nicht?

Wir dachten anfangs nicht, dass der Kunde die Lust hat, alle Details einzugeben, die wir brauchen, um sein Auto exakt bewerten zu können. Aber das wird immer besser, und das ist super, denn so können wir dem Verkäufer einen verbindlichen Angebotspreis online machen. An unseren mehr als 400 Annahmestationen in Europa muss unser Personal dann nur kurz schauen, ob das Auto wirklich dem entspricht, was online eingegeben wurde.

Und dann zahlen Sie dem Kunden zehn Prozent weniger, oder was ist üblich?

Zehn Prozent? Da würden die Kunden ja richtig sauer sein. Das muss genauer sein, und das schafft der Algorithmus auch.

Und dann kriegt der Kunde sein Bündel Scheine und ist zufrieden?

Nein, es gibt nirgendwo Bargeld bei uns. Darauf haben wir von Anfang an Wert gelegt. Die Kunden bekommen ihr Geld am nächsten Tag, wenn sie ihren Wagen an uns verkaufen, und sie müssen vorher bezahlen, wenn wir einen Wagen liefern. Sie haben aber 14 Tage Rückgaberecht mit Geld-zurück-Garantie.

Der Autohandel ist sehr fragmentiert.

Das ist so. Der weltgrößte Autohändler in Amerika kommt nicht einmal auf zwei Prozent Marktanteil. Aber wir sind überzeugt, dass man mit einer bekannten Online-Marke den Marktanteil schnell erhöhen kann, wenn man den gesamten Prozess digitalisiert und in der Lage ist, überallhin schnell zu liefern.

Das kostet Geld. Soll ein Börsengang für das nötige Kapital und die Bekanntheit sorgen?

Das kann ich nicht kommentieren. Aber wir haben dieses Jahr mit einer Wandelanleihe 255 Millionen Euro an frischem Kapital eingenommen und haben im dritten Quartal einen operativen Gewinn erzielt. Zusammengenommen ist das eine sehr gute Ausgangsbasis, um mit Autohero den Online-Verkauf an Privatkunden weiter ausbauen zu können.

Würden Sie sich an der Börse eher als Tech-Unternehmen oder als Logistiker sehen, mit großen Parkplätzen voll alter Autos, die Sie quer durch Europa transportieren?

Wir haben uns unsere Position nur dadurch erarbeiten können, dass wir ein Tech-Unternehmen sind und auch genau so denken. Sie müssen in der Lage sein, Autos exakt zu bepreisen. Millionenfach. Das kann keiner aus dem Kopf. Das geht nur durch Technologie. Der Großteil unserer 4000 Mitarbeiter ist heute in der Softwareentwicklung tätig und die meisten davon in unserer Zentrale in Berlin.

Angenommen, es gäbe nächstes Jahr eine Auto-1-Aktie an der Frankfurter Börse. Warum sollte man die kaufen?

Ich würde sie kaufen! Weil die Wachstumsaussichten echt gut sind, und ich finde auch unsere Geschäftsstrategie gut.

Im dritten Quartal ist der Umsatz zum Vorjahr um 18 Prozent auf 770 Millionen Euro geschrumpft.

Wir mussten im zweiten Quartal zeitweise dichtmachen. Durch Corona wurden in vielen Ländern die Zulassungsbehörden geschlossen. Da die Zulassung in den allermeisten Fällen noch nicht digital geht, stand der Markt still.

Bald gibt es wieder Wachstum?

Ja, davon gehen wir aus. Wir sind eine Wachstumsfirma, und wir wachsen auch weiter stark. Der Gebrauchtwagenmarkt in der EU ist riesig, mit rund 600 Milliarden Euro Transaktionsvolumen im Jahr in den Ländern, in denen wir tätig sind. Und wir schätzen, bisher nicht einmal ein Prozent Marktanteil daran zu haben. Ich will zusammen mit dem gesamten Team hier weiter hart daran arbeiten, die Leute zu überzeugen, dass der Gebrauchtwagenkauf online viel besser funktioniert als offline.

Das Gespräch führte Daniel Mohr.

Christian Bertermann, 36, Gründer von wirkaufendeinauto.de und Auto 1 Foto Auto 1

Airbnb macht irre

VON THOMAS KLEMM

Anleger lieben schöne Geschichten, zumal von Unternehmen, die an die Börse gehen. Und tolle Storys hat es in diesem Jahr, das weltweit trotz Corona-Krise eine so hohe Zahl an Börsengängen verzeichnet wie seit der Jahrtausendwende nicht, einige gegeben. Vor allem der Zimmervermittler Airbnb hat am Donnerstag viele Anleger überzeugt, dass er kein Verlierer der Corona-Reisebeschränkungen sei, sondern dass er für die Freizügigkeit der Zukunft stehe: Wenn die Pandemie überstanden ist, werden Menschen wie verrückt verreisen oder eine Weile woanders arbeiten wollen und für ihr Homeoffice in der Ferne Unterkünfte benötigen.

Dass dieser Geschichte so viele Anleger glauben und den zweimal erhöhten Ausgabepreis am ersten Handelstag um 113 Prozent in die Höhe treiben, spricht für einen Kaufrausch, in dem der hippe Name der Firma offenbar wichtiger ist als die Geschäftszahlen. Dass Airbnb zuletzt Gewinn gemacht hat, lag mehr an Einsparungen als am guten Geschäft.

Zur Börsen-Übertreibung des Jahres konnte es kommen, weil professionelle Investoren viel Geld zur Verfügung und junge Privatanleger das Zocken auf Trading-Apps für sich entdeckt haben. Das zeigte sich auch am Mittwoch, als der Essenslieferant Door Dash mit seinem Börsengang 3,4 Milliarden Dollar erlöste und mit einem Kursplus von 86 Prozent abschloss. Airbnb nahm sogar 3,5 Milliarden Dollar ein und kam schnell auf einen Börsenwert von mehr als 100 Milliarden Dollar. Manche Experten sehen sich bestätigt, dass an den Börsen eine Tech-Blase entsteht.

Ausgeblendet werden die Geschäftsrisiken von Airbnb bei Angebot und Nachfrage. Zum einen schränken Städte vermehrt die Wohnungsvermittlungen ein. Zum anderen haben Urlauber nach Corona womöglich viel weniger Lust auf Apartments, sondern wollen lieber unter viele Leute kommen und buchen Hotels mit allem Pipapo.

Wer sich dennoch von Airbnb betören lässt und die Aktie ins Depot legen will, sollte auf Kursrückschläge warten. Sie werden kommen, eher früher als später.

Echte Liebe: Gelsenkirchen, die Stadt, die weit weniger Menschen kennen als Schalke 04, hat die Krise besonders hart getroffen. Fotos Leopold Zaak (2), privat

Am Abgrund

In der gebeutelten Stadt Gelsenkirchen konnten die Menschen lange wenigstens auf ihren Verein stolz sein. Nun ist Schalke 04 ein Abstiegskandidat und Lachnummer der Fußball-Republik. Über eine Stadt und ihren zerbrechenden Verein.

Von Leopold Zaak und Nico Horn, Gelsenkirchen

Stefan Barta schaut auf das alte Schalke. Auf das Stadion, in dem die Schalker Eurofighter in der Saison 1996/97 alle Uefa-Pokalspiele gewannen. In dem sie 2001 für vier Minuten Meister waren. Hinterher nur Deutschlands Meister der Herzen, aber immerhin. Heute sind sie Deutschlands Lachnummer. Stefan Barta guckt auf das, was vom Parkstadion noch übrig ist, vom alten Schalke. Ein Flutlichtmast und die Gegengerade stehen noch, den Rest haben sie abgerissen. Den Flutlichtmast hat der Hardcore-Fan Barta als Bildschirmhintergrund auf seinem Handy. Von der alten Tribüne schaut er rüber zum neuen Schalke, der Veltins-Arena. „Das ist der Kommerz“, sagt Barta. Das Parkstadion ist Herz. Barta sagt: „Es fühlt sich an, wie auf den Friedhof zu gehen. Zum Familiengrab.“

Stefan Barta hat Bücher geschrieben über Schalke 04. Kaum einer beschäftigt sich so intensiv mit dem Verein wie er. Im Sommer hat er in der Gegend ums Stadion eine Demo gegen Clemens Tönnies organisiert. „Schalke ist kein Schlachthof“ war der Slogan. Drei Tage später trat Tönnies als Aufsichtsratsvorsitzender von Schalke 04 zurück.

Barta sagt, er habe sich von seinem Verein distanziert. „Ich bin da längst nicht mehr so tief drin wie früher.“ Aber um sein Schalke zu zeigen, nimmt er sich sechs Stunden Zeit. Er trägt ein blaues Hemd, blaue Shorts, blaue Schuhe. An der Tramstation „Arena“ zeigen Tafeln die Fahrtrichtung an. „Direction Main Station“ steht auf einer. „Die können sie jetzt abhängen“, sagt Barta, wann wird Schalke schon noch mal international spielen? Ironie aus Selbstschutz. Das ist Bartas Umgang mit der Lage.

Die Lage? 26 Spiele ohne Sieg in der Bundesliga. 26 Spiele, das ist bald eine ganze sieglose Saison. Schon die Rückrunde nach der Corona-Pause war schlimm, es war die schlechteste der Vereinsgeschichte. Manche hatten die Hoffnung, dass es in der neuen Saison besser würde. Aber es wurde nichts besser. Das erste Spiel verlor Schalke in der leeren Allianz Arena gegen die Bayern 0:8. Jetzt steht S04 abgeschlagen auf dem letzten Tabellenplatz und wirkt auch abseits vom Sportlichen wie ein Verein, der gerade zerbricht. Am vergangenen Wochenende verlor der Klub 0:3 gegen Leverkusen, an diesem Sonntag (Anpfiff 15.30 Uhr) muss Schalke in Augsburg antreten. Aber woraus sollen die Anhänger noch Hoffnung schöpfen? Bei bisher 10 Spielen, 6:31 Toren und nur drei Unentschieden? Was, wenn Schalke wirklich absteigt? Schalke hat schon jetzt mehr als 200 Millionen Euro Schulden. Das Land Nordrhein-Westfalen musste bürgen, damit der Verein neue Schulden aufnehmen durfte. Wenn es ganz schlimm kommt, geht Schalke 04 pleite.

In Gelsenkirchen würde das nicht einfach nur bedeuten, dass die Stadt keinen Erstligaklub mehr hat. Es geht um mehr.

Rückblick auf den Sommer 2020, als sich beobachten ließ, wie es ist, wenn die Fans fehlen. Wenn der Fußball nicht länger alle zwei Wochen einen Stadtteil belebt, in dem sonst nichts Vergleichbares los ist. Fußball gab es wieder, aber nur ohne Fans. Gelsenkirchen, die Stadt, die weit weniger Menschen kennen als Schalke 04, hat das besonders hart getroffen.

Hardcore-Fan: Stefan Barta hat Bücher über Schalke geschrieben und die Anti-Tönnies-Demo organisiert.

Fahrt mit Stefan Barta auf die Schalker Meile. Auf diesem Abschnitt der Kurt-Schumacher-Straße, der zu Parkstadion und Arena führt, gibt es nur eins: Schalke 04; und ein gelbes Haus, aber das muss ein schlechter Witz sein. Im März haben auf der Schalker Meile die Kneipen und Läden zugemacht, und manche bisher nicht wieder auf. Es gibt sie nur, weil es Schalke gibt.

Neben Mike Büskens geht das Fenster zu. Eine Frau verschwindet hinter einem Vorhang, als wolle sie das Offensichtliche noch extra betonen: Die Schotten sind dicht, nichts los hier. Pandemiesommer 2020. „Echte Fans essen hier“, steht über dem Schalker Grill Eck. Aber heute isst hier niemand, die Theke ist geputzt, die Auslage leer. Die Blauweiße Fahrschule: zu. Die Auf-Schalke-Bar: auch zu. Auf der roten Backsteinwand über der Bar stehen in weißer Schrift die Spielernamen der Europapokalsieger von 1997. Anderbrügge. Thon. Eigenrauch. Und Büskens natürlich. Stefan Barta steht dort, schaut die Fassade hoch und sagt: „Schalke ist das Einzige, worauf hier viele Menschen noch stolz sind.“ Er meint den Verein, nicht den Stadtteil.

Barta weiß, dass es hier auch anders aussehen kann, lebendiger. Spielt S04, ist die Schalker Meile voll. Menschen in königsblauen Trikots stehen dann vor den Fankneipen und trinken Pils, essen Currywurst. An den Häusern hängen Porträts von ehemaligen Spielern in silbernen Rahmen. Auf einer Wand steht: „Wir sind stolz auf unser Team.“ Abends, wenn es dunkel wird, leuchten die Straßenlaternen blau.

Spielt Schalke nicht, ist auch nichts los. 40 000 Autos rauschen täglich an Schalke vorbei.

Sven Schneider schaut aus dem Fenster seines Fanladens auf die Schalker Meile. Er sagt: „Wenn man sich das mal anguckt, so richtig schön ist das nicht. Da fragt man sich: Was machen wir hier eigentlich, wenn es Schalke nicht mehr gibt?“

Schneider ist Vorsitzender der Schalker Faninitiative gegen Rassismus. Er hatte schon einmal Angst um seinen Verein. Als Schalke 1989 gegen Blau Weiß 90 Berlin gegen den Abstieg in die Dritte Liga spielt, steht er mit 60 000 anderen im Parkstadion. Zusammen brüllen sie den Absturz weg. S04 gewinnt 4:1 und bleibt drin.

Schneider engagiert sich gegen Rassismus in einer Stadt, in der vieles kompliziert ist. Jeder Zweite hier hat eine Einwanderungsgeschichte. Gleichzeitig wurde die AfD bei den Kommunalwahlen im September drittstärkste Kraft. Schneider geht es nicht um einzelne Wahlen, es

Auch politisch aktiv: Sven Schneider ist Vorsitzender der Schalker Faninitiative gegen Rassismus.

geht ihm um Grundsätzliches. „Wir sind gar nicht so sehr politisch. Wir sind einfach Fußballfans, die ihre Moral nicht am Stadiontor abgeben“, sagt er. Bei der Gründung der Initiative waren rassistische Rufe von Fußballtribünen noch Alltag. Als 1993 bei dem Brandanschlag in Solingen fünf türkische Menschen verbrennen, wird kurze Zeit später einer der Täter festgenommen. Er kommt gerade vom Auswärtsspiel in Köln, komplett gekleidet in die blau-weiße Fankluft von Schalke 04.

Inzwischen hat der Verein auf Druck der Faninitiative einen Antirassismus-Paragraphen in der Satzung stehen. Anders als die Südtribüne in Dortmund hat die organisierte Fanszene in der Veltins-Arena kein massives Problem mit rechts. „Unsere Kurve ist nazifrei“, sagt Sven Schneider. Heute sieht er die Aufgabe der Faninitiative vor allem darin, den gesellschaftlichen Zusammenhalt im Viertel zu stärken. „Kirche, Parteien, Vereine, das alles spielt hier keine große Rolle mehr. Schalke 04 ist hier das letzte soziale Band, das Schalke noch zusammenhält.“

Am südlichen Ende der Schalker Meile steht die Berliner Brücke. Grauer, vierspuriger Beton und in der Mitte zwei Schienen für die Tram. Sven Schneider steht am Scheitel der Brücke und sagt: „Das ist eines der baulichen Verbrechen, die hier in den 60er Jahren begangen wurden.“ Die Brücke geht über den Schalker Markt, der früher das Zentrum des einst stolzen Stadtteils war. Glaubt man der Legende, trafen sich dort die ersten jungen Fußballer, die noch nicht ahnten, dass aus ihrem losen Zusammenschluss „Westfalia Schalke“ mal der zweitgrößte Fußballverein Deutschlands werden sollte. 1963 zog die Stadt einen Strich über den Stadtplan und baute die Berliner Brücke über den Schalker Markt. Infrastrukturverbesserung. Die Brücke sollte Schalke mit dem restlichen Stadtgebiet verbinden. „Tatsächlich hat die Brücke Schalke getrennt“, sagt Schneider. Aus dem Marktplatz wurde ein Parkplatz. Die Menschen kamen jetzt zwar schneller zur Arbeit, aber nicht mehr zusammen.

Inzwischen ist auch die Arbeit weggefallen. Im August waren 21 000 Menschen arbeitslos, 16 Prozent. Seit dem Ende des Bergbaus ist hier nicht viel geblieben. Zwei von drei Kindern wachsen in Armut auf. Leerstehende Läden, kaputte Häuser. Seit dem Ende der Schwerindustrie gibt es nicht mehr viel, auf das die 260 000 Einwohner Gelsenkirchens stolz sein könnten. Viele haben das Gefühl, dass sie irgendwann vergessen wurden. Aber wenigstens machte sie Schalke stolz.

„Es gibt auch andere Sachen hier“, sagt Schneider. Es gibt zum Beispiel das Musiktheater, ein Veranstaltungshaus, das mit seinen 1300 Plätzen für eine Stadt wie Gelsenkirchen sehr großzügig ist. Und es gibt Zoom, den Zoo, der früher mal Ruhr-Zoo hieß und im Jahr 2000 ein paar Tüpfelhyänen und zwei Löwen bekommen hat. „Aber Schalke überstrahlt halt alles“, sagt Schneider.

Fußball war schon immer auch dafür da, um vom Alltag abzulenken. Wenige Stunden nach den Anschlägen vom 11. September 2001 spielte Schalke in der Champions League, und 50 000 Menschen lenkten sich schweigend davon ab, dass sich die Welt gerade ändert. Als die Bundesliga im Mai wieder startete, während fast alles andere wegen der

Fortsetzung auf der folgenden Seite

Bonus-Siege für Löw

VON MICHAEL HORENI

Auch wenn man es kaum glauben mag: Zum Jahresende 2020 gibt es auch gute Nachrichten im deutschen Fußball. Zum ersten Mal seit der Saison 2014/15 haben alle vier Bundesligaklubs das Achtelfinale in der Champions League erreicht, dazu beide deutschen Teilnehmer die K.-o.-Runde in der Europa League: ein Topergebnis.

Damals war in Deutschland noch von der Weltmeister-Liga die Rede. Die Erfolge der Bundesligaklubs und der Nationalelf wurden in einem Atemzug genannt. Zu dieser Erzählung, wonach eine starke Liga die Basis einer starken Nationalelf sei, gehörte auch das Finale der Champions League 2013 zwischen dem FC Bayern und Dortmund – auch wenn damals schon die Stars Lewandowski, Robben und Ribéry nicht für Deutschland spielen durften.

Heute jedoch fällt die Diskrepanz zwischen dem Hoch der Liga und dem Tief der Nationalelf ins Auge. Die sucht im dritten Jahr nach Anschluss an die Weltspitze und hat sich mit einem 0:6 gegen Spanien ins EM-Jahr verabschiedet. Flick, der als Bayern-Trainer und Löws Assistent beim WM-Sieg beide Seiten so gut wie kaum ein anderer Fußballlehrer kennt, lobt den Aufschwung der Klubs ohne Wenn und Aber: „Man kann sagen, dass wir in Deutschland und der Bundesliga enorm an Qualität dazugewonnen haben.“ Und dass diese guten Auftritte hilfreich für Löw sein könnten. Doch als Nationaltrainer sei man selbstverständlich darauf angewiesen, so Flick, wie viele deutsche Spieler tatsächlich zum Einsatz kämen.

Das lässt sich leicht herausfinden. Die Bayern stellen sechs Stammspieler für die Nationalelf (Neuer, Süle, Kimmich, Goretzka, Gnabry und Sané) – Müller und Boateng könnte man sich dazudenken. In Leipzig gehören Halstenberg und Klostermann, wenn sie gesund sind, zum Stammpersonal. In Mönchengladbach Ginter und Neuhaus. In Dortmund die derzeit schwächelnden Brandt und Reus – dort kann man sich Hummels dazudenken. Und bei den anderen europäischen Klubs, die ebenfalls das Achtelfinale erreicht haben, gehören Kroos (Real Madrid), Gündogan (Manchester City), ter Stegen (Barcelona) sowie Werner und Havertz (Chelsea) zu den Stammkräften – was man über Rüdiger (Chelsea) sowie Kehrer und Draxler (Paris) nicht sagen kann. Aber auch ohne dieses Trio kommt man auf 15, 16, 17 Nationalspieler, die regelmäßig in der Königsklasse spielen. Dazu die drei Weltmeister im Wartestand. Aus diesen Möglichkeiten ließe sich bei der EM viel machen, so viel ist sicher. Mehr allerdings auch nicht in diesen trüben Tagen rund um die Nationalelf.

Geiger fliegt allen davon

Planica (dpa). Karl Geiger ist Skiflug-Weltmeister. Der 27 Jahre alte Oberstdorfer setzte sich bei den Titelkämpfen in Slowenien vor dem Norweger Halvor Egner Granerud und seinem deutschen Teamkollegen Markus Eisenbichler durch. Für Geiger ist es der erste Einzeltitel bei einem internationalen Saisonhöhepunkt. 2019 hatte er bei der Nordischen Ski-WM in Seefeld Gold im Team und Mixed-Team gewonnen sowie den zweiten Platz im Einzel von der Großschanze belegt. In Planica bezwang er die Konkurrenz mit Flügen auf 241 und 223,5 Meter am Freitag und 240,5 sowie 231,5 Meter im Finale am Samstag. Für den Deutschen Skiverband war es der erste Skiflug-WM-Titel seit Severin Freund 2014.

BUNDESLIGA

VfL Wolfsburg – Eintracht Frankfurt	2:1
Borussia Dortmund – VfB Stuttgart	1:5
RB Leipzig – Werder Bremen	2:0
SC Freiburg – Arminia Bielefeld	2:0
FSV Mainz 05 – 1. FC Köln	0:1
Borussia Mönchengladbach – Hertha BSC	1:1
Union Berlin – Bayern München	1:1
FC Augsburg – FC Schalke 04	So., 15.30 Uhr
Bayer Leverkusen – TSG 1899 Hoffenheim	So., 18.00 Uhr

	Verein	S.	g.	u.	v.	Tore	P
1	**Bayern München**	11	7	3	1	35:17	**24**
2	**RB Leipzig**	11	7	3	1	23:9	**24**
3	**Bayer Leverkusen**	10	6	4	0	19:9	**22**
4	**VfL Wolfsburg**	11	5	6	0	18:11	**21**
5	**Borussia Dortmund**	11	6	1	4	23:15	**19**
6	**VfB Stuttgart**	11	4	5	2	24:17	**17**
7	**Mönchengladbach**	11	4	5	2	20:17	**17**
8	**Union Berlin**	10	4	4	2	22:14	**16**
9	**Eintracht Frankfurt**	11	2	7	2	16:19	**13**
10	**TSG 1899 Hoffenheim**	10	3	3	4	18:17	**12**
11	**Hertha BSC**	11	3	3	5	19:20	**12**
12	**FC Augsburg**	10	3	3	4	12:15	**12**
13	**Werder Bremen**	11	2	5	4	14:19	**11**
14	**SC Freiburg**	11	2	5	4	14:22	**11**
15	**1. FC Köln**	11	2	4	5	13:17	**10**
16	**Arminia Bielefeld**	11	2	1	8	8:22	**7**
17	**FSV Mainz 05**	11	1	2	8	12:25	**5**
18	**FC Schalke 04**	10	0	3	7	6:31	**3**

Champions League · Europa League · Europa-Conference-League-Play-offs · Relegation · Absteiger

Nächste Spiele: Dienstag, 15. Dezember, Frankfurt – Mönchengladbach (18.30 Uhr), Hertha – Mainz, Bremen – Dortmund, Stuttgart – Union Berlin (alle 20.30 Uhr), Mittwoch, 16. Dezember, Schalke – Freiburg (18.30 Uhr), München – Wolfsburg, Köln – Leverkusen, Bielefeld – Augsburg, Hoffenheim – Leipzig (alle 20.30 Uhr).

ZWEITE BUNDESLIGA

VfL Bochum – SC Paderborn	3:0
SV Sandhausen – SpVgg Greuther Fürth	0:3
1. FC Heidenheim – Hannover 96	1:0
Darmstadt 98 – Hamburger SV	1:2
Jahn Regensburg – Holstein Kiel	2:3
FC St. Pauli – Erzgebirge Aue	So., 13.30 Uhr
Karlsruher SC – Fortuna Düsseldorf	So., 13.30 Uhr
1. FC Nürnberg – Würzburger Kickers	So., 13.30 Uhr
Eintracht Braunschweig – VfL Osnabrück	So., 13.30 Uhr

	Verein	S.	g.	u.	v.	Tore	P
1	**Holstein Kiel**	11	6	4	1	19:11	**22**
2	**Greuther Fürth**	11	6	3	2	22:11	**21**
3	**VfL Bochum**	11	6	2	3	21:12	**20**
4	**Hamburger SV**	11	6	2	3	21:16	**20**
5	**1. FC Heidenheim**	11	5	3	3	17:13	**18**
6	**Karlsruher SC**	10	5	1	4	16:11	**16**
7	**VfL Osnabrück**	10	4	4	2	14:13	**16**
8	**Erzgebirge Aue**	10	4	3	3	14:11	**15**
9	**Jahn Regensburg**	11	4	3	4	17:17	**15**
10	**SC Paderborn**	11	4	2	5	14:13	**14**
11	**Fortuna Düsseldorf**	10	4	2	4	11:17	**14**
12	**1. FC Nürnberg**	10	3	4	3	18:15	**13**
13	**Hannover 96**	11	4	1	6	13:14	**13**
14	**Darmstadt 98**	11	3	3	5	19:23	**12**
15	**SV Sandhausen**	11	3	2	6	12:21	**11**
16	**Eintr. Braunschweig**	10	3	2	5	11:22	**11**
17	**FC St. Pauli**	10	1	4	5	13:19	**7**
18	**Würzburger Kickers**	10	1	1	8	11:24	**4**

Aufstiegsplätze · Relegation · Abstiegsplätze

Nächste Spiele: Dienstag, 15. Dezember, Heidenheim – Jahn Regensburg (18.30 Uhr), Hamburger SV – Sandhausen, Hannover – Bochum, Fürth – Darmstadt (alle 20.30 Uhr), Mittwoch, 16. Dezember, Düsseldorf – Osnabrück (18.30 Uhr), Paderborn – Braunschweig, Kiel – Nürnberg, Würzburg – St. Pauli (20.30 Uhr), Donnerstag, 17. Dezember, Aue – Karlsruhe (20.30 Uhr).

SPIELE IN KÜRZE

Der 1. FC Köln hat im Kellerduell der Karnevalsvereine wichtige Punkte im Kampf gegen den Abstieg geholt. Das Team von Trainer Markus Gisdol siegte am elften Spieltag beim FSV Mainz 1:0. Mit nun zehn Punkten liegt der FC bereits fünf Zähler vor den Mainzern. In einem über weite Strecken unspektakulären Spiel traf Elvis Rexhbecaj (55.) für die Kölner jubeln, die erstmals seit März drei Bundesligaspiele in Serie ohne Niederlage überstanden. In der Schlussphase musste Köln nach der Gelb-Roten Karte für Ondrej Duda wegen wiederholten Foulspiels (76.) mit zehn Spielern auskommen. *sid*

Dem SC Freiburg hat nach neun sieglosen Partien in Serie wieder gewonnen. Dank eines von Vincenzo Grifo verwandelten Foulelfmeters in der 79. Minute und eines Joker-Tors von Woo-yeong Jeong (90.+2) siegten die Breisgauer 2:0 gegen Aufsteiger Arminia Bielefeld und schafften dadurch im sechsten Anlauf ihren ersten Heimsieg in dieser Saison. *dpa*

Borussia Mönchengladbach ist nach dem erstmaligen Sprung ins Achtelfinale der Champions League mit einem 1:1 im Heimspiel gegen Hertha BSC Berlin nur mühsam in den Bundesliga-Alltag zurückgekehrt. Breel Embolo (70.) rettete den Gladbachern 65 Stunden nach dem Weiterkommen bei Real Madrid einen Punkt, nachdem die Berliner durch die Arsenal-Leihgabe Mattéo Guendouzi (47.) in Führung gegangen waren. *dpa*

Einer gegen vier: Silas Wamangituka trifft mit dem rechten Außenrist zum 2:1 für den VfB. Foto EPA

Dortmunder Desaster

Beim 1:5 gegen den VfB Stuttgart bricht der BVB in sich zusammen. Aus Titelträumen werden Krisensymptome.

Von Daniel Theweleit, Dortmund

Schon den ganzen Monat Dezember führt Borussia Dortmund einen Tanz auf dem Grat zwischen einer insgesamt dann doch wärmenden Vorweihnachtszeit und einem bedrückenden Krisengefühl auf. Die Ergebnisse in der Bundesliga waren wechselhaft, aber die Konkurrenz enteilte nicht. Die Auftritte in der Champions League wirkten mühsam, aber der BVB ist als Gruppenerster ins Achtelfinale eingezogen. Beim 1:5 gegen den VfB Stuttgart stürzten sie nun krachend hinab in die Krise. Der Aufsteiger hätte am Samstagnachmittag mit etwas mehr Konsequenz im Torabschluss auch acht oder neun Tore schießen können, der BVB war geradezu auseinandergefallen.

Über die gesamten 90 Minuten waren die Stuttgarter wacher, energischer, sie gewannen wichtige Zweikämpfe im Mittelfeld und hatten bereits in der ersten Viertelstunde drei gute Möglichkeiten. Dortmunds Torhüter Roman Bürki aber hielt einen schönen Fernschuss von Wataru Endo (3.) und einen gefährlichen Freistoß von Borna Sosa (7.). Die größte Möglichkeit dieser Anfangsphase vergab jedoch Tanguy Coulibaly, der nach einem Fehlpass von Raphael Guerreiro am Fünfmeterraum zum Abschluss kam, das Tor jedoch verfehlte (13.). Der VfB spielte hervorragend: mit Mut, Zweikampfstärke, aber auch taktisch klug.

Für den BVB werden gerade die Heimspiele vor komplett leeren Rängen zu einem Problem. Sechs von acht Partien, in denen gar keine Zuschauer zugelassen waren, haben die einstmals so heimstarken Dortmunder mittlerweile im eigenen Stadion verloren, zuletzt blieben sie gegen den 1. FC Köln ohne Punkte, und nun waren sie das deutlich unterlegene Team gegen den Aufsteiger.

Völlig verdient gingen die Schwaben daher nach 27 Minuten in Führung, Silas Wamangituka hatte einen Foulelfmeter (Emre Can an Mateo Klimowicz) verwandelt. Immer wieder kombinierte der VfB sich scheinbar ungehindert in den Strafraum der trägen Dortmunder, die mal wieder einen dieser Tage hatten, an denen kaum ein Spieler Lust auf die Verteidigungsarbeit zu haben schien. Coulibaly (30), Klimowicz (38.) und Wamangituka (43.) hatten weitere gute Möglichkeiten, während der BVB vor der Pause nur einen wirklich guten Moment herausspielte. Der reichte zum Ausgleich.

Linksverteidiger Guerreiro hatte irgendwann begonnen, sich immer wieder ins Mittelfeldzentrum zu schieben, weil die Stuttgarter seine Seite komplett zustellten. Von hier spielte er nach 39 Minuten einen großartigen Pass auf Giovanni Reyna. Der 18 Jahre alte Amerikaner nahm den Ball brillant in vollem Lauf mit dem linken Fuß an und ließ in einer fließenden Bewegung einen Lupfer in die lange Ecke des Stuttgarter Tores mit dem rechten Fuß folgen. Ein wunderschönes Tor.

Mit viel Glück im eigenen Strafraum und mit seiner besonderen individuellen Klasse hatte sich das Ensemble von Trainer Lucien Favre in die Halbzeit gerettet. Wobei Marco Reus, der in der Sturmspitze spielte, und Jadon Sancho wieder einmal blass geblieben waren und auch die Innenverteidiger Hummels, Akanji sowie Can fehlerhaft spielten. Irgendetwas stimmt derzeit nicht mit dieser Dortmunder Mannschaft, die noch im November dafür gelobt worden war, sich endlich auf einem hohen Niveau stabilisiert zu haben.

Diese Annahme entpuppt sich immer deutlicher als grobe Fehleinschätzung, denn in der zweiten Halbzeit entwickelte sich der VfB endgültig zu dem Team, das sowohl schlauer als auch engagierter spielte. Wamangitukas 1:2 passte bestens zum Spielverlauf. Orel Mangala eroberte den Ball in der Dortmunder Hälfte und spielte den kongolesischen Torjäger an, der Stuttgart wieder in Führung brachte (53.). Nun brach der BVB zusammen. Mit einfachsten Pässen hebelte der Aufsteiger die Abwehr des Titelkandidaten auseinander. Philipp Förster traf zum 1:3 (60.), Coulibaly (63.) und Nicolas Gonzalez (90.) ließen das 1:4 und das 1:5 folgen. Es war ein Zusammenbruch, an dessen Ende keine großen Zweifel mehr daran bestehen können, dass die Dortmunder ein Problem haben, das tiefer sitzt als eine große Müdigkeit und die Formschwächen einzelner Spieler. Der VfB Stuttgart etabliert sich unterdessen in der oberen Tabellenhälfte und steht nur noch zwei Punkte schlechter da als Borussia Dortmund.

Union ärgert die Bayern

Lewandowski rettet beim 1:1 einen Punkt

Berlin (dpa). Der FC Bayern ist haarscharf an einer Niederlage vorbeigeschrammt. Der deutsche Meister kam über ein 1:1 beim 1. FC Union Berlin nicht hinaus. Die Eisernen erspielten sich am Samstagabend sogar die besseren Möglichkeiten und hätten den Münchnern auch alle drei Punkte abknöpfen können. Grischa Prömel brachte die engagierten Berliner schon sehr früh in Führung (4. Minute). Bayerns Toptorjäger Robert Lewandowski glich nach der Pause aus (67.). Das Siegtor schafften die Münchner nicht, sie bleiben aber mit 24 Zählern zunächst Tabellenführer vor dem punktgleichen RB Leipzig. Bayer Leverkusen könnte am Sonntag mit einem Sieg gegen die TSG Hoffenheim allerdings noch vorbeiziehen.

Union überraschte den amtierenden Champions-League-Sieger gleich zum Start. Nach 52 Sekunden tauchte Taiwo Awoniyi allein vor Manuel Neuer auf, mit der Hand lenkte der Nationaltorwart den Ball noch um den Pfosten. Knapp drei Minuten später war nach Ecke von Kapitän Christopher Trimmel Mittelfeldmann Prömel eher als Robert Lewandowski am Ball und köpfte ins lange Eck ein. Für die leichtsinnig operierenden Bayern war es der fünfte 0:1-Rückstand in einem Bundesligaspiel nacheinander, und der Druck auf das Union-Tor wurde erst nach der Pause größer. Nachdem Torwart Luthe noch hervorragend gegen Thomas Müller reagiert hatte (66.), schoss Lewandowski nach schöner Vorarbeit von Kingsley Coman schließlich zu seinem 13. Saisontor ein.

RB in Leipzig weiter souverän

Leipzig (dpa). RB Leipzig hat seine beeindruckende Heimserie ausgebaut. Die Sachsen setzten sich am Samstag in der Fußball-Bundesliga 2:0 gegen Werder Bremen durch. Während Leipzig wettbewerbsübergreifend der neunte Heimerfolg in Serie gelang, ist Bremen nun seit acht Spielen ohne Sieg. Kapitän Marcel Sabitzer (26. Minute) brachte RB per Foulelfmeter in Führung. Es war bereits der sechste Strafstoß, den die Leipziger in dieser Saison zugesprochen bekamen, und der fünfte daraus resultierende Treffer. Dani Olmo (41.) erhöhte nach einer technisch sehenswerten Aktion zum 2:0. Für Bremen war es im fünften Spiel in Leipzig die fünfte Niederlage. Aufgrund der zuletzt hohen Belastung rotierte der Leipziger Coach Julian Nagelsmann und verzichtete erstmals in dieser Saison auf Angeliño. Für den Spanier rückte der wieder genesene Nationalspieler Marcel Halstenberg auf die linke Seite der Viererkette.

FORTSETZUNG VON SEITE 38

Am Abgrund

Corona-Pandemie stillstand, wurde so argumentiert: Der Fußball bringe ein Stück Normalität, ein bisschen Ablenkung. In seinem Buch „Fußball“ schrieb der belgische Schriftsteller Jean-Philippe Toussaint: „Der Fußball beschenkt uns beim Zuschauen mit einer Art metaphysischen Wohlbefindens, das uns von unserem Elend ablenkt.“

In Gelsenkirchen ist das auch so. Zum einen hat der Fußball etwas Verbindendes, weil er Menschen zusammenbringt, die sonst nichts voneinander wüssten. Zum anderen macht er die nie zu knappen Sorgen wenigstens für einen Moment vergessen. Vor allem, wenn Erfolg da ist. Nur lenkte der Erfolg eben auch von den Problemen im Verein ab. Der 2019 verstorbene Schalke-Manager Rudi Assauer hat einmal gesagt: „Du siehst die Scheiße immer erst, wenn der Schnee geschmolzen ist.“

Stefan Barta hat den ganzen Mist schon immer gesehen. „Schalke steht seit Jahren an der Spitze einer jeden üblen Bewegung“, sagt er, was doch ein bisschen übertrieben ist, aber man versteht, worauf er hinaus will. Barta erzählt zum Beispiel vom Vertrag mit Viagogo. Bei Wikipedia steht: „Viagogo ist ein wegen seiner Geschäftspraktiken kritisierter Zwischenhändler und Vermittler von Eintrittskarten.“ S04 wollte 2013 trotzdem seine vereinseigene Ticketbörse an Viagogo verkaufen. Das muss einem Verein erst mal einfallen, die eh schon hohen Ticketpreise so einem Händler anzuvertrauen. „Es hätte einen legalisierten Schwarzmarkt gegeben“, sagt Barta, der bis heute von „Vianogo“ spricht. ViaNoGo war der Slogan, mit dem die Fans damals protestierten, bis der Verein den Vertrag doch noch kündigte. Aber wie passte allein die Idee zum ehrlichen Kumpel- und Malocher-Klub? Der will Schalke 04 ja sein, zumindest laut Selbstbeschreibung.

Danach kam wieder der sportliche Erfolg, der Mistverdecker. Doch 2019 endete erst eine miese Saison wirklich nur noch haarscharf vor den Abstiegsplätzen. Und dann machte Clemens Tönnies einen Witz. Gelacht hatten nur einige Speichellecker zwischen den Bänken auf dem Tag des Handwerks in Paderborn, aber hinterher redete ganz Fußballdeutschland über diesen Witz, der es einem schwermachte, Tönnies nicht für einen Rassisten zu halten. Die Fans forderten dessen Rücktritt. Tönnies ließ seinen Chefposten im Aufsichtsrat drei Monate ruhen, kam dann aber zurück, dem Anti-Rassismus-Paragraphen in der Satzung des Vereins zum Trotz.

Was zählt außer Schalke? In einer ZDF-Studie zur Lebensqualität in 401 deutschen Städten landet Gelsenkirchen auf Platz 401. Foto Leopold Zaak

Ein Jahr später ging er doch. Stefan Barta und 1500 andere Fans hatten in der Nähe der Arena demonstriert, nachdem in Tönnies' Schlachthöfen Tausende Mitarbeiter mit dem Coronavirus infiziert wurden. Manche Fans freuten sich über den Rücktritt und vergaßen fast, was der Verein kurz davor abgezogen hatte, als die schlechteste Rückrunde der Vereinsgeschichte noch die geringste Peinlichkeit war. Busfahrer auf 450-Euro-Basis wurden entlassen, während die Spieler weiterbezahlt wurden. Und dann mussten Fans, die das Geld für ihre Dauerkarten erstattet haben wollten, weil sie ja nicht ins Stadion durften, in Härtefallanträgen begründen, warum sie das Geld unbedingt brauchten.

Die vergangenen Monate waren schmerzhaft für die Fans von Schalke 04. Nicht nur sportlich. Es scheint, als habe der Verein vor lauter Schulden vergessen, welche Bedeutung er hat.

„Natürlich hat der Verein hier eine soziale Funktion“, sagt Olivier Kruschinski: „Schalke ist chronisch erfolglos und hat trotzdem die viertmeisten Mitglieder weltweit. Am Fußball liegt das nicht.“ Kruschinski ist 45 Jahre alt und Gästeführer in Gelsenkirchen. Anrufe beendet er mit „Glückauf“, Mails mit „Grüße vom schönen Emscherstrand“, seinen Namen schreibt er Oli4. Er bietet Touren an, vor allem durch seinen Stadtteil Schalke. „Wer den Verein und seine Bedeutung verstehen will, der braucht den großen Kontext“, sagt er. Und so bringt Kruschinski Leute, die das verstehen wollen, zu ehemaligen Zechen, zur uralten Kampfbahn Glückauf, wo die Spieler kreiselten, nach denen heute Straßen benannt werden, und zu den Friedhöfen, wo diese Spieler heute liegen. Ernst Kuzorra. Stan Libuda. Und so weiter.

Kruschinski ist mehr als ein Gästeführer, er ist Aktivist für den Stadtteil Schalke. Er will seinen Stadtteil retten. Seinetwegen hat die alte Kampfbahn Glückauf seit März ein neues Eingangstor. Seinetwegen leuchten seit diesem Jahr die Straßenlaternen auf der Schalker Meile nachts blau. Er sagt: „Die Menschen sollen sehen, dass hier in Schalke etwas vorwärtsgeht.“

2018 verglich das ZDF in seiner Deutschlandstudie die Lebensqualität in 401 deutschen Städten und Gemeinden. Gelsenkirchen landete auf Platz 401. Kruschinski startete die Aktion #401GE und verkaufte Kapuzenpullis mit dem Spruch: „Ich bin das Letzte. GErne.“ Der „WAZ“ sagte er damals: „Wenn wir schon nichts haben, dann sollten wir uns zumindest das nicht auch noch nehmen lassen.“ Ironie als Selbstschutz, das haben sie sich auf Schalke antrainiert.

„Jeder Nazi darf ein Gym eröffnen“

Extremismusforscher Robert Claus über das Kampfsportgeschäft der extremen Rechten, ihre Rolle bei „Querdenker“-Demos und den fehlenden gesellschaftlichen Diskurs.

„Gewaltausbildung militanter Faschisten“: die extrem Rechte in den Gyms für den Umsturz auf der Straße (Foto von 2015) Foto Imago

Herr Claus, vor zwei Jahren haben wir Sie interviewt zur Gewalt in Chemnitz. Nun, etwa im November in Leipzig, ist in Teilen dieselbe Klientel zu sehen, wie sie auf Journalisten und Polizisten losgeht bei der gewalttätigen Demonstration gegen die Anti-Corona-Maßnahmen.

In den Debatten der vergangenen Jahre um Migration wurde eine starke Politisierung der Hooliganszene deutlich, die ihr Gewaltpotential seither in menschenverachtende Aufmärsche einbringt. Zudem gibt es insbesondere in Sachsen enorme Schnittmengen mit der extremen Rechten. Sie vereint ihr Sozialdarwinismus, sie trainieren Kampfsport für politische Gewalt. Der Chef des Imperium Fight Teams, wo viele Hooligans aus der Leipziger Szene trainieren, führt mittlerweile ein Studio in Wurzen und eines in Taucha. Er ist ins Leipziger Umland ausgewichen und rekrutiert über seine Kampfsportstudios offensichtlich Nachwuchs für die Szene.

Diese Entwicklung beschreiben Sie in Ihrem Buch. Ist diesen Gruppen der Anlass, aus dem sie Gewalt auf die Straße tragen, letztlich egal, solange sie das Gefühl haben, dass sie dem Tag X, dem Sturz des politischen Systems, näher kommen?

Die entsprechenden Zahlen der Bundesregierung kennt man: über 30 000 Rechtsextremisten, über 13 000 gewaltbereit. Die Kader dieser Kernszene suchen soziale Bewegungen, nach gesellschaftlichen Konflikten, an denen sie anknüpfen können, die sie zuspitzen können und die sie eskalieren können. Genau das passiert hier. Der Inhalt der Proteste bietet sehr starke Anknüpfungspunkte. Bei der Debatte um Geflüchtete war der massive Rassismus der Anknüpfungspunkt. Bei den Corona-Debatten ist es der Sozialdarwinismus und die Feindlichkeit gegenüber dem demokratischen Rechtsstaat.

Von Robert Claus ist zuletzt „Ihr Kampf: Wie Europas Rechte für den Umsturz trainiert“ (Werkstatt-Verlag, 224 Seiten, 19,90 Euro) erschienen. Foto privat

Bei einer Demonstration gehen sie auf Polizei und Journalisten los. Es ist immer das Ziel, mit der Gewalt einen gesellschaftlichen Zustand herbeizuführen, bei dem der demokratische Rechtsstaat Minderheiten nicht mehr schützen kann und nicht mehr die Kontrolle hat. Natürlich war in Leipzig nicht die bundesdeutsche Demokratie in Gefahr. Aber es ist das Fernziel, mit dem Neonazis mit ihrer Gewalt und ihrer Militanz an sozialen Bewegungen teilnehmen.

Und die Szene trainiert, so beschreiben Sie es, in einem sich zunehmend wirtschaftlich tragenden Netzwerk.

Wir reden über militante Neonazis, die diese liberale Republik, ihre Demokratie hassen und ablehnen. Das ist die Ideologie. In der Organisation reden wir über professionalisierte Kampfsportnetzwerke, die eigene Wirtschafts- und Finanzkreisläufe aufgebaut haben. Indem sie eigene Kampfsportgyms eröffnen, durch die sich ein Teil der Leute als Betreiber oder Trainer finanziert. Indem sie eigene Kleidungslabels aufgebaut haben und Proteinversand. Auch der Handel um den Kampfsportbereich herum ist interessant für sie. Und sie sind sehr eng mit dem Security-, Türsteher- und Rockerbusiness vernetzt. Das zeigt auch die Relevanz des Problems: Wir reden nicht über schlecht organisierte Straßenschläger, sondern über ein Milieu, das sich etabliert hat. Es hat sich eine finanzielle Basis gelegt, die sie absichert.

Was macht den Kampfsport für Neonazis wirtschaftlich attraktiv?

Sie können ihre Gewaltkompetenz, ihre Kampffähigkeiten, in eine berufliche Laufbahn ummünzen. Die Securitybranche zum Beispiel ist sehr finanzträchtig, auch Kleidungslabels spielen eine große Rolle. Nehmen sie die Marke Label 23 aus Cottbus zum Beispiel, die deutlich aus der rechten Hooliganszene aus Cottbus kommt. Das Landesamt für Verfassungsschutz Brandenburg sagt deutlich, dass Label 23 ein Erkennungsmerkmal der rechtsextremistischen Szene ist.

Wofür steht der Code 23?

Die Buchstaben B und C: Boxing Connection.

Also nicht sofort als extrem rechts zu erkennen wie 1 und 8 oder 8 und 8.

Das ist die Strategie dahinter: ein Label zu entwerfen, das viel mit spartanischen Symbolen hantiert, ein soldatisches, männliches Kriegertum inszeniert. Es richtet sich sowohl an Kampfsportler als auch an den gewaltorientierten Teil der Hooligan- und Ultraszenen im Fußball. Es taucht in den Mainstream ein, weil man sich nicht explizit politisch gibt, man bietet eine größere Klammer als die harte NS-Szene.

Und der Kampfsportmarkt ist weitgehend unreguliert.

Eine Lizenzierung würde sicherlich nicht alle Probleme lösen, aber sie könnte ein wichtiger Baustein sein. Heute darf jeder vorbestrafte Neonazi in Deutschland ein Kampfsportstudio aufmachen. Das ist ein Problem. Im organisierten Sport, bei den Mitgliedsverbänden im Deutschen Olympischen Sportbund, herrschen andere Regularien. Aber es wird immer mehr durchgesetzt, dass Trainerinnen und Trainer im Jugendbereich ein Führungszeugnis vorlegen müssen, was vor allem sexualisierter Gewalt vorbeugen soll. Das ist ein Beispiel, wie potentiell straffälligen Situationen vorgebeugt wird. Ähnliches fehlt auf dem freien Kampfsportmarkt weitestgehend. Denn letztlich sollten vor allem die Akteure gestärkt werden, die sich deutlich gegen Diskriminierung und Gewalt positionieren, die ihr Studio mit einem entsprechenden Anspruch führen. Es gibt sie ja, sie sind nur zu wenig sichtbar. Es braucht also immer beides: einen wertschätzenden und kritischen Diskurs.

Wer muss ihn führen?

Es gibt bis heute kein sportpolitisches Gremium eines Landtags oder des Bundestags, das sich dieses Themas angenommen hat. Für die Sportpolitik geht es darum, wahrzunehmen, dass sich jenseits des klassischen Vereinssports ein riesiger Markt entwickelt hat, den jeder an jeder Straßenecke sehen kann. Fitnessstudios sind ja nicht geheim, Kampfsportstudios auch nicht. Natürlich sind die Verbände und Kampfsportstudios auch aufgefordert, für sich eine Haltung zu definieren, wie sie kriminellen und menschenfeindlichen Gruppen gegenübertreten. Ich meine nicht nur Neonazis, auch Rocker und Islamisten. Kampfsport ist für viele Menschen interessant, weil sie dort tolle Sachen finden können – Körperbeherrschung, die Wahrnehmung körperlicher Grenzen, Athletik, Fitness. Aber die Gewaltkompetenz, die vermittelten Kampffähigkeiten werden immer, wirklich immer für alle möglichen kriminellen und menschenfeindlichen Gruppen interessant sein. Dazu ist es wichtig, dass die ganze Landschaft eine grundsätzliche Haltung entwickelt und vermittelt: Welchen Raum nehmen die Themen Antidiskriminierung und Gewaltprävention in der Ausbildung von Trainern und Schiedsrichtern ein. Denn die sind mit Leuten im Gespräch, man kann hinhören: Was machen die Trainierenden außerhalb des Kampfsportgyms? Was nehme ich in sozialen Medien wahr? Kriege ich im Training mit, dass jemand frauenfeindliche, homophobe oder rassistische Sprüche reißt? Will ich so jemanden bei mir im Trainingsbetrieb haben?

Der Vereinssport hat Strategien und Präventionsprogramme entwickelt, die für solche Fälle gedacht sind. Und beim Fußball gibt es einen Gegner, der auch hinschaut, gegen wen er spielt.

Das stimmt, das macht es vielleicht schwieriger. Meines Erachtens brauchen wir eine breite Debatte über Standards der Präventionsarbeit im gesamten Kampfsport- und Fitnessbereich. Im Fußball ist auch nicht alles rosig. Aber es gibt eine lange Geschichte von Vereinen und Verbänden, die von Fans dazu gebracht wurden, sich mit dem Thema zu beschäftigen und Maßnahmen zu entwickeln, von der sozialen Arbeit im Verein über Antidiskriminierungspreise, Fördertöpfe bis hin zu Bildungsreisen zu Gedenkstätten. Im Kampfsport- und Fitnessbereich ist das ungleich kleiner. Ich kenne keinen Kampfsportverband und kein Fitnessstudio, die einen Antidiskriminierungspreis vergeben. Wir brauchen eine Debatte über die gesellschaftliche Verantwortung dieses Sportbereichs.

Da zeigt sich der nichtmonetäre Wert von Verbandsstrukturen, von Verbandsmöglichkeiten und von Vereinsleben. Aber Sie sagen auch, dass sich der organisierte Sport, also der DOSB, mit MMA auseinandersetzen muss und nicht bei seiner Haltung bleiben sollte, das nicht als Sport anzuerkennen.

Wir müssen differenziert darüber reden. Ich halte es für ein Problem, dass MMA teilweise immer noch nicht als Sport gilt. Es ist enorm schwierig, mit Verbänden zum Thema Prävention zu diskutieren, wenn sie sich nicht mal als Sport anerkannt fühlen. Und gleichzeitig: Ja, der Vereinssport hat eine organisierte Struktur, mit der man arbeiten kann, weil Verbände repräsentativ sind. Auf dem freien Kampfsportmarkt versammeln die Verbände nur einen Teil des Spektrums, die Organisationsquote ist deutlich geringer. Aber es ist Bewegung in der Debatte. Vor dem „Kampf der Nibelungen“ in diesem Jahr, dem zentralen Kampfsportevent der Neonaziszene, das am 10. Oktober stattgefunden hat, haben sich zwei MMA-Verbände und ein Kickboxverband von dieser Veranstaltung distanziert und gesagt: Menschen, die dort kämpfen, können bei uns nicht Mitglied sein. Das war wichtig, denn das Event ist die Spitze eines Eisbergs. Dahinter liegt eine Kampfsportorientierung einer gesamten Szene, deren Elite wir auf diesen Events gesehen haben. Hinter denen, die zu Wettkämpfen antreten steht eine ungleich höhere Menge, die nicht auf Wettkampfniveau trainiert. In Anbetracht der jüngsten Ereignisse auch bei den Kundgebungen der „Querdenker“ ist auch der Staat aufgerufen, sich insbesondere mit den Kampfsportgyms aus dem Milieu der extremen Rechten näher zu beschäftigen. Bislang haben einige Landesämter für Verfassungsschutz auf dieser Ebene viel zu wenig geschaut. Das Wissen darüber herrscht eher in der kritischen Zivilgesellschaft.

Und der Eisberg wächst, weil weiter trainiert wird. Und die Masse an kampfgeschulten Leuten geht bei entsprechender Gelegenheit auf die Straße.

Das ist der wichtigste Punkt: Wir brauchen einen Kulturwandel, eine breitere Debatte zur Prävention in der Landschaft des Kampfsportes. Es gibt Gyms, die zur rechten Hooliganszene gehören, und es gibt Gyms, in denen es Rentnerkurse, Kinderkurse und Sport für Geflüchtete, aber eben auch Neonazis gibt. Diese große Masse an Gyms ist aufgefordert, sich deutlicher zu positionieren und zu verstehen, dass es hier nicht allein um Sport geht, sondern um die Frage, ob man an der Gewaltausbildung von militanten Faschisten mitwirken will. Und jeder Neonazi, den man bei sich trainieren lässt, der tut genau das. Was machen diese Leute mit der erlernten Gewaltkompetenz außerhalb der Gyms: bei Fußballrandalen, bei politischen Demonstrationen, bei Straßengewalt? Das ist die entscheidende Frage, nicht, ob die im Gym zu allen nett sind. Und nach Ereignissen, wie wir sie in Leipzig gesehen haben, vermisse ich die Stimmen von Kampfsportorganisationen. Es ist klar, dass da extrem rechte Kampfsportler beteiligt sind. Wo ist die Organisation, die sagt: Das Problem ist da, wir wollen dagegen arbeiten, diese Leute gehören nicht zu uns? Ich habe nicht eine einzige gehört.

Das Gespräch führte Christoph Becker.

KOPF DER WOCHE SEBASTIAN VETTEL

Abschied ins Ungewisse

Sebastian Vettels Bilanz nach sechs Jahren Scuderia Ferrari fällt unsentimental aus. *Von Michael Wittershagen*

Es fallen keine bösen Worte mehr, im Gegenteil: Sebastian Vettel und die Verantwortlichen der Scuderia Ferrari wünschen einander das Beste und zollen einander Respekt. Vielleicht ist das sogar der größte Erfolg, den Vettel errungen hat, seit er 2015 nach Italien gewechselt war, um dort eine neue Rennsport-Ära einzuleiten. Eine mit Grand-Prix-Siegen und Weltmeistertiteln, eine, in der aus Träumen wieder Wirklichkeit wird. So, wie es zuletzt Michael Schumacher bei Ferrari gelungen war. Doch die Aufgabe war zu groß – selbst für einen wie Vettel, der schon mit 26 Jahren ein viermaliger Formel-1-Weltmeister war. An diesem Sonntag (14.10 Uhr MEZ/RTL und Sky), beim Saisonfinale in Abu Dhabi, endet dieses Kapitel seiner Karriere, das längst keine Liebesgeschichte mehr ist. Vettel geht von Startplatz 13 aus zum 118. und letzten Mal im roten Gewand ins Rennen. Die Pole Position sicherte sich Max Verstappen (Red Bull) vor Valtteri Bottas und Lewis Hamilton (beide Mercedes). Sie werden den Sieg unter sich ausmachen. Vettel aber hat eine Botschaft dabei: einen Helm im speziellen Design, um „meinen Dank an das Team und die Tifosi für die Unterstützung zum Ausdruck zu bringen“, wie er sagt.

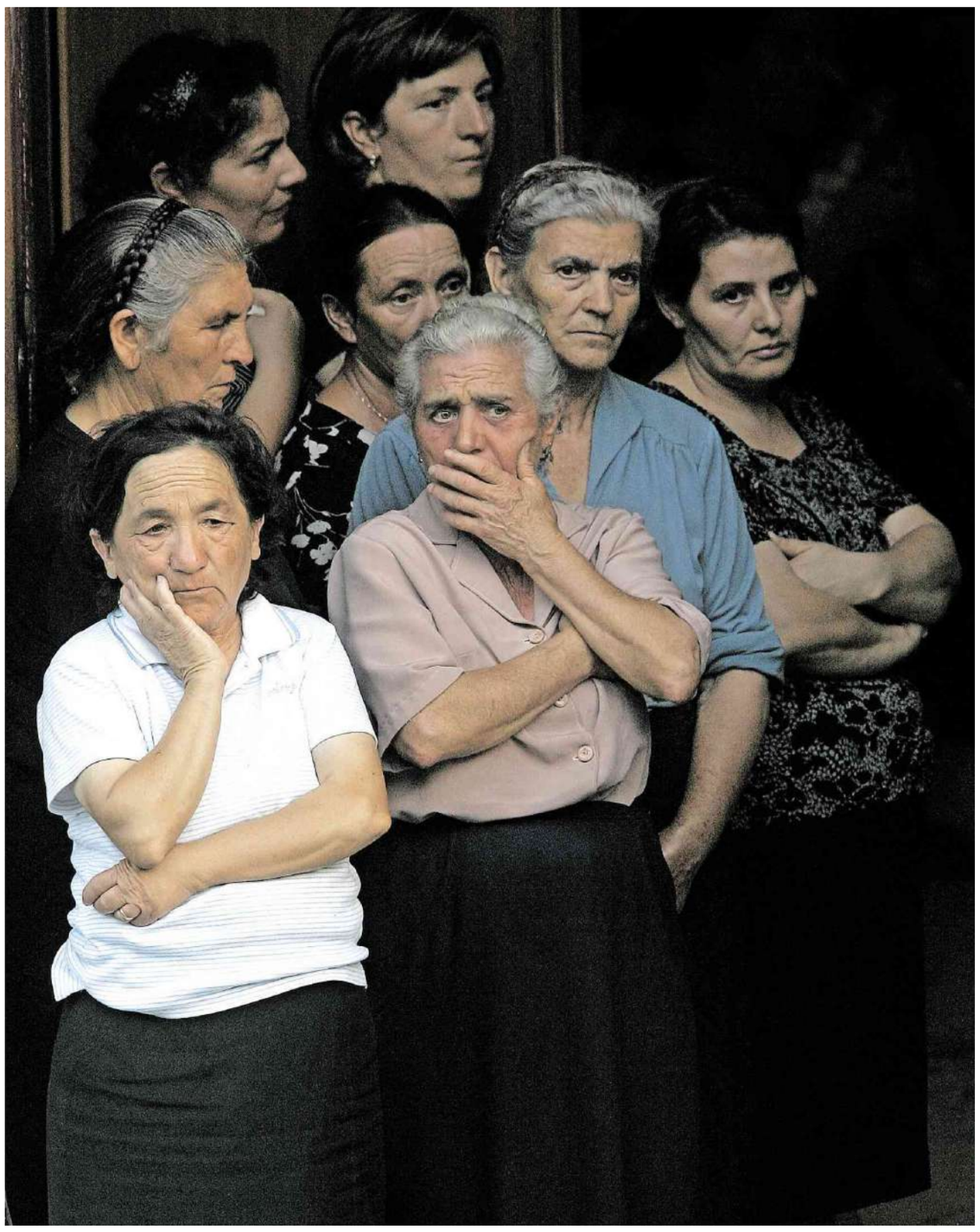
Ob er damit alle meint? Das Verhältnis zu Teamchef Mattia Binotto ist zumindest angespannt, seit der Mann mit der Harry-Potter-Frisur im Frühjahr bei Vettel anrief, um ihm mitzuteilen, dass dessen Vertrag nicht verlängert werde. Auf eiskaltes Schweigen folgte ein Frontalangriff Vettels im Sommer, der da der offiziellen Ferrari-Version von einer gütigen Trennung heftig widersprach: „Ich war sehr überrascht, als ich den Anruf von Mattia bekommen habe. Es gab nie ein Angebot. Wir hatten nie eine Diskussion.“

Er war vor allem deshalb so enttäuscht, weil er sich selbst immer vor das Team gestellt hatte und Fehler bei den Boxenstopps, bei der Strategie oder bei der Entwicklung der Rennwagen nicht öffentlich anprangerte. Nun aber hörten die Zuschauer einen Vettel, der im Boxenfunk fluchte. Etwa beim Rennen in Silverstone. „Ihr wisst, dass ihr es verbockt habt“, rief er ins Helmmikrofon, nachdem er sich nach einem Boxenstopp umzingelt von Konkurrenten im hinteren Feld wiederfand. Der Ton wurde rauher, und die Gemüter beruhigten sich erst, als Vettel Mitte November als Dritter zum ersten Mal in diesem Jahr auf das Podium fuhr.

14 Siege, 12 Pole Positions, 14 schnellste Rennrunden, 55 Podestplätze, rund 1400 WM-Punkte – das ist vor dem Saisonfinale Vettels Ferrari-Bilanz. Zweimal wurde er WM-Zweiter, doch Hamilton und Mercedes erwiesen sich als schier übermächtig. „Wir wollten den Titel gewinnen und haben es nicht geschafft“, sagte Vettel am Donnerstag: „Unser Ziel war es, stärker zu sein als sie. Das ist nicht gelungen, und deswegen sind wir gescheitert.“ Anders als Schumacher konnte er das Team nicht so umbauen, wie er es sich gewünscht hätte. Die Maschine ist wichtiger als der Mensch – das Ferrari-Credo wurde für Vettel zur Facette des Scheiterns. Denn die Maschine ist schwach.

Ob nun Tränen fließen werden? Wohl kaum. Zuletzt überwogen die Erleichterung und die Freude auf das, was folgt. Vettel wechselt zu Aston Martin, zu jenem Team, das noch als Racing Point an den Start geht und zuletzt in Bahrein mit Sergio Pérez am Steuer den ersten Sieg erkämpfte, seit Giancarlo Fisichella mit dem Vor-Vor-Vorgängerteam Jordan 2003 in Brasilien gewonnen hatte. Pérez muss Platz machen für Vettel, er sucht nach einem neuen Arbeitgeber. Insgeheim hofft der schnelle Mexikaner auf Red Bull. Dort, wo die Karriere von Vettel in der Formel 1 Fahrt aufnahm. Und obwohl zwischenzeitlich schon über sein Karriereende spekuliert wurde, hat Vettel noch nicht genug. Seinen Neustart bei Aston Martin bezeichnet Vettel als „spannende Reise“. Ins Ungewisse.

Dank an das Team und die Tifosi: Vettel sagt ciao. Foto Nordphoto



Bei der Trauerfeier im italienischen San Luca für Opfer des Duisburger Mafia-Mordes Foto Pier Paolo Cito / AP

Mord und Mythos

In Deutschland ist das Bild der Mafia immer noch von Idealisierungen geprägt. Höchste Zeit, die realen Gefahren zu sehen. *Von Karen Krüger*

Wenn es eine Szene gibt, die fast jeder Filmliebhaber der westlichen Hemisphäre zitieren kann, dann ist es der Beginn von Francis Ford Coppolas „Der Pate“: Ein Zimmer im Halbdunkel, der Monolog des um Gerechtigkeit für seine Tochter bittende Bonasera und eine unscharf gefilmte Hand, bevor schemenhaft die Gestalt des am Schreibtisch sitzenden Don Corleone erkennbar wird. Nahezu regungslos lauscht er dem Bittsteller, die Hand konzentriert am Kinn. Dann winkt sie mit kleiner Geste jemanden heran, der dem um Fassung ringenden Bonasera etwas zu trinken reicht. Ein ausgewählter Kreis, den man nicht sieht, ist in diesem Zimmer, während draußen die Hochzeit von Don Corleones Tochter gefeiert wird. Das ausgelassene Familienfest, das macht der Kamerawechsel deutlich, ist nur möglich durch das Geheimnisvolle, das im Halbdunkel unter der Regie des Paten vor sich geht.

Die meisterhafte filmische Umsetzung von Mario Puzos Beststeller mit Marlon Brando in der Hauptrolle war die Geburtsstunde eines Mythos, der die Wahrnehmung der organisierten Kriminalität bis heute prägt: des Mythos vom Mafioso als Ehrenmann, der nur den eigenen Gesetzen folgt und wohltätig und großzügig all jenen gegenüber ist, die ihm Treue und Respekt erweisen. Don Corleone verkörpert Eigenschaften, die für Gangster, letztlich aber für jeden Menschen erstrebenswert sind: Verlässlichkeit und Fürsorglichkeit gegenüber der Familie, die um jeden Preis zu schützen ist.

Als der Film 1972 erschien, gab es noch keine Fachliteratur über die organisierte Kriminalität, der Kenntnisstand bei Behörden und Bürgern war gering. Niemand stellte den „Paten“ in Frage. Bemüht um Akzeptanz, begannen die echten Mafiosi in Italien und Amerika den Habitus des „Paten“ zu kopieren.

Fast fünfzig Jahre später ist der Mythos vom guten Mafioso in Italien lange gebrochen. Niemand würde auf die Idee kommen, die Mafia zu folklorisieren, wie es gerade in Frankfurt geschehen ist und abermals zeigte, wie tief der deutsch-italienische Graben beim Umgang mit der Mafia ist: Die Besitzer der Pizzeria „Falcone & Borsellino“ fanden nichts dabei, ein Bild von Marlon Brando als Paten neben einem Foto der ermordeten Mafia-Ermittler Giovanni Falcone und Paolo Borsellino aufzuhängen und mit Einschusslöchern in der Speisekarte zu werben. Was danach folgte, ist schnell erzählt: Maria Falcone, die Schwester des Anti-Mafia-Staatsanwaltes, sah das Ansehen der beiden beschmutzt, reichte Klage beim Landgericht Frankfurt ein – und verlor. Der Aufschrei in Italien war gewaltig: Falcone und Borsellino sind dort Inbegriffe des Widerstands, jedes Jahr wird ihres Todes gedacht. Falcone wurde am 23. Mai 1992 von der Cosa Nostra ermordet, zusammen mit seiner Ehefrau, der Richterin Francesca Morvillo, und drei Leibwächtern. Auf der A 29 bei Capaci hatte der Attentäter im Auftrag des Mafia-Bosses Totò Riina unter dem Asphalt 500 kg TNT-Sprengstoff deponiert. Die Ladung wurde um 17.58 Uhr zur Explosion gebracht, als Falcones Auto die Stelle passierte. Sie war so gewaltig, dass sie einen Krater riss. Kurz darauf, am 19. Juli 1992, fiel auch Paolo Borsellino zusammen mit fünf anderen Menschen einer Autobombe zum Opfer. „Lichter in der Dunkelheit“ hat Staatspräsident Mattarella die beiden Freunde in diesem Jahr genannt. Aufgrund der Kritik schrieben die Inhaber der Pizzeria dem italienischen Botschafter einen Brief. Zu keinem Zeitpunkt sei es ihr Ansinnen gewesen, das organisierte Verbrechen zu banalisieren, die Mafia zu verherrlichen oder die Sensibilität der Angehörigen der beiden Anti-Mafia-Ermittler und aller unschuldigen Opfer der Mafia zu verletzten. Dem Richterspruch zum Trotz werde man einen neuen Namen für das Lokal suchen.

Nun ist es in Deutschland alles andere als ungewöhnlich, echte oder vermeintliche Begriffe aus der Mafia-Welt für Marketingzwecke zu benutzen. Da ist die Berliner Sprachenschule, die sich „Sprachmafia“ nennt; da ist der „Burger-Pate“, der „Wurst-Pate“. Der Anti-Mafia-Verein Mafianeindanke hat diese und andere Beispiele gesammelt und nach den Gründen gefragt. „Die Antwort lautete oft, man habe sich mit dieser Begriffswahl als Familie vorstellen oder das Gefühl von Zusammenhalt erzeugen wollen“, sagt der Journalist und Vereinsvorsitzende Sandro Mattioli. Auch er ist überzeugt, dass die Gründe für die Romantisierung unter anderen in den kulturellen Artefakten liegen, die es über die Mafia gibt: „Die rührenden Geschichten von der Mafia-Ehre oder dem Stellenwert der Familie, wie sie in ‚Der Pate‘ auftauchen, haben nichts mit der Realität zu tun. Im Gegenteil: Sobald man einer mafiösen Organisation beitritt, haben deren Belange Vorrang vor jenen der eigenen Familie.“

Der einzige Wert, den die Mafia tatsächlich hat, ist Geld. Es ist für Mafiosi das Symbol ihrer Macht, Lebenszweck, ideologisches Fundament. Es ist bekannt, dass Mafia-Aussteiger kein Problem haben, ihre Morde zu gestehen und detailreich zu beschreiben, ob geschossen, erwürgt und wie das Opfer beseitigt wurde. Schwer fällt ihnen nur, zu sagen, wo ihr Geld versteckt ist. Fernsehfilme, die das oder die dysfunktionale Familienstruktur von Mafia-Mitgliedern in Szene setzen, so wie kürzlich der gelungene zweiteilige Jubiläums-Tatort „In der Familie“ von Dominik Graf und Pia Strietmann (nach einem Drehbuch von Bernd Lange) über die als äußerst gefährlich geltende ’Ndrangheta, sind trotzdem eine Seltenheit. Und obwohl bekannt ist, dass besonders sie in Deutschland operiert, scheint auch die Politik kein Interesse daran zu haben, sich dem ernsthaft zu stellen. Schätzungen sprechen von einem Umsatz der Organisation von rund 40 Milliarden Euro pro Jahr. Die deutschen Behörden gehen von 560 ’Ndrangheta-Mitgliedern in Deutschland aus, italienische von etwa 3000. Sie nutzen Deutschland als Operationsgebiet für Drogen- und Waffenhandel und vor allem als riesigen Waschsalon für schmutziges Geld. Deutschland, das nicht einmal den Straftatbestand der Mitgliedschaft in einer „mafiösen Vereinigung“ offiziell in der Gesetzgebung verankert hat, ist für sie das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, davon sind italienische Ermittler überzeugt. Die ’Ndrangheta profitiert auch von der fehlenden Aufklärungsarbeit.

Fortsetzung auf der folgenden Seite

NACHRICHTEN

Im ersten Film von **Kim Ki-duk**, den ich gesehen habe, beschloss ein suizidaler Ex-Polizist, Angelhaken zu verschlucken und kräftig an der Schnur zu ziehen. Zuschauer verließen daraufhin kreideweiß im Gesicht den Saal. Sie verpassten, wie sich zwanzig Minuten später die Retterin des Mannes die Angelhaken zwischen die Beine schob. Das war im Jahr 2000 in Venedig, der Film hieß „Die Insel“, die Geschichte einer *Amour fou* verlorener Seelen. Im letzten Film von Kim Ki-duk, den ich gesehen habe, wurde geschrien, gekreischt, gebrüllt, gemordet, geschändet, Menschen fraßen Menschenfleisch, und das Blut floss in Strömen. Das war im Jahr 2018, der Film hieß „Human, Space, Time and Human“, und das Premierenpublikum der Berlinale applaudierte. Auf der Pressekonferenz hatte sich der Regisseur gestellt, nachdem er im Vorfeld von einer Schauspielerin der sexuellen Belästigung bezichtigt und von einem koreanischen Gericht für unschuldig erklärt worden war. Für eine Ohrfeige am Set hatte er eine Geldstrafe bekommen.

Vielleicht ist diese Klammer ungerecht, weil Kim, der jetzt kurz vor seinem 60. Geburtstag im lettischen Riga **an den Folgen einer Sars-CoV-2-Infektion gestorben** ist, auch einige Filme gemacht hat, die nicht dieses Skandalisierungspotential hatten. Aber er hat es eben immer auf die ultrastarken Affekte und Effekte abgesehen, weil in seinen Arbeiten physische und psychische Gewalt eine Präsenz besitzen, die einem unbequeme Fragen nie erspart, die abgebrühte Festivalzuschauer scharenweise aus dem Kino getrieben hat, ohne dass sich entscheiden ließe, ob das nun ein gnadenloser Voyeurismus war, dessen Zeuge man wurde, oder ob der brachiale Stil des Erzählens die angebliche existentielle Tiefe und Poesie einer Geschichte voller Gewalt, Rache und Erniedrigung verbarg wie in „Pietà“, für den Kim Ki-duk 2012 in Venedig einen Goldenen Löwen bekam und wo der Jurypräsident immerhin Michael Mann hieß.

Es war immer erschreckend leicht, eine klare Haltung einzunehmen zu den Filmen von Kim Ki-duk. Viel zu leicht, weil ein brutaler Sadismus oder eine explizite Inzest-Geschichte wie in „Moebius“ einen natürlich sofort abstoßen und womöglich daran hindern, ein zweites Mal hinzusehen. Aber man sprach über diese Filme, sie polarisierten, und wenn man auch nicht sein größter Bewunderer war, so muss man doch sagen, dass Kim Ki-duk immer dorthin gegangen ist, wo es weh tut – ihm und anderen auch.

pek

* * *

Als wir in der vorigen Ausgabe die Begriffe des Jahres 2020 sortiert haben, sind wir dabei mit den Himmelsrichtungen durcheinandergekommen: Natürlich liegt **Hanau** nicht im Westen Frankfurts, sondern im Osten. Wir bitten vor allem Hanau (und Rudi Völler), diesen Fehler zu entschuldigen. *F.A.S.*

BILD DER WOCHE

Bitte entfernen!

Von Niklas Maak

Früher war mehr Lametta: Ein Blick ins Innere des neu errichteten Berliner Schlosses. Foto SZ

In der kommenden Woche wollten sie in Berlin eigentlich groß feiern: Der Nachbau des Stadtschlosses ist fertig. Erste Begehungen fanden statt. Und? Die historische Fassade sieht sehr historisch aus, aber diejenigen, die sich darauf freuten, drinnen durch üppig dekorierte Barocksäle zu spazieren, werden vielleicht ein bisschen überrascht sein vom kalten Funktionalismus, der ihnen hier entgegenschlägt: Das Innere, Franco Stellas neongrell erleuchtete Rasterarchitektur, erinnert an große Shopping-Center, an Flughafenbürobauten mit langen Rolltreppen, die anschließende Querung ähnelt dem Innenhof eines Motel One. Freunde des alten Berlins sollten sich das Schloss besser nur von außen anschauen.

Die Anhänger des Schlosses sind trotzdem begeistert: Für sie ist das Humboldt-Forum ein humanistischer Ort, an dem Deutschland sich von seiner besten Seite zeigt; der Neubau selbst sei ein Wunderwerk rekonstruktiven Handwerks, die mit dem Schloss vollendete Entfernung aller Spuren von Krieg und Sozialismus aus Berlins Stadtzentrum ein großer Segen.

Für die Kritiker, die es sehr zum Unbill seines Ko-Architekten Thomas Albrecht immer noch gibt, ist der Neubau auf vielen Ebenen ein Desaster. Sie finden den Wiederaufbau als Botschaft rückwärtsgewandt, das Ergebnis ideologisch reaktionär und unästhetisch: Das Schloss sehe aus wie eine schwerverdauliche Sahnetorte; schon Berlins architektonischer Säulenheiliger Schinkel habe das alte Schloss grauenhaft gefunden, das neue spalte, zumal mit seinem goldenen Kreuz, die Bevölkerung in Schlossfreunde und Schlosshasser und sei schon deswegen kein „Symbol für das Zusammenwachsen", im Gegenteil. Und der Inhalt? Das Humboldt-Forum, gefüllt mit unter anderem in der Kolonialzeit zusammengetragenen Exponaten, ist schwer vom Glatteis des Kolonial- und Restitutionsdiskurses herunterzubekommen und wird vom Glanz des Namensgebers nicht mehr geschützt. Dass auf der Website des Humboldt-Forums nun aktuell eine Erklärung zur „Weltoffenheit" veröffentlicht wird, zeigt, wie verzweifelt man versucht, durch diverse Kritikpunkte hindurchzumanövrieren: Angesichts der deutschen Geschichte bedürfe es „eines Engagements für die Vielfalt jüdischer Positionen" sowie auch „für andere, aus der nichteuropäischen Welt vorgetragene Visionen", wobei es insbesondere „für eine demokratische Öffentlichkeit abträglich" sei, wenn „internationale Stimmen aus dem kritischen Dialog ausgegrenzt werden sollen, wie im Falle der Debatte um Achille Mbembe zu beobachten war."

Das klingt, so eierig formuliert, auf den ersten Blick alles richtig, vermeidet aber tunlichst jede Positionierung zur viel interessanteren Frage, wie man sich denn nun zu Mbembes umstrittenen Äußerungen über Israel konkret stellt. Immerhin: Auch das Schloss soll ein Ort werden für eine „weltoffene Gesellschaft", die „Dissens zulässt". Damit tut sich aber vor allem Thomas Albrecht vom Büro Hilmer & Sattler und Albrecht, das am Wiederaufbau des Schlosses beteiligt war, eher schwer. Albrecht ist so erbost, dass die Medien es immer noch wagen, Kritik an seinem Superschloss zu äußern, dass er jüngst Briefe an Zeitungschefs aufsetzte, in denen diese aufgefordert werden, schlosskritische Journalisten endlich aus der Redaktion zu „entfernen".

„Entfernen" ist ein großes Wort. Man entfernt Unkraut. Man hat in Deutschland auch schon Journalisten entfernt – damals, als das alte Schloss noch stand, und auch, als der Palast der Republik ihn gerade ersetzt hatte. In einer Demokratie müssen die Gegner des Schlosses es aushalten, dass es nach parlamentarischem Mehrheitsbeschluss gebaut wurde, und seine Freunde müssen Kritik, Spott ertragen und dürfen öffentlich zurückschimpfen. Aber hinter geschlossenen Türen zu fordern, Kritiker mundtot zu machen, zeigt, wie tief eine nicht so lupenrein demokratische, eliminatorische Logik im Kopf mancher Schlossbauer sitzt.

Die Kommunisten haben das Schloss gesprengt, jetzt entfernen wir den Palast der Republik – und die verdammten Kritiker gleich mit: Mit solchen Architekten ist es nicht so einfach, das Schloss als Ort eines demokratisch offenen Diskurses zu verkaufen. Jedenfalls darf man sich, wenn man so an die Sache herangeht, auch nicht aufregen, wenn Schlosskritiker wie Oliver Gehrs mit seiner Initiative „Schloss sprengen 2025" jetzt dazu aufrufen, auch das neue Schloss alsbald wieder in die Luft zu jagen und die Trümmer in Schleswig-Holstein aufschütten zu lassen, als heiteres Monument für die gescheiterte Symbolpolitik Deutschlands nach 1989.

Unterscheidet euch!

Wie rettet man die Kritik an den Öffentlich-Rechtlichen vor der AfD?

Der lebhaften Debatte um die Beitragserhöhung ist zu verdanken, dass die Kritik am öffentlich-rechtlichen Rundfunk in den vergangenen Tagen fast schon die Form eines Aufzählreims angenommen hat. Zu viele Sender, zu viele Wiederholungen, zu hohe Gehälter, zu hohe Pensionen, zu altmodisch, zu analog, zu wenig Osten: Das sind nur die beliebtesten der Vorwürfe gegen die Anstalten. Sie sind weder besonders neu noch unangebracht. Aber schon gar nicht sind sie notwendigerweise Ausdruck einer bestimmten politischen Ideologie. Dass das System dringend reformbedürftig ist, darüber diskutierten Medienpolitiker schon, als viele Abgeordnete der AfD noch nach dem Sandmännchen ins Bett mussten. Insofern kann man all jenen, die sich ihre Kritik am öffentlich-rechtlichen Rundfunk nicht deshalb verkneifen wollen, weil sie von rechts außen gerade besonders laut und grell ertönt, nur zustimmen. Man kann diese Kritik nicht jenen überlassen, die es für eine Lösung der Probleme halten, das ganze System abzuschaffen. Wer behauptet, seine Einwände aus der gesellschaftlichen Mitte zu artikulieren, sollte dann aber auch darauf verzichten, die dumpfen Parolen gegen einen linksgrünen Staatsfunk zu übernehmen und zu unterstellen, mit dem ganzen Geld würden am Ende doch nur teure Gendersternchen bezahlt. Oder gar, wie es aus der CDU-Fraktion auch schon öffentlich zu hören war, die Sender als „Indoktrinationsplattformen" zu bezeichnen.

Foto Picture-Alliance

Was derzeit in der Debatte um den abenteuerlichen Stunt der Regierung Sachsen-Anhalts zu beobachten ist, ist das Gegenteil einer Distanzierung vom populistischen Totalangriff der AfD. Das zeigt sich nicht nur in billigen Forderungen nach der Verringerung der Intendantengehälter, die bei einem Budget von jährlich acht Milliarden Euro kaum ins Gewicht fallen. Es zeigt sich auch in der Rhetorik, für die Eskalation der Debatte ein fieses linkes Manöver verantwortlich zu machen: Weil die Fraktion der Linken hinterrücks ihre Ablehnung zu einer Erhöhung des Rundfunkbeitrags überdacht habe, so stellten es einige Politiker und Kommentatoren dar, stünden die wackeren CDU-Abgeordneten mit ihren berechtigten Einwänden plötzlich ganz allein neben den Schmuddelkindern der AfD. Dabei hat sich Ministerpräsident Reiner Haseloff vor allem selbst eine Falle gestellt, als er, wie alle anderen 15 Landeschefs und -chefinnen, den Staatsvertrag unterschrieben und anschließend irgendwie vergessen hatte, seiner Fraktion zu erklären, dass sie ihm üblicherweise auch zustimmen müsse. Seine Amts- und Parteikollegen in anderen Bundesländern haben das mühelos geschafft, obwohl auch sie nicht immer allzu große Sympathien für die Öffentlich-Rechtlichen haben. Nur waren ihnen zwei Dinge sehr klar: dass es zum Leben eines Parlamentariers gehört, sich gelegentlich an die Koalitionsdisziplin zu halten, erst recht, wenn sich diese Koalition als Bollwerk gegen rechts versteht; und dass die Ablehnung der Beitragserhöhung ein völlig ungeeignetes Mittel ist, um die Sender zu reformieren – in etwa so sinnvoll, wie es der Plan wäre, die Verkehrswende zu beschleunigen, indem man die Straßen verkommen lässt. Die Ratifizierung solcher Staatsverträge ist normalerweise eher Formsache, dass sie überhaupt vorgesehen ist, ist in diesem Fall ohnehin fast widersinnig, weil dadurch die Staatsferne, die man durch die Einrichtung der Kef, der unabhängigen „Kommission zur Ermittlung des Finanzbedarfs", ja gerade erreichen will, wieder torpediert wird.

Wenn man aber den öffentlich-rechtlichen Rundfunk zu der Institution machen will, die er sein soll, zum Garanten für demokratische Bildung und unabhängigen Journalismus, ist es nicht hilfreich, mit dem rechten Ressentiment zu flirten. Das System zu reformieren heißt eben nicht, dass man ihm dazu das Geld verweigern muss. Der Vorschlag, die Steigerung des Rundfunkbeitrags einfach der Inflationsrate anzupassen, das sogenannte Indexmodell, würde nicht nur die regelmäßige Großdebatte um ein paar Cent mehr ersparen, sondern auch ARD und ZDF dazu zwingen, vernünftig wirtschaften zu lernen. Und statt der Kef könnte man dann vielleicht eine unabhängige Kommission zur Ermittlung eines vernünftigen Programms einsetzen. Dessen Reform nämlich wäre dringender als die Suche nach Einsparpotentialen und Strukturdefiziten. Sicher würde es der Akzeptanz der Finanzierung nicht schaden, wenn der ganze Apparat mit einem effizienten und vor allem transparenten Management betrieben würde, wenn es mehr Festanstellungen und weniger Tochterfirmen gäbe oder auch einen Sozialausgleich für die Beitragszahlungen. Und bestimmt würde die Demokratie auch überleben, wenn es weniger als 21 Fernseh-, 74 Radiosender und mehr als 100 Regionalbüros an Orten wie Traben-Trarbach oder Biberach an der Riß gäbe.

Noch wichtiger aber wäre es, eine Idee endlich in die Praxis umzusetzen, die Kern sämtlicher Reformvorschläge ist und die tatsächlich einen breiten Konsens findet: die Unverwechselbarkeit des öffentlich-rechtlichen Rundfunks mit kommerziellen Wettbewerbern zu verbessern. Um sich zu unterscheiden, reicht es nicht, auf teure Sport- und billige Schlagersendungen zu verzichten, wobei das sicher auch Ressourcen freisetzen würde. Aber vor allem bräuchte man mehr Haltung und politisches Bewusstsein – und dafür weniger von jenem institutionellen Populismus, der sich nicht von dem Irrglauben abbringen lässt, dass es irgendwie demokratisch sei, das Programm am Geschmack und den Meinungen der Mehrheit auszurichten.

HARALD STAUN

FRAGEN SIE ELEONORE BÜNING

Ist das Wunschkonzert noch zeitgemäß?

Nein. Tut mir leid. Es gibt keine Musiktitel mehr, werte Leserin, lieber Leser, die Sie sich wünschen könnten. Alles schon da. Alle Musiken aller Zeiten stehen heutzutage allzeit bereit. Ob Concerto Grosso oder Schlager, Messias oder Madonna, Geheimtipp oder Lieblings- oder Erinnerungsstück, selbst die entlegensten Raritäten aus den hintersten Ecken der angestauten Musikgeschichte sind im Netz zu finden, als Download und/oder Stream. Ja, sogar die Übungsstücke, die der jüngste Bruder des letzten Kaisers des Heiligen Römischen Reiches, Erzherzog Rudolph, anno 1819 im Kompositionsunterricht bei Ludwig van Beethoven schreiben musste („40 Variationen über das Thema ‚Oh Hoffnung' von Beethoven für Klavier"). Irgendjemand hat das irgendwann mal eingespielt. Kann man googeln. Kann man bestellen. Schwupps, schon ist es da. Aber wünschen?

Ein Wunsch setzt Wartenkönnen und den seligen Zustand der Erwartung voraus. Wünschen und Warten aber sind Fertigkeiten aus einer inzwischen fast märchenhaften Vergangenheit. Manchmal, wenn wir in einer der sogenannten „Warteschlangen" herumstehen, beispielsweise vor dem Postshop-Späti, erschrecken wir uns, plötzlich, aufblickend vom Display, über all die chattenden, murmelnden, lauschenden, surfenden Nichtwartenden vor und hinter uns.

94 Prozent der Deutschen gehen inzwischen regelmäßig online. In den letzten Monaten haben deutlich mehr ältere Menschen Zugang zum Internet gesucht, laut der jüngsten Online-Studie von ARD und ZDF. Es ist dies die Generation, die noch aufwuchs mit Wunschkonzerten, denn in den Siebzigern erlebte dieses Format seine zweite große Blüte: Auf allen öffentlich-rechtlichen Kanälen gab es ein- bis dreistündige Sendungen, sie hießen „Sie wünschen, wir spielen" (SDR) oder „Vom Telefon zum Mikrofon" (SWF) oder einfach nur: „Das große Wunschkonzert". Der Tiroler Heimatdichter und „Tatort"-Autor Felix Mitterer erfand damals dafür treffenderweise den Begriff „Erbschleichersendung", schließlich, der Hörer durfte sich noch persönlich zu Wort melden, mit Grüßen an Tante oder Onkel. Für die erste große Blütezeit von 1936 bis 1941 hatte der deutsche Reichsrundfunk gesorgt. Er strahlte erst das „Wunschkonzert für die Winterhilfe", dann das „Wunschkonzert für die Wehrmacht", live aus dem Großen Sendesaal im Berliner Haus des Rundfunks. Es sangen Heinz Rühmann und Marika Rökk. Es spielten die Berliner Philharmoniker. Es wurden ausschließlich Musikwünsche erfüllt von Soldaten und deren Angehörigen, gegen Geldspenden. Blutgeld. 15,5 Millionen Reichsmark kamen zusammen. In dem als „staatspolitisch wertvoll" eingestuften Ufa-Liebesfilm „Das Wunschkonzert" von 1940 findet Ilse Werner, auch genannt „Durchhaltemieze", mit Hilfe des Wunschkonzerts ihren Fliegerleutnant wieder.

Die Nazis haben das Format zwar nicht erfunden, aber sie haben die Wunscherfüllungsillusion demagogisch perfektioniert. Heute kann sich jeder sein eigenes Wunschkonzert bauen, ohne Umweg über einen Rundfunkredakteur, der für ihn ins Archiv hinuntersteigt. Ohne Moderator mit Schlafzimmerstimme, der Wünsche kuratiert, Musiken kürzt, Grußbotschaften bespaßt. Ohne Spendensammlung oder Rückruftaste. Wir stellen uns unsere Playlist selbst zusammen. Oder: Wir meinen, wir täten dies. In Wahrheit weiß ein Algorithmus, was wir uns wünschen, lange, bevor wir selbst es wissen. Wir sind möglicherweise wunschlos. Aber sind wir glücklich?

Dass es aus und vorbei ist mit dem Wunschkonzert, erkennt man sofort, wenn man kurz hineinhört in die kümmerlichen Überreste dieses Formats, die am Wochenende immer noch auf Bayern Plus oder WDR 3 oder SR 2 vor sich hindümpeln, aufgeweicht von socalled News, Rätseln und angeknipsten Dampfplaudereien. Es fehlt erstens an Zeit und zweitens an Respekt vor der Er-Wartung des Hörers. Etwas höher liegt das Niveau bei den Privaten und den Lokalsendern. Holger Wemhoff, der heute Vormittag auf Klassik Radio wieder seinen jährlichen Advents-Spendenmarathon zugunsten der Kinderkrebshilfe moderiert, erfüllt zwar auch Musikwünsche gegen Geld. Aber er spricht mit seinen Hörern bis zu fünf Minuten. Natürlich können nicht alle drankommen. Wemhoff sagt: „Die Leute sind hungrig danach. Ich staune, es sind auch die Jungen, die sich was wünschen, das geht durch alle Altersgruppen." Wenn man ihm zuhört, kriegt man Heimweh nach dem Traurigsein.

FORTSETZUNG VON SEITE 41

Gegen die Mafia

Razzia gegen Mitglieder der 'Ndrangheta in einer Duisburger Eisdiele (2018) Foto dpa

Die Politik lässt Initiativen wie den Verein Mafianeindanke damit allein. Die Mafia-Expertin Petra Reski sagt: „Jeder Journalist, der über die Mafia in Deutschland berichtet und auch Namen genannt hat, wurde jedes Mal verklagt und hat jedes Mal den Prozess verloren. Ich gehöre auch dazu." In Italien sei das anders. Wer dort etwas über die Mafia erfahren möchte, erfährt auch etwas.

Wie sehr die 'Ndrangheta Deutschland als ihr „Territorium" ansieht, offenbarte sich 2007 in Duisburg, wo bei einer Fehde zwischen 'Ndrangheta-Clans sechs Menschen erschossen wurden. Damals schien die deutsche Öffentlichkeit aufzuwachen. Aber das Interesse flaute schnell wieder ab. Womöglich weil unter den Opfern nur Italiener waren.

Anders als die arabischen Clans, auf die jetzt alle schauen, fallen italienische Mafia-Mitglieder optisch nicht auf, weder durch einen typischen Habitus noch durch regelmäßig verübte Gewalttaten. Sie erscheinen als normale Bürger, Geschäftsleute. Die Realität trifft nicht die Erwartungen, und so gibt es nichts, das als beunruhigend wahrgenommen wird. Der italienische Journalist Roberto Saviano sagte einmal im Gespräch mit dieser Zeitung, das verzerrte Bild der Deutschen, die Erwartung, dass Mafiosi ständig rumballerten, habe auch mit dem Erfolg der italienischen Fernsehserie „Allein gegen die Mafia" zu tun. Das ZDF strahlte sie ab 1984 sonntags um 19.30 Uhr zur besten Sendezeit aus. In deutschen Wohnzimmern wurde sie jedoch anders rezipiert als gleichzeitig in Italien.

Die Serie von Damiano Damiani und Florestano Vancini, die im Original „La Piovra" („Der Krake") heißt, kreist um den Kommissar Corrado Cattani, der mit Frau und Kind von Mailand nach Sizilien zieht und dort einen kompromisslosen Feldzug gegen die Cosa Nostra führt. In Italien war sie ein Riesenerfolg. Nie zuvor hatte eine Fernsehserie die polizeilichen Auseinandersetzungen mit der Mafia thematisiert. Erstmals wurde sie nicht als bloßes sizilianisches Phänomen, sondern als Organisation dargestellt, deren Verzweigungen wie die Arme eines Kraken die gesamte Gesellschaft umschlingen, bis in die oberste Ebene der Politik. Sie konzentrierte sich auf die Taten, weshalb viel Blut fließt und geschossen wird, mit starkem Bezug auf historische Ereignisse, die Italien damals prägten. Die Serie war eine Art Dolmetscher, der die komplexe Realität verständlich machte.

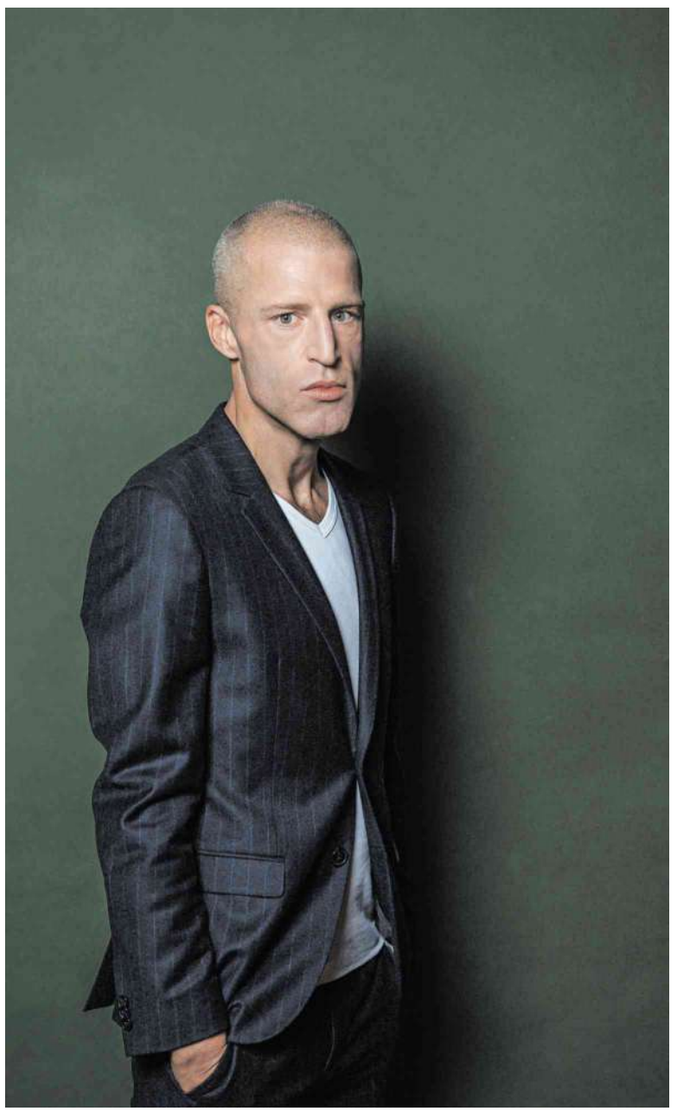
Kurz vor Serienstart war der sogenannte Zweite Mafia-Krieg ausgebrochen, mit dem die Corleonesi von Totò Riina sich an die Spitze der Cosa Nostra kämpften. Etwa 1000 Menschen wurden getötet. Es war ein Gemetzel, dem nicht nur Mafiosi und deren Familien, sondern auch Journalisten, Richter, Polizisten, Politiker zum Opfer fielen. Im April 1982 wurde der Abgeordnete Pio La Torre ermordet, der das Gesetz Nr. 646/1982, das die Zugehörigkeit zur Mafia als Straftatbestand wertete, auf den Weg gebracht hatte. Fünf Monate später tötete die Cosa Nostra General Alberto Dalla Chiesa, gerade 100 Tage im Amt als Präfekt der Provinz Palermo. Auch der Mitte der achtziger Jahre in Palermo stattfindende Maxi-Prozess, nach Jahren von Freisprüchen die erste wirkliche Reaktion des Staates auf die Mafia, beeinflusste die Serie und ihre Rezeption. Hunderte Angehörige der Cosa Nostra wurden zu insgesamt 2665 Jahren verurteilt, unter ihnen die Bosse Totò Riina und Bernardo Provenzano.

Zu verdanken hatte man das vor allem Giovanni Falcone. Er deckte den Heroinhandel zwischen Sizilien und Amerika auf, analysierte erstmals Bankbewegungen und gewann Mafia-Aussteiger wie Tommaso Buscetta als Kronzeugen. Sie enthüllten die Struktur der Cosa Nostra, von der bis dahin nur die Oberfläche bekannt war. Die Attentate auf Falcone und Borsellino infolge des Prozesses veränderten Italien für immer. Der Schock verwandelte sich in Zorn. Erste Anti-Mafia-Bürgerbewegungen entstanden, um die omertà zu besiegen, was letztendlich auch das Ziel von „La Piovra" war.

Giovanni Falcone hat einmal gesagt, der Tod sei in Italien der einzige Beweis für Glaubwürdigkeit. Möglicherweise trifft das auch auf Deutschland zu. Denn losgelöst von ihrem Kontext, wurde „Allein gegen die Mafia" hier vor allem als unterhaltsame Action wahrgenommen. Mordwellen, wie Italien sie erlebte, gab es nie. Seit 1990 sollen 30 Menschen durch Mafia-Organisationen getötet worden sein – im Vergleich zu Italien ist das nicht viel.

Viele Kritiker störten sich denn auch an der Härte der Gewaltdarstellungen. In einer Besprechung in dieser Zeitung hieß es, der „alltägliche Terror" in der Stadt des Kommissars sei „bisweilen sehr treffend" abgebildet. Andere werteten die Serie als Ausdruck des Verfalls des italienischen Autorenkinos. Ebenfalls in dieser Zeitung wurde die These aufgestellt, der „Niedergang der Mafia-Filme" beruhe auf dem „Niedergang der Mafia selbst".

Auskunft über die Funktionsweise der Mafia gab dagegen dreißig Jahre später „Gomorrha". Die Serie über die Familie Savastano, an deren Drehbuch Roberto Saviano mitgearbeitet hat, konzentrierte sich auf die Organisationsstruktur, erzählte sie als Welt für sich und stellte die Beziehungen der Camorristi zu externen Personen dar, die für den Clan nützlich sind. Eine Figur, die das Gute verkörperte, gibt es nicht. Die Serie ist frei von Stereotypen und Heucheleien, da ist nur das Böse. Genau das ist notwendig, um zu begreifen, wovon die Rede ist, wenn es um die Mafia geht.



Benjamin von Stuckrad-Barre, Jahrgang 1975 Foto Maurice Haas / © Diogenes

Weltgeist zum Frühstück

Die Autoren und Freunde Martin Suter und Benjamin von Stuckrad-Barre haben aus Gesprächen ein Buch gemacht: Warum sollte man den beiden zuhören?

Martin Suter, Jahrgang 1948 Foto Urs Jaudas

Martin Suter und Benjamin von Stuckrad-Barre haben gemeinsam ein Buch gemacht. Es heißt „Alle sind so ernst geworden“ und reiht sechzehn Protokolle von Gesprächen aneinander, welche die beiden seit 2018 in Hotels und bei Suter daheim in Zürich miteinander geführt haben. Die Gespräche sind nach Stichworten sortiert („Glitzer“, „Ibiza“, „Arbeit“, „Fotos“), drehen sich aber eigentlich um Motive jenseits davon, auf die vor allem Stuckrad-Barre zusteuert: öffentliches wie privates Sprechen, Jargon jeder Art, Karriere, Erwartungsdruck, Zusammenbrüche, Nomadentum, Selbstbild, Fremdbild, Drogen, es geht um *Natural Nigerian Grass* und auch um Günter Grass. „Bitte nicht der schon wieder!“, ruft Stuckrad-Barre, aber er ist halt am lustigsten, wenn er über den Nobelpreisträger redet.

All diese Motive sind Lebensmelodien des Schriftstellers und Moderators Stuckrad-Barre, weniger die Suters, aus dessen Leben man einiges erst in diesem Buch erfährt: dass sein Urgroßvater Pavillons hergestellt hat, beispielsweise. Und dass er seit 1975 in keiner Disco mehr war. Aber weil Stuckrad-Barre auch den größeren Gesprächsanteil hat, ist es kein Wunder, dass dieses gemeinsame Buch erst einmal gar nicht so sehr als ein neues auch von Martin Suter wahrgenommen wird. Obwohl es in dessen Hausverlag Diogenes erscheint. Und der Schweizer einer der erfolgreichsten Schriftsteller der Gegenwart ist.

Die Aufmerksamkeit konzentriert sich sofort auf Benjamin von Stuckrad-Barre. Der hat seit seinem ersten Roman „Soloalbum“ von 1998 viel dafür getan, dass die Antwort auf die Frage, was Benjamin von Stuckrad-Barre gerade tut, wo er steckt, wie es ihm geht, ob er schreibt oder dreht, auch diejenigen interessiert, die er nervt. Stuckrad-Barre hat die Kamera Herlinde Koelbls in sein Leben gelassen, als es ihm existentiell schlimm ging, er hat später von diesen Phasen, aber auch von seiner Pfarrhauskindheit und seinen Vaterfiguren wie Udo Lindenberg oder Helmut Dietl in einem mitreißenden Buch selbst erzählt, „Panikherz“ (2016), und er hat sich nie für eins allein entschieden: Schriftsteller oder Moderator, Texte oder Fernsehen.

Wenn jemand ständig unter Zuschreibungen wegtaucht, aber dafür sorgt, maximal sichtbar dabei zu bleiben, nur um wieder zu verschwinden, bis er *Stuckrad-tells-all*-mäßig abermals zurückkehrt, wenn jemand also Kontrolle ausübt und gleichzeitig Bedürftigkeit nach Sichtbarkeit zeigt, wie es auch in diesem Buch wieder der Fall ist: dann kann man nicht anders als hinzusehen. Er zieht auch das Publikum ins Rollenspiel hinein.

Die Aufmerksamkeit für das neue Buch fördert Benjamin von Stuckrad-Barre jedenfalls seit kurzem durch begleitendes Marketing im Internet: Prominente (Katja Riemann, Claus Kleber, Matthias Brandt) und andere alte Bekannte, die er auch schon bei früheren Büchern eingespannt hatte (Clueso, Klaas Heufer-Umlauf, Jan Delay), halten das Buch in die Kamera und sagen den Titel auf: „Alle sind so ernst geworden“. Suter hat die Clips auf seiner eleganten Website ebenfalls gelistet, Stuckrad-Barre bringt sie auf den Kanal zurück, der ihr Format hervorgebracht hat: Instagram.

Dass er alle Kanäle aufdreht, sobald ein neues Buch erscheint, gehört zur Inszenierung des Schriftstellers Benjamin von Stuckrad-Barre. Talkshow-Auftritte – wie jetzt im NDR, wo Stuckrad-Barre und Suter davon erzählten, wie sie sich vor zwei Jahren am Strand von Heiligendamm kennenlernten und dann entschieden, im Urlaub lieber gemeinsam zu arbeiten, so entstand das Buch – sind Routine. Auf dem Buchrücken sind acht Blurbs abgedruckt, von Sibylle Berg bis zu Hazel Brugger. In maximaler Intensität teilt Benjamin von Stuckrad-Barre der Welt mit, dass er ein neues Buch draußen hat: Das Ganze trägt unverkennbar seine Handschrift, nicht die Suters, der sich zwar auch zur Promotion seiner

ANZEIGE

Bestseller ins deutsche Vorabendprogramm setzt, aber es mehr wie ein Gentleman duldet als forciert.

Das alles drum herum so genau zu beschreiben bedeutet nicht, damit unterstellen zu wollen, dass hinter dieser drängelden Kampagne das eigentliche Werk, das Buch, zurücktritt. Die Kampagne ist das Werk. Ist davon nicht zu trennen, so wie in den Selbsterzählungen Stuckrad-Barres das Bedürfnis nach Aufmerksamkeit und das Hadern damit immer schon ineinander übergehen. Auch in diesen Gesprächen geht es immer wieder um Stuckrad-Barres Zusammenbrüche, sein Scheitern, Driften und Stranden und Weiterziehen. (Und das fällt am deutlichsten auf, wann immer die beiden an einen Punkt kommen, an dem es greifbar nah gewesen wäre, über das Unglück im Leben der Familie Suter zu sprechen, den Tod des jüngsten Sohnes, 2009. Dass sie es nicht tun, rührt umso mehr.)

Stuckrad-Barre jedenfalls ist fasziniert von der Werberwelt der achtziger Jahre, in der Suter, der stets Anzüge trägt und sein Haar mit Gel zurückkämmt, Karriere machte. Er fragt Suter wieder und wieder danach wie da gekokst wurde und wie die Leute dann geredet haben und ob vielleicht Suter auch einmal, nein, nicht, ganz sicher? Denn der sei ja vom Style her so eine Art „Falco-Halbbruder“. Suter verneint jedesmal und tut das einmal mit dem lustigen Hinweis, er sei ja meistens in Basel gewesen.

Wenn Stuckrad-Barre von seinen eigenen Süchten spricht, dann in Nebensätzen – oder er verwandelt den Absturz in Pointen. „Ich bin ja deshalb extra drogenabhängig geworden“, sagt er einmal, „damit meine Bücher stimmen.“ Ist das jetzt eine Pointe auf den Geständnissound in „Panikherz“? Oder auf Kritiker, die ihm kalkulierte Monomanie unterstellen? Es ist auf jeden Fall der Satz eines Menschen, der in seinem Leben eine Menge Sätze über sich selbst lesen musste und deswegen so tut, als würde er eine Pointe auf eigene Kosten machen. Am Ende ist es eine Pointe auf die Interpretation seiner autobiographischen Texte. Dieses Sprechen-im-Sprechen hatte Stuckrad-Barre in „Panikherz“ perfektioniert – was wie Koketterie klingt, könnte eine Art von Panzer sein, vorgeschützte Ironie: Ich mache den Gag, damit andere ihn nicht mehr über mich machen, aber keiner kann entscheiden, ob es auch für mich ein Gag bleibt. Im Dialog mit Suter kann Stuckrad-Barre diese Ambiguität jedoch nicht mehr kontrollieren, er hat nicht das letzte Wort. „Aha. Dafür“, antwortet Suter ihm nämlich hier. Und mit dem „Aha“ ist es entschieden.

Überhaupt neigt der leise, diskrete Suter manchmal etwas zum Pointenerklären in diesen Gesprächen. „Heute morgen wieder kam zum Frühstück alles so ein bisschen falsch“, erzählt Stuckrad-Barre, als die beiden sich übers Verliebtsein unterhalten. „Ich hatte Sonnenblumenvollkornbrot bestellt, und was kam, waren weiße, runde Pappbrötchen. Statt Avocado kamen Schokobons. Das gefiel mir gut, weil es ja phonetisch irgendwie erklärbar war.“ – „Schoko, Avocado? Beides mit O am Schluss“, antwortet Suter. Die Stelle ist typisch für das Projekt: einmal dafür, dass es sehr oft einfach nur so dahingelabert ist. Und man muss schon einige Geduld aufbringen, um zwei Bestsellerautoren dabei zuzuhören, wie sie über Konzeptalben der siebziger Jahre, Hunde-Kitas und Ibiza reden. Ein ganzes Kapitel lang unterhalten sie sich sogar mit der Siri-Sprachfunktion ihres Telefons, wie so ein Feuilleton von 2011.

Da es aber Stuckrad-Barres Methode ist, in Gesprächen Beiläufigkeit zu erzeugen, um so an einen Moment der Wahrheit zu gelangen, wird nicht einfach so dahingelabert, wenn dahingelabert wird. (Und ist es nur die Wahrheit, dass der Weltgeist zwei Verliebten Schokolade zum Frühstück schickt.) Es spricht zudem für den Ehrgeiz der beiden Autoren, dass sie das Dahingelaberte, die vielen mittelguten Gags stehenlassen. Das Buch wirkt so, als sei es einfach mitgeschrieben – dabei ist es durch und durch gestaltet. Hier sind ein pensionierter Werber und ein erklärter Feind des Authentischem am Werk, und deren Message ist: Wir sind so souverän, dass wir auch die Langeweile drinlassen, Hauptsache, es wirkt nicht präpotent wie die Gesprächsbücher amtlich verbürgter Schwergewichtsschriftsteller, die sich im Pfeifenrauch über den Weltfrieden beugen. (Davon hatte ja gerade die Schweiz einige besondere Exemplare zu bieten.)

Das nicht abzustellende, dauerpräsente Bewusstsein für die eigene Rolle und die Rolle aller anderen drum herum ist ein zentrales Thema für Stuckrad-Barre. Es zeigt sich in seiner Werkseinstellung, dem Zelebrieren von Sprechakten und Redensartlichkeit. Permanent geht es darum in den Gesprächen: um eine „Todesformulierung“ wie „Ich stehe da auch zu“, darum, die „Seele baumeln zu lassen“, mal eben „für kleine Jungs“ zu gehen, um „lecker frische Brötchen“ und einmal sogar um Leute, die über Wortspiele schimpfen. Das Zerlegen von Jargon ist Stuckrad-Barres Jargon, ist sein Instrument der Gesellschaftsbeschreibung. Es ist sogar zutiefst moralisch, es steckt ein Ernst darin, der sich selbst aber nicht zur Schau stellen will, weil das zu angestrengt wäre.

Doch es wirkt hier zum ersten Mal etwas im Gestern festgehakt, in der Schröder-Republik. Die Suter nicht bewohnt hat, anders als Stuckrad-Barre, deren Lockerton er damals in kurzen Reportagen wie kaum ein zweiter fixiert hat. Hätte man sich das wünschen sollen: dass sie auch über die sprachliche Verfassung der Merkel-Republik reden? Denkt man so. Dann fällt einem auf, dass das zu viel verlangt gewesen wäre für den Sound dieses Buchs – und merkt, wie gut sein Titel ist.

TOBIAS RÜTHER

„Alle sind so ernst geworden“. Diogenes, 272 Seiten, 22 Euro.

Urteil im Fall Bose

Der ehemalige Professor der Musikhochschule wurde freigesprochen

Der Kompositionsprofessor Hans-Jürgen von Bose, 66, wurde am Donnerstagnachmittag vor dem Münchner Landgericht I vom Vorwurf der mehrfachen Vergewaltigung freigesprochen. Die Schwester eines ehemaligen Studenten hatte Bose beschuldigt, in den Jahren ihrer gemeinsamen Beziehung 2006 und 2007 von ihm dreimal vergewaltigt worden zu sein. Er hatte die Vorwürfe der Anklage stets bestritten. Gleich am ersten Prozesstag sprach Bose von einer „Liebesbeziehung“, der Geschlechtsverkehr sei immer einvernehmlich gewesen. Nach acht Verhandlungstagen verurteilte das Gericht ihn zu sechs Monaten Haft auf Bewährung wegen Verstoßes gegen das Betäubungsmittelgesetz. Bei einer Hausdurchsuchung hatte die Polizei etwas mehr als fünf Gramm Kokain gefunden. Die Staatsanwaltschaft hatte insgesamt vier Jahre Haft gefordert.

Hans-Jürgen von Bose ist, nach dem früheren Präsidenten Siegfried Mauser, bereits der zweite hochrangige Professor der Münchener Musikhochschule, dem der Prozess gemacht wurde. Mauser wurde in den Jahren 2018 und 2019 in insgesamt drei Fällen der sexuellen Nötigung für schuldig befunden.

Der Fall Bose ist juristisch in vielerlei Hinsicht verfahren, nicht nur weil die Tatvorwürfe lange zurückliegen und die Anzeige der Frau bereits sechs Jahre her ist, sondern auch weil in der Zwischenzeit das Sexualstrafrecht in Deutschland verschärft worden ist, das Verfahren sich aber nach dem alten Recht richten musste. Der Vorsitzende Frank Schaulies bemühte sich um eine ausführliche Begründung des Urteils, das sich auf den ersten Blick widersprüchlich liest. Die Kammer kam zu der Überzeugung, dass der Geschlechtsverkehr in den drei angezeigten Fällen „nicht einvernehmlich“ war, den Straftatbestand der Vergewaltigung sah sie dennoch nicht vorliegen.

Zum Zeitpunkt der Vorfälle waren sexuelle Handlungen nur dann strafbar, wenn gegen den erkennbaren Willen des Opfers zusätzlich eine Gewalt- oder Todesdrohung oder das Ausnutzen einer schutzlosen Lage erkennbar gewesen waren. Seit der Änderung des §177 reicht heute eine Handlung gegen den erkennbaren Willen des Opfers aus. Diese Bedrohungslagen konnte die Kammer aufgrund der Aussage der Frau und des Ergebnisses des aussagepsychologischen Gutachtens, der beiden wesentlichen Beweismittel, nicht erkennen. Das Gericht hielt die Schilderungen der Frau für glaubhaft, sprach aber auch davon, dass ihre Erinnerung „nicht frei von Verzerrungen“ gewesen sei.

Dass es sich jedoch um eine klassische „Liebesbeziehung“ gehandelt habe, das glaubt auch Richter Schaulies nicht, der die Beziehung zwischen Bose und der 22-jährigen Frau in ein „Klima der Demütigung, Erniedrigung und Perversion“ einordnete. Auch Gewalt spielte eine Rolle, etwa wenn Bose, der im Schlafzimmer eine Schreckschusspistole aufbewahrte, im Jähzorn einen Aschenbecher nach ihr warf oder drohte, er bräuchte nur einmal hinlangen, und ihr Gehirn klebe an der Wand. Schaulies sprach von einer „Zwangslage“ der Frau und von ihrer berechtigten Angst vor dem von ihr beschriebenen „Strafmodus“ Boses, aber er machte auch deutlich, dass diese Form der psychischen Gewalt, wenn sie nicht im direkten Zusammenhang mit dem Geschlechtsverkehr passierte, vor dem Gesetz damals nicht unter Strafe stand.

Für den Anwalt der Nebenklage, Roland Weber, steht fest, dass Bose „mit der jetzigen Fassung des Sexualstrafrechts nicht davongekommen wäre“. Offensichtlich ahnt Hans-Jürgen von Bose das auch selbst, der seine letzten Worte an seine ehemalige Partnerin richtete, die beim Urteil nicht im Saal war: Seine Aggressionen und Demütigungen täten ihm heute sehr leid, er wünsche ihr, dass sie darüber hinwegkomme.

THILO KOMMA-PÖLLATH

Illustration Kat Menschik

Mit dem Körper komponiert

Ein paar Takte und Blue Notes zu Beethoven, getauft am 17. Dezember vor 250 Jahren

Dass Ludwig van Beethoven eine Herausforderung und eine Zumutung ist, das spürt und erfährt man womöglich am besten, wenn man erst einmal die Rolling Stones auflegt, „You Can't Always Get What You Want“, einen fünfzig Jahre alten Song mit verkatertem Text und einem berauschenden Refrain, was eine subtile Spannung schafft. Donald Trump spielte diesen Song bei seinen Wahlkampfauftritten, die Rolling Stones versuchten, das zu verbieten, dann war zum Glück der Wahlkampf vorbei. Dass Donald Trump etwas missverstanden hat, erschließt sich sofort beim Hören. Dass die Musik aber beschädigt, ja dass die Rolling Stones widerlegt wären, bloß weil ihr politischer Gegner sich diesen Song für seine Zwecke angeeignet hat: Davon kann keine Rede sein. Man kriegt, was man will, wenn man den Song auflegt.

Dass das mit Beethoven viel komplizierter ist, das sieht und hört man, zum Beispiel, in einem alten Filmausschnitt (der auf Youtube verfügbar ist): Es ist das Jahr 1942, der 19. April, der Vorabend von Hitlers Geburtstag, und in der alten Berliner Philharmonie dirigiert Wilhelm Furtwängler die Neunte Symphonie. Es sind die letzten fünf Minuten, das jubilierende Finale, Furtwängler tanzt fast beim Dirigieren. Und im Publikum sitzt und lauscht, fast andächtig, ein Publikum, das wie die Elite des Naziregimes aussieht, mittendrin Joseph Goebbels. Einmal gibt es einen Schnitt, und man sieht neben dem Orchester ein Hakenkreuz hängen, so groß wie hundert Geigen. Und spätestens in diesem Moment möchte man sich abwenden oder die Ohren zuhalten, weil beides zusammen doch nicht möglich ist: der Chor, der „alle Menschen werden Brüder“ singt, und die sogenannten Herrenmenschen im Parkett; die ungeheure Freiheit dieser Musik und die Befehlsempfänger, die auch morgen ihrem Führer nicht widersprechen werden. Und wenn Furtwängler, der Chor und das Orchester sich verbeugen und der Applaus nicht aufhören will, dann meint man in diesem Händeklatschen das Dementi Beethovens zu hören, die kategorische Verneinung, die Absage an alle, die bis dahin glaubten, dass solche Musik ihre Hörer zu Höherem dränge und bewege.

Kann schon sein, dass das eine romantische Illusion ist, altmodische Schwärmerei, pubertärer Kitsch – aber es ist halt zugleich auch die schwer zu widerlegende Wahrheit eines jeden Kopfes, der einigermaßen geübt im Hören ist und empfänglich genug, sich in den besten Momenten dieser Musik nicht nur hinreißen, berühren, begeistern zu lassen. Sondern sich gewissermaßen zu erheben und sich als Teil zu empfinden von etwas, was größer und bedeutender ist als nur der eigene Geschmack und die eigene Leidenschaft. Dass das keine Frage der Moral ist, dass es also nicht bloß das Gute ist, zu dem diese Musik einen erhebt, das kann man allerdings sehr gut sehen und hören in Stanley Kubricks dystopischem Film „A Clockwork Orange“, in dem die Neunte Symphonie, vor allem ihr zweiter Satz, als akustischer Terror angewandt und erfahren wird; Alex, der kaputte Held des Films, kann am Schluss die Musik nicht mehr ertragen und stürzt sich aus dem Fenster.

Und trotzdem bleibt es ein Skandal, dass Beethoven den Nazis eine Freude war. Haben sie nicht Bücher, in denen weit weniger Aufruhr und Widerstand war, verboten und verbrannt? Haben sie nicht Gemälde, weil darin zu viel Freiheit war, in die Depots verbannt? Hätten sie nicht Beethoven verbieten müssen? Der Jazz war doch auch verboten.

Schließlich hat uns das jetzt zu Ende gehende Beethoven-Jahr gelehrt, dass Beethovens Musik zu hören geradezu ein Beweis staatsbürgerlicher Reife und demokratischer Gesinnung sei: Beethoven stehe „für ein kosmopolitisches Lebensgefühl, für eine Gesellschaft, in der Musik einen wesentlichen Teil der Zivilisation ausmacht, für die unbedingte Anerkennung der Menschenrechte . . .“, so hat das der Musikwissenschaftler Ulrich Konrad, stellvertretend für die gesamte sinnstiftende Klasse, ausgedrückt. Schon im Koalitionsvertrag für die vergangene Legislaturperiode hatten sich die Regierungsparteien auf Folgendes geeinigt: „Der 250. Geburtstag von Ludwig van Beethoven im Jahr 2020 bietet herausragende Chancen für die Kulturnation Deutschland im In- und Ausland. Deshalb ist die Vorbereitung dieses wichtigen Jubiläums eine nationale Aufgabe.“

Aber wer die Botschaft Beethovens zu hören meint, muss fast immer Dinge außerhalb der Musik zitieren. Schillers „Ode an die Freude“, das Libretto des „Fidelio“, die Widmung der Eroica für Bonaparte, die Beethoven angeblich von der Partitur kratzte, als Napoleon sich zum Kaiser krönte. Und wer die Musik in Worte fassen will, hat ständig mit Übersetzungsfehlern zu kämpfen. Beethoven sei die deutsche Musik schlechthin, haben die Deutschen einander schon deshalb erzählt, weil sie damit quasi teilhatten an seinem Genie; aber in ihren Tornistern hatten die Soldaten des Ersten Weltkriegs die Beethoven-Biographie des Franzosen Romain Rolland, die ihnen wenig half beim Überleben in den Schützengräben.

Beethoven, das sei gewissermaßen der Soundtrack der Aufklärung, nicht nur weil der Komponist in seinem Tagebuch einmal Kant zitiert, den Satz vom bestirnten Himmel über uns und dem Sittengesetz in uns; deshalb aber auch. Nur dass Beethoven, manchmal in ein und demselben Stück, auch das Gegenteil ist, rauschhaft, dunkel, absolut unvernünftig in seiner Leidenschaft. Und natürlich kann man die Musik als Ausdruck und Erkenntnis des Menschseins, ja, wie Richard Wagner das nannte, als „menschliches Evangelium“ hören. Nur kommt dabei womöglich das Göttliche zu kurz; und der Unmensch Goebbels hörte nicht auf, ein Unmensch zu sein, wenn die Neunte Symphonie verklungen war.

Ludwig van Beethoven, gestorben vor 193 Jahren, wäre interessant für uns Heutige auch dann, wenn er nur halb so gute Musik komponiert hätte: als Charakterkopf und Unterwerfungsverweigerer in einer Welt, in welcher die Bürger noch längst nicht an der Macht waren; als Solo-Selbständiger, freier Unternehmer und Agent seines eigenen Talents; als großer Liebender, dessen Begehren keine Standesgrenzen kannte, weshalb es dann nie etwas Festes wurde mit den adeligen Damen, die er anhimmelte und denen er seine zartesten Kompositionen widmete; schließlich als Sieger über sein eigenes Gebrechen, als der Mann, der seiner Taubheit die schönste Musik abringen konnte.

Der „Spiegel“ hat, anlässlich des 249. Geburtstags vor einem Jahr, noch einmal die populäre Vermutung artikuliert, dass ein glücklich verheirateter Beethoven wohl kaum Musik von solcher Tiefe und Vollkommenheit hätte schreiben können. Genauso gut kann man aber das Gegenteil behaupten: dass nämlich, wer solche Musik im Kopf hat, für die Wirklichkeit, zum Beispiel einer ordentlichen Ehe, verloren ist. Mit drei Flaschen Wein am Tag hat Beethoven zuletzt diese Verlorenheit bekämpft; und das Blei, mit dem der Wein damals versetzt war, hat ihn schließlich vergiftet.

Was jedem, der sich an die Heldensagen modernerer Musik erinnern kann, an die Geschichten vom Leben und Sterben von Charlie Parker, Amy Winehouse, Prince, vertraut vorkommen muss. Und natürlich sind Heldensage und Geniekult die angemessenen Formen, sich mit Beethovens Leben und Werk zu befassen – auch wenn Experten und Akademiker davor warnen, weil Schwärmerei den analytischen Blick eher trübe und auch das größte Genie aus seinem musikalischen, gesellschaftlichen und politischen Kontext heraus betrachtet werden müsse. Und eine feministische Kritik sieht im Geniekult ohnehin nur den Versuch, männliche Dominanz zu feiern. Wobei das eine ja nicht der Widerspruch zum anderen ist; im Gegenteil: Je mehr man weiß über diese Musik, je genauer man ihre Bedingungen und ihre Machart durchschaut, desto mehr Anlass findet die Emphase.

Und der Wille, diese Musik zu feiern und ihren Schöpfer zu bewundern und zu verehren, die Bereitschaft, sich hinzugeben und auszuliefern und die Musik wie einen Rausch zu erleben, ist auf jeden Fall angemessener als der Versuch, darin die Vertonung der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte zu hören, eine Kritik der musikalischen Vernunft (oder auch das musikalische Pendant zu Hegels Logik, was Adorno gern bewiesen hätte; woran er aber gescheitert ist).

Man meint ja (und weiß es nicht genau, weil man in andere Köpfe nicht hineinhören kann) in diesen Tagen eine andere, eine sinnlichere, unbefangenere, lässigere Art, Beethoven zu hören, wahrzunehmen. Man bekommt, wenn man nicht völlig weltfremd gelebt hat, ja den Pop, den Jazz, den Hip-Hop nicht heraus aus seinem Kopf. Und manchmal ist es, als wären Grundkenntnisse dieser Musik sogar hilfreich: die herrlichen Blue Notes im ersten Satz der Waldsteinsonate, die vertrackten Grooves im dritten Satz der Appassionata, der symphonische Powerpop im zweiten Satz der Siebten Symphonie oder der zweite Satz der Eroica, der in manchen Takten nach New Orleans klingt – all das öffnet sich einem Kopf, der mit den synkopischen Rhythmen der populären Musik vertraut ist, viel leichter.

Und dann, vielleicht der schwierigste Fall, die 32. Sonate, seine letzte, der Thomas Mann eine unvergessliche Passage im „Doktor Faustus“ widmete, wobei er, wenn er die Frage nach Subjektivität und Objektivität dieser Harmonien diskutierte, dabei von Theodor W. Adorno so gut befeuert wurde, dass sich der Text bei Adorno auch damit bedankte, dass Mann, wenn er das zarte Thema der Arietta lautmalerisch zu fassen suchte, immer wieder die Silben „Wie-sen-grund“ anschlug. Adorno spricht vom „Widersinn, dass der letzte Beethoven zugleich subjektiv und objektiv genannt wird. Objektiv ist die brüchige Landschaft, subjektiv das Licht, darin einzig sie erglüht.“

Man folgt alldem sehr gern und zustimmend; und zugleich möchte man fragen: Habt ihr nicht den Thelonious-Monk-haften Minimalismus im Thema gehört? Und dann, im Mittelteil, den besten Boogie der ganzen Wiener Klassik? Und kann es eigentlich sein, dass sechzig, siebzig Jahre später, als der Jazz und der Blues entstanden, jemand auf einem verstimmten Piano in einer Honky-Tonk-Bar in Louisiana genau diesen zweiten Satz spielte. Und dass das Publikum darin seinen Blues und seine Sehnsucht sehr gut ausgedrückt fand?

Seit mehr als hundert Jahren kursiert das Gerücht, Beethoven sei schwarz gewesen, Abkömmling afrikanischer Söldner in den spanischen Niederlanden; und in den frühen Sechzigern, als es den amerikanischen Schwarzen darum ging, sich aus einer weißen Geschichtsschreibung zu befreien, wurde diese Hypothese ziemlich populär. Der genealogische Beweis war schwer zu führen, der musikalische ging umso einfacher: Hört doch nur auf die Synkopen, die Bluestöne, die Breaks in den Sonaten! Was natürlich schon deshalb Quatsch ist, weil niemand den Blues in den Genen hat. Oder gar im Blut.

Richtig ist aber, dass diese Musik mit dem Körper komponiert ist und mit dem Körper wahrgenommen werden will. Zum einen, weil der ertaubende Beethoven mit dem Trommelfell allein eben kaum noch etwas hörte. Und zum anderen, weil die Säle, in denen die Symphonien uraufgeführt wurden, so klein waren, dass, wenn da ein Symphonieorchester spielte, der Lärm gewaltig war. Hundertzehn Quadratmeter hat der Saal im Palais Lobkowitz, wo die Eroica uraufgeführt wurde – in einem Interview mit der „Zeit“ hat die Musikwissenschaftlerin Birgit Lodes darauf hingewiesen, dass der Schalldruck so hoch war, wie wenn in der Berliner Philharmonie tausend Musiker spielten. Im Berghain wäre es leise dagegen.

In einem Beitrag fürs Online-Magazin „Van“ hat der Schriftsteller Thomas von Steinaecker die Frage, ob Beethoven schwarz war, sehr nachvollziehbar mit „nein“ beantwortet. Die schönste Pointe liefert aber Charles M. Schulz in einem Peanuts-Comic, der darin eingebettet ist. Da sitzt Schroeder, wie immer, an seinem Kinderklavier und spielt Beethoven, und Lucy sitzt neben ihm und erzählt, was sie gerade gelesen hat: „Einige Wissenschaftler fühlen, dass Beethoven schwarz war.“ – „Wirklich?“, fragt Schroeder, dann schweigt er erst einmal. Und dann: „Willst du mir damit sagen, dass ich all die Jahre ‚Soul‘-Musik gespielt habe?“

Was soll man ihm schon antworten als: „Ja, klar!“

CLAUDIUS SEIDL

Einen Text über die medizinischen Leiden Ludwig van Beethovens lesen Sie auf Seite 65.

»Das ist Hammer. Super spannend. Respekt!«
Udo Lindenberg

ÜBERRAGENDES MEDIENECHO!

»Im Buchregal sollte dieser Thriller zwischen Jules Verne und Frank Schätzing stehen.«
Gabor Steingart Morning Briefing

»Der neue Roßmann: …ein bisschen James Bond, ein bisschen Frank Schätzing.«
Die Zeit

»Mindestens so irre wie spannend.«
Hamburger Abendblatt

»Ein rasanter Öko-Science-Fiction-Thriller.«
Münchner Merkur

»Ein Weckruf an die mächtigsten Politiker der Erde.«
Süddeutsche Zeitung

»Tollkühner Salto in die Utopie.«
Kölner Rundschau

»Spannender, detailreicher, kundiger Pageturner. Figuren werden mit wenigen Strichen zu echten Menschen.«
Westfälische Rundschau

»Anders ist das Megathema Klimawandel literarisch kaum zu packen.«
Siegener Zeitung

»Ein richtig guter, sehr spannender, sehr unterhaltsamer Thriller.«
Hannoversche Allgemeine Zeitung

»Eine wilde, vielstimmige, rasante und sehr unterhaltsame Geschichte.«
Leipziger Volkszeitung

»Alles, was man über den Klimawandel wissen muss, erfährt man in diesem Roman.«
Nürnberger Nachrichten

»Ein wilder Ritt, klug komponiert, sehr spannende Lektüre.«
Neue Presse

»Ein rasanter Thriller.«
Neue Ruhr Zeitung

»Als Romancier orientiert sich Roßmann in seinem warnenden Stil und den wissenschaftsbasierten Passagen an Vorbildern wie Frank Schätzing.«
tz

ROSSMANN
Mein Drogeriemarkt

Das letzte Abendmahl in Milo Raus Film „Das Neue Evangelium“, in der Mitte Yvan Sagnet als Jesus

Foto Armin Smailovic

An der Schmerzgrenze

Zwischen Kunst, Dokumentation und Aktivismus: Der Schweizer Regisseur Milo Rau hat im süditalienischen Matera seinen Film „Das Neue Evangelium“ gedreht, mit einem schwarzen Jesus, mit Flüchtlingen, Feldarbeitern und einem Mann, der einen Stuhl peitscht

Die meisten Leute wissen, dass die Kleider, die sie kaufen, häufig von Menschen gefertigt werden, deren Lebensbedingungen ihrer unwürdig sind. Man kann das aber gut verdrängen, denn das ist ja meist weit weg, in Asien zum Beispiel. Erstaunlich wenige Leute wissen dagegen – vielleicht wollen sie es nicht wissen –, dass auch ihr Essen, die Dosentomaten, die das ganze Jahr über verfügbar sind, die Zitronen und Orangen, das Produkt von Sklavenarbeit ist. Ein anderes Wort trifft es nicht, wenn Menschen, ganz in unserer Nähe, in Süditalien zum Beispiel, ohne Arbeitserlaubnis und Aufenthaltsgenehmigung für uns schuften, von den paar Euro, die sie am Tag verdienen, auch noch den Bus bezahlen müssen, der sie auf die Felder bringt, das Wasser, das sie in der brütenden Hitze trinken; Menschen, die zu Hunderten in Lagern leben und keine angemessene medizinische Versorgung haben. Es gibt diese Lager, sehr viele davon, und sie sind riesig.

Der Schweizer Regisseur Milo Rau hat einen Film über diese und mit den Menschen gemacht, die dort leben. „Das Neue Evangelium“ ist, wie der Titel schon sagt, einerseits die Neuverfilmung des Evangeliums, gedreht wie schon „Das erste Evangelium – Matthäus“ von Pier Paolo Pasolini und Mel Gibsons „Passion Christi“ im süditalienischen Matera. Und es ist, andererseits, eine Dokumentation über die Dreharbeiten zu diesem Film, die Suche nach Protagonisten und die Geschichte der „Rivolta della dignità“, der Revolution der Würde, die diese Protagonisten zeitgleich mit den Dreharbeiten beginnen. Wie in vielen Projekten des Schweizer Regisseurs sind die Grenzen von Kunst und Aktivismus fließend.

Als Matera den Zuschlag als Kulturhauptstadt 2019 bekam, beauftragte die Stadt Milo Rau, zu diesem Anlass ein Projekt zu entwickeln. Das konnte nur das Evangelium sein, dachte Rau, wie schon Pasolini und Gibson, auf die er sich explizit bezieht. In der ersten Szene des Films sieht man den Regisseur und seinen Hauptdarsteller Yvan Sagnet, die im Dämmerlicht über die Stadt blicken: „Dahinten“, sagt Rau, „ist Golgota“. Der Hügel, auf dem Jesus gekreuzigt wurde. Und Sagnet schaut und sagt: „Unglaublich, wie schön es hier ist.“

Schnitt. Eine Ansammlung von Wellblechhütten, zwischen denen ein paar Straßenhunde streunen. Es ist der Ort, an dem sich Rau und Sagnet, der den ersten schwarzen Jesus der Filmgeschichte spielt, auf die Suche nach den weiteren Hauptdarstellern, den Aposteln, machen werden. Es ist die Unterkunft derjenigen, die täglich auf den Feldern schufften. Diese beiden Bilder sind für den Einstieg gut gewählt, umreißen sie doch genau, was Italien, ja ganz Europa ist: ein Ort von großer Schönheit und Geschichte, ein Heilsversprechen für viele, das sich aber häufig als etwas ganz anderes herausstellt, als Ghetto aus Wellblechhütten zum Beispiel, in dem Menschen andere Menschen wie Tiere behandeln.

Kaum eine Stadt wäre besser geeignet als Matera, um diese ambivalente Geschichte zu erzählen. Denn die Landschaft der Basilicata, der Region, in der die Stadt liegt, gehört zu den schönsten, aber auch abgeschiedensten Gegenden Italiens und ist, wie Matera, legendär und provinziell zugleich. Nicht zufällig wählte Pasolini die Stadt für sein Evangelium, denn tatsächlich erinnern die kargen Hügel und die Architektur an Jerusalem; zugleich lebten dort die Menschen, von denen Pasolini gern erzählte: die Übersehenen und Vergessenen. Auch heute gibt es diese Menschen noch, nur kommen sie oft nicht aus Italien, sondern aus Afrika. Einmal in Matera angekommen, sagt Rau im Film, sei ihm klargeworden, dass er dieses Evangelium hier nicht drehen könne ohne die Menschen, die, für viele unsichtbar, in den Baracken jenseits der Stadtgrenze hausen. Genau deshalb fiel die Wahl seines Hauptdarstellers auf Sagnet, einen Aktivisten aus Kamerun, der sich seit Jahren für die Rechte der Feldarbeiter einsetzt und damit in Italien landesweit bekannt geworden ist.

Ganz zu Beginn erzählt Sagnet seine Geschichte: Wie er als junger Mann auf die Felder im Süden kam, um sich sein Ingenieurstudium in Turin zu finanzieren. In dem Moment, in dem einer seiner Kollegen auf dem Feld umkippte und der Vorarbeiter sich weigerte, ihm zu helfen, wurde Sagnet zum Aktivisten. Er organisierte Arbeiterproteste, schrieb Bücher und wurde 2017 vom italienischen Staatspräsidenten Sergio Mattarella mit dem Ritterorden der italienischen Republik ausgezeichnet. Vor einigen Jahren gründete er die Organisation „NoCap“, die sich gegen die Ausbeutung von Arbeitern einsetzt und ein Siegel eingeführt hat, an dem Käufer im Supermarkt erkennen, ob die Produkte unter fairen Bedingungen entstanden sind. NoCap ist die Kurzform von „No Caporalato“, wie sich die mafiosen Strukturen nennen, die große Teile der italienischen Landwirtschaft beherrschen. Sagnet vermittelt Feldarbeiter mit einer legalen Arbeitserlaubnis an Bauern, die bereit sind, diese angemessen zu bezahlen, und sucht nach Supermärkten, die die fair produzierte Ware zu einem ausreichend hohen Preis anbieten möchten. Im Moment sind das wenige, aber es werden mehr.

Die Jünger, die sich Sagnet als Jesus sucht, sind alle Leidtragende des ausbeuterischen Systems, das den Handel mit Obst und Gemüse seit Jahrzehnten dominiert. Die meisten von ihnen sind Feldarbeiter, aber auch ein italienischer Bauer ist dabei, dessen kleiner Betrieb es schwer hat, mit den großen billigen Konkurrenten Schritt zu halten. Und eine Frau: eine ehemalige Prostituierte, die nun gegen Menschenhandel und Prostitution kämpft. Mit ihnen beginnt Sagnet seine „Revolution der Würde“, den Kampf um bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen.

Trotz seiner aktivistischen Botschaft stellt „Das Neue Evangelium“ aber nicht nur schlicht die Guten den Bösen gegenüber, sondern zeigt auch die Schwierigkeiten, die während der Dreharbeiten entstehen. Die Arbeiter beschweren sich, als sie ihre Proteste im Nirgendwo abhalten sollen. Doch auch in Matera, mitten in der Stadt, wo sie gesehen werden, hört man ihnen deshalb noch lange nicht zu. Und so bekommen die Zuschauer des Films auch die desinteressierten Blicke einiger Passanten zu sehen.

Die Fülle von Geschichten und Gesichtern ist eine Stärke des Films und zugleich seine Schwäche. Im ständigen Wechsel zwischen Protest-, Casting- und Filmszenen muss man versuchen, Schritt zu halten. Als eines der Lager, in dem die Dreharbeiten stattfinden, geschlossen wird, weil bei einem Brand eine Frau zu Tode gekommen ist, richtet sich der Zorn der Bewohner, die nun auf der Straße stehen, nicht nur gegen die Behörden, sondern auch gegen die Filmcrew. Dramaturgisch nutzt Rau diesen Umstand, um Zweifel an Jesus zu nähren, die möglicherweise zum Verrat durch Judas führen. Doch es ist nicht immer leicht, diesen Erzählsträngen, den Übergängen zwischen Dokumentation und Fiktion zu folgen.

Wie in seinen Theaterstücken stellt Milo Rau den Laiendarstellern, um deren Geschichte es hauptsächlich geht, auch diesmal professionelle Schauspieler zur Seite. An Prominenten herrscht kein Mangel: Als Johannes der Täufer tritt der kürzlich verstorbene Enrique Irazoqui auf, der in Pasolinis Verfilmung den Jesus gespielt hatte. Maia Morgenstern gibt, wie schon bei Gibson, die Maria. Marcello Fonte, der für seine Rolle in „Dogman“ in Cannes als bester Schauspieler ausgezeichnet wurde, spielt Pontius Pilatus, Vinicio Capossela, ein berühmter italienischer Sänger, ist der Erzähler. Es brauchte diese Namen nicht, um den Geschichten der Laien die Kraft zu geben, die sie ohnehin haben. Aber natürlich heben sie Raus Film ab von einem Dokumentarfilm, der er auch ist. Außerdem hat dieses große Panorama von Persönlichkeiten und Gesichtern einen besonderen Reiz. Da ist einerseits ein Bewohner Materas, der sich als Darsteller bewirbt, aber nicht sicher ist, ob das vielleicht mit den Dreharbeiten zum James-Bond-Film kollidiert, die zur selben Zeit stattfinden. Und andererseits einer der Jünger, der erzählt, wie er über das Mittelmeer kam, wie dunkel und bedrohlich das Meer war, dieses Gefühl, nun kein Land zu haben, keinen Ort. Eine Geschichte, wie man sie selten von Betroffenen selbst hört.

Milo Rau ist bekannt dafür, seine Zuschauer an die Schmerzgrenze zu bringen. Er zeigt psychische und physische Gewalt. Und man könnte annehmen, dass er kein großer Fan von Triggerwarnungen ist, besteht doch seine Art des Erzählens darin, zu zeigen, was ist, und die Zuschauer zum Hinsehen zu zwingen. „Das Neue Evangelium“ ist da keine Ausnahme. Bei einem Casting meldet sich ein Italiener, ein sympathischer junger Mann, der die Rolle eines römischen Soldaten übernehmen möchte. Als Katholik einen derjenigen zu spielen, die Jesus auspeitschen, seinen Gott zu knechten, reizt ihn. Rau bittet ihn vorzuspielen. Was dann folgt, ist beinahe unerträglich anzuschauen: Er peitscht einen Stuhl, doch was er sagt, ist noch schlimmer. Während der junge Mann mit einer diabolischen Freude einen rassistischen Witz nach dem anderen reißt, fragt man sich unwillkürlich: Hat er ein Skript? Oder improvisiert er und hat all diese grausigen Sprüche tatsächlich spontan parat?

Rau löst das glücklicherweise nicht auf. Er stellt Szenen nebeneinander, unkommentiert. Sein Film erzählt die Geschichte des Evangeliums nicht neu, die darstellenden Sequenzen sind, abgesehen von ihren Interpreten, sogar ziemlich konventionell. Aber er setzt die Geschichte in einen neuen, zeitgenössischen Kontext, um ihre Botschaft zu erneuern. Und die, sagt Sagnet einmal, gehe über die Religion hinaus.

ANNA VOLLMER

Ab nächsten Donnerstag ist der Film im Stream verfügbar: https://dasneueevangelium.de/#digitales-ticket. Ein Drittel des Ticketpreises von 9,99 Euro geht an ein Kino, das die Zuschauer selbst auswählen können.

DAS SCHÖNSTE VOM WINTER!
Unwiderstehliche Looks für wildes Wetter, Beauty-Talente,
die wirklich wirken, und Soul-Food, das uns glücklich macht.
Plus: das große Horoskop für ein verheißungsvolles Jahr 2021 ...

In der neuen ELLE. Jetzt im Handel.

DER WAHRE STIL. ELLE

Auch als E-Paper erhältlich unter: www.elle.de/epaper

www.elle.de

Wie viel Friedrich steckt in mir?

In der schwedischen Serie „Liebe und Anarchie“ soll eine Unternehmensberaterin einen Literaturverlag in die digitale Zukunft führen – und stößt auf Widerstand. Warum fühle ich mich als Verlegerin ertappt?

Von Lina Muzur

Sofie fängt bei Lund & Lagerstedt an, dem Verlagshaus, das seit Jahrzehnten für große Literatur steht. Foto Ulrika Malm

Als letztens einer dieser raren Tage war, an denen ich mich überhaupt noch ordentlich anzog und das Haus verließ, mich aufs Fahrrad setzte und ins Büro fuhr, hörte ich zum ersten Mal in meinem Leben einen Podcast. Podcasts hatte ich bis dahin nicht gehört, da ich als Leiterin eines kleinen literarischen Verlags viel zu sehr damit beschäftigt war, das gute alte Buch zu protegieren. Bei dem Podcast jedenfalls wurde von einer bekannten britischen Autorin eine Short Story eines weltberühmten amerikanischen Autors vorgelesen und interpretiert. Es handelte sich um die Erzählung „New York Girl“ von John Updike, in der ein verheirateter Mann, der mit seiner Familie in den Suburbs lebt, eine Affäre mit einer alleinstehenden Frau anfängt, die in einem kleinen New Yorker Apartment lebt. Nachdem die Erzählung vorgelesen worden war, ging es um die Frage, ob sie sexistisch sei, schließlich wisse man inzwischen ja, dass Updike seine Frauenfiguren immer nur als Hausmütterchen oder als Sexualobjekte darstelle. Die Frage wurde von der großen britischen Autorin klar verneint, wobei sie auf Updikes einfühlsame Beschreibungen der New Yorkerin verwies.

Ich dachte, dass ich Updike immer noch für einen meisterhaften Erzähler hielt, und dann dachte ich, wie merkwürdig es war, dass er mich dazu brachte, Mitleid mit einem Mann zu haben, der mit seinem Eigenheim am Rande der Großstadt und seiner perfekten Kleinfamilie ein Leben führte, das gemeinhin als erstrebenswert galt und ihn trotzdem anödete. Es war merkwürdig, dass er als Opfer genau der Familienidylle dargestellt wurde, nach der sich seine New Yorker Geliebte sehnte.

Kurz darauf rief mich ein Freund an, der immer genau die Serien liebt, die ich ganz furchtbar finde, und erzählte mir von der neuen schwedischen Netflix-Serie „Kärlek & Anarki“ (dt. „Liebe und Anarchie“), durch die er nicht nur Schweden, sondern auch Greta, das Nobelpreiskomitee und noch vieles mehr verstanden hätte. Sofort legte ich meine Bücher beiseite und machte den Fernseher an. Als irgendwann mitten in der Nacht die letzte Folge abgespielt war, hatte ich zwar weder Schweden noch Greta besser verstanden, fühlte mich aber in meiner Funktion als Verlagsleiterin seltsam ertappt und wurde das Gefühl nicht los, dass die Serie womöglich genau das Produkt unserer Zeit war, auf das wir alle gewartet haben.

Es fängt damit an, dass wir bereits in Minute zwei der ersten Folge die Hauptdarstellerin beim Masturbieren beobachten. Sofie hat zuvor während des Frühstücks mit ihrem Ehemann Johan (der sich schon bald als ein großes Arschloch entpuppen wird) den Familienkalender synchronisiert (er hat eine Padel-Tennis-Verabredung), hat ihre Handtasche gepackt für den ersten Tag im neuen Job (sie ist Unternehmensberaterin), ist dann ins Badezimmer gegangen, hat ein Pornovideo auf ihrem Handy angemacht, sich Kopfhörer ins Ohr gesteckt und die Hose runtergezogen. Obwohl sie es nicht sein sollte, ist diese Szene schockierend. Sie ist schockierend in ihrer Alltäglichkeit, und sie ist schockierend, weil es niemals die Frauen sind, sondern nur die Männer, die sich mal eben schnell im Bad einschließen, und weil die Frauen, falls sie es trotz aller Unwahrscheinlichkeit doch tun, dabei ganz sicher nicht so unelegant aussehen.

Nun ist es so, dass die Familie Rydman in einem ziemlich spektakulären Stockholmer Stadthaus lebt, das genau mit den Gegenständen ausgestattet ist, die ein finanziell gut aufgestelltes Großstadtpaar mit zwei Kindern besitzen sollte. Es gibt einen holzvertäfelten Treppenaufgang mit floral tapezierten Wänden, eine offene, taubenblau gestrichene Küche mit einer Barista-Espressomaschine, Wegner-Stühlen am Esstisch und Frama-Hockern an der Bar. Kurzum: Es ist ein Haus, in dem man gefälligst glücklich sein sollte.

Es gibt die weitverbreitete Vorstellung, man müsse ein besseres Leben als alle anderen führen. Dieser Vorstellung erliegen sowohl Sofie als auch Updikes Held. Sofie beginnt eine Affäre mit Max, dem deutlich jüngeren IT-Mitarbeiter des alteingesessenen Literaturverlags, den sie als Consulterin neu strukturieren soll. Beide suchen ineinander genau die Art von Selbstvergessenheit, die nur dadurch entstehen kann, dass man Dinge tut, die gemeinhin als verrückt gelten: Sie spielen Spielchen miteinander, zwingen sich gegenseitig zu kleinen anarchischen Handlungen, weswegen Sofie zum Beispiel einen ganzen Tag lang rückwärts läuft und Max bei der Buchmesse den zentralen Stromschalter umlegt. Die zarte Liebesgeschichte, die sich zwischen ihnen entwickelt, kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie eigentlich auf der Flucht sind: sie vor dem gleichgeschalteten Leben der karrieristischen und konsumistischen oberen Mittelschicht, er vor der erdrückenden ländlichen Kleinstadtmentalität seiner Herkunft.

Womit wir endlich beim Arbeitsplatz der beiden wären, dem altehrwürdigen Traditionshaus Lund & Lagerstedt, das seit Jahrzehnten für große Literatur steht, inzwischen aber mehr schlecht als recht über die Runden kommt, weswegen es dringend modernisiert werden muss. Sofie ist gekommen, um dem Verlag in die digitale Zukunft zu verhelfen, hat aber nicht erwartet, auf so viel Widerstand zu stoßen.

Vor allem von Friedrich, dem Programmleiter des Verlags, der seit 30 Jahren dabei ist und statt eines Debütromans mit viel lesbischem Sex, Drogen und einer Reise in ein Ayahuasca-Retreat lieber eine Gedichtsammlung über Tannen herausgeben möchte. Friedrich, der bei seinen Programmentscheidungen nicht etwa auf Strategien oder gar Apps zurückgreift, sondern einzig und allein auf sein gutes Gespür für Texte. Friedrich, der viele vorlaute junge Frauen hat kommen und gehen sehen. Friedrich, der keineswegs entsetzt ist, als herauskommt, dass einer seiner Autoren Dick-Pics verschickt. Und schließlich Friedrich, der die Dick-Pics mit der Aussage verteidigt, die Pyramiden seien auch nicht ohne Opfer entstanden, der also die Kunst über alles stellt, über jede Moral und alle Ideologien.

Ich kenne auch einige Friedrichs aus der Literaturbranche, die sich weigern, ein Handy zu benutzen und es Handtelefon nennen. Die sofort den Raum verlassen, sobald von gendergerechter Sprache, Political Correctness oder digitalen Strategien die Rede ist, die aber alle Romane sowohl von Flaubert als auch von Sibylle Berg mehr oder weniger auswendig kennen. Ich frage mich, ob ich auch ein bisschen Friedrich bin. Ich erinnere mich daran, wie ich mir letztens von einer jungen Kollegin erklären lassen musste, was eine Instagram-Story ist und es partout nicht verstehen konnte. Wie ich meinen Tischkalender entschuldigend anschaute, als ich gezwungen wurde, meine Termine in Outlook einzutragen. Wie ich ungläubig lachte, als ich hörte, dass es so etwas wie Shitstorm-Schulungen gibt. Ich erinnere mich an meinen ersten Podcast. Und dann erinnere ich mich an diese eine Szene in „Liebe und Anarchie“, wo eine Mitarbeiterin des Verlags sagt, ihre Zukunftsstrategie bestehe daraus, auf Frauen und Identitätspolitik zu setzen, und spüre, wie sich in mir Widerstand regt. Am liebsten würde ich sofort Sofie anrufen und sie anschreien: „Es stimmt nicht, was hier über uns gesagt wird! In Wahrheit ist es ganz anders! Natürlich benutzen wir inzwischen Docusign! Natürlich wissen wir, wie wichtig Twitter ist! Natürlich werde ich eine Shitstorm-Schulung machen!“

An dieser Stelle muss gesagt werden, dass „Liebe und Anarchie“ eine Comedy-Serie ist, weswegen es nicht an flachen Witzen und absurden Wendungen mangelt. Alles ist nicht ganz ernst gemeint, und alles ist überzeichnet, die Feministin zu fanatisch, Friedrich zu sehr in seinem Elfenbeinturm, das Stadthaus zu vollgestellt mit skandinavischen Designklassikern, die WG von Max zu studentisch-improvisiert, der Verlag viel zu rückständig. Als wäre das nicht genug, ist das Ganze auch noch in Gegensätze aufgeteilt: neuer Kapitalismus (Sofies Hipster-Ehemann) versus alter Sozialismus (Sofies Vater, der in der Psychiatrie landet), Pornosex mit dem Ehemann versus Teenage Romance mit Max, alteingesessene Strukturen im Kulturleben versus frei florierende digitale Medien, angepasstes Rollenklischee-Leben (wenn auch modern designt) versus unangepasstes wildes Leben.

Doch bei all diesem Zuviel kommt etwas Erstaunliches heraus: Keiner hat recht! In „Liebe und Anarchie“ wirkt der Hipster genauso lächerlich wie der alte Sozialist, die Hardcore-Feministin genauso verbohrt wie der kulturkonservative Intellektuelle. Und die wichtigste Frage, die im Raum steht, ist die Frage, ob alles immer so Extrem und so klar einer Seite zuordenbar sein muss – ob es nicht vielleicht einen Weg dazwischen geben kann, so etwas wie eine Mitte.

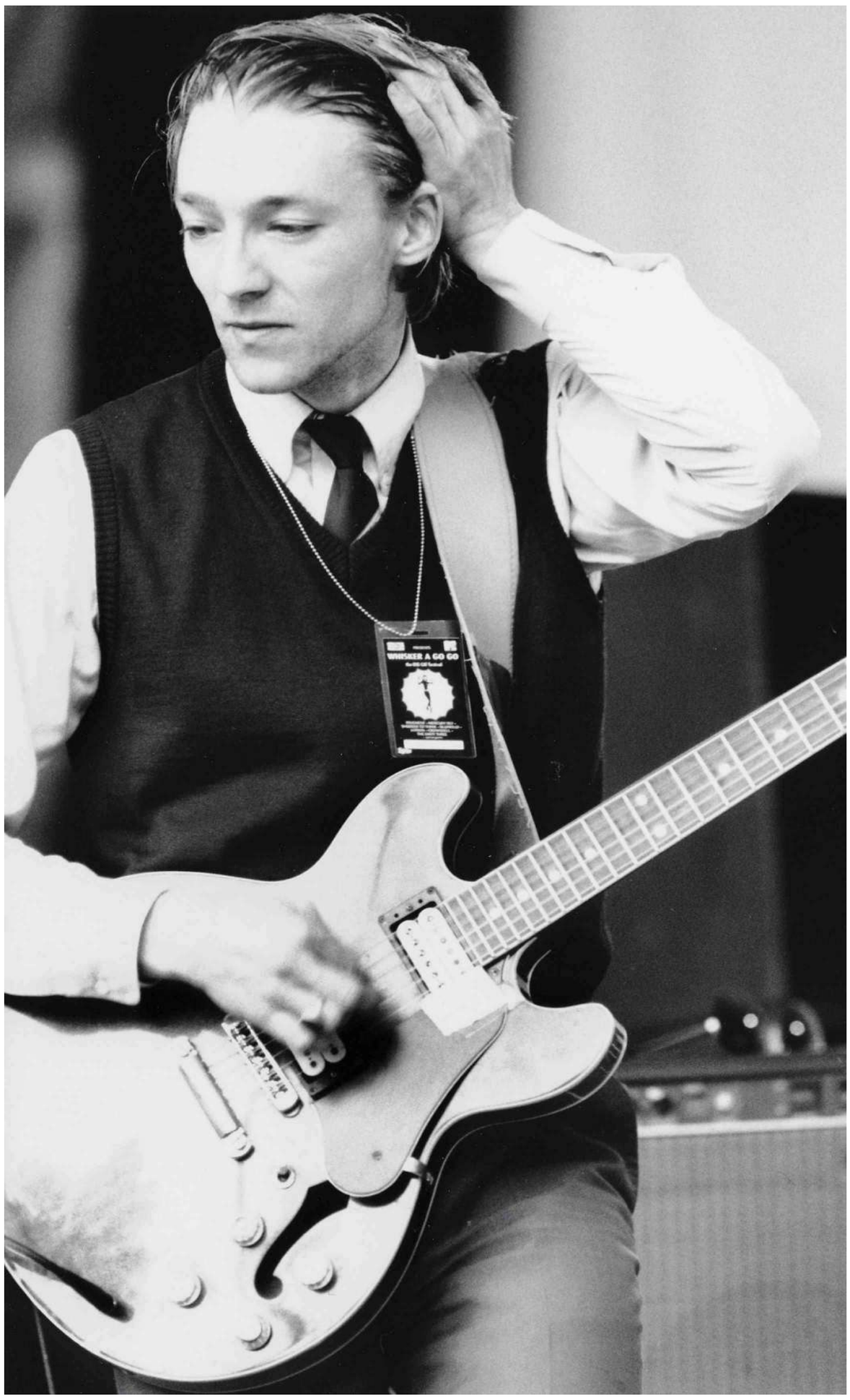
Als ich mich das nächste Mal wieder aufs Fahrrad setze und meinen Podcast anmache (inzwischen habe ich ihn sogar abonniert), fällt mir endlich ein Grund ein, warum ich die Serie doch ganz furchtbar finden könnte. Denn ja, sie ist das Produkt unserer Zeit, und noch mal ja, es ist mal nicht der Mann, der aus seinem langweiligen Idyll ausbricht, sondern die Frau. Aber im Gegensatz zu Updikes Helden, der wieder zu seiner Familie zurückkehrt, verlässt Sofie das Glashaus für immer. Am Ende entscheidet sie sich, wie alle vernünftigen Frauen, für die Liebe.

„Liebe und Anarchie“ läuft auf Netflix. Lina Muzur, 40, ist seit diesem Jahr Verlegerin von Hanser Berlin.

Wir vollenden diese Uhr von Hand.
Selbst Teile, die Sie nicht sehen.

A. LANGE & SÖHNE
GLASHÜTTE I/SA

Obwohl Sie viele Hebel, Rädchen und Federn im Uhrwerk der SAXONIA MONDPHASE vermutlich nie zu Gesicht bekommen werden, vollenden die Meisteruhrmacher von Lange sie in aufwendiger Handarbeit. Genießer feinster Uhrmacherkunst wird erfreuen, dass nicht alle finissierten Einzelteile im Verborgenen liegen. Viele davon können Sie durch den Saphirglasboden bei ihrem faszinierenden Zusammenspiel betrachten. Am besten, Sie gönnen sich selbst einen Blick. **www.alange-soehne.com**



Der Blumfeld-Sänger und -Gitarrist Jochen Distelmeyer im Stadtpark Hamburg um 1990
Foto Ullstein

Ein Lied mehr, das dich festhält

Die Band Blumfeld veröffentlicht ihr Gesamtwerk von 1992 bis 2006 als „New Vinyl Edition“. Wie hört sich das heute an?

In einem etwas überschätzten Buch hat Simon Reynolds vor einigen Jahren die zunehmende Flut von überdimensionierten CD-Box-Sets, luxuriös ausgedehnten Revival-Tourneen und Live-Reenactments von quasilegendären LPs als Symptome einer weit ausgreifenden „Retromania“ gedeutet, die die Gegenwart von Pop mit dessen eigener Vergangenheit überschwemmt. Es war schon damals alles nicht so schlimm, wie Reynolds es darstellt, zumindest nicht für die weiterhin ganz lebendige Gegenwart von Pop. Die Wiederveröffentlichungs- und Wiedervereinigungswellen haben seitdem allerdings tatsächlich nicht mehr aufgehört, sich auszubreiten. Seit Mitte der 2010er Jahre hat auch die zuvor öffentlichkeitswirksam aufgelöste Hamburger Band Blumfeld bei derartigen Dingen mitgemacht. Erst leicht verschobene Live-Remakes der 20 Jahre zuvor erschienenen LPs „Ich-Maschine“ und „L’Etat et Moi“, dann ein paar Reunion-Touren in erweiterter Originalbesetzung und nun, kurz vor Weihnachten, die Klassiker-Ausgabe: das Gesamtwerk von 1992 bis 2006, sechs LPs, wiederveröffentlicht als „New Vinyl Edition“, versehen mit den gängigen Anreizsystemen wertiger 180-Gramm-Vinylpressungen und Gatefold-Cover, ansonsten aber im Originalzustand belassen. Kein Bonusmaterial, keine Raritäten, keine zuvor unveröffentlichten Fundstücke. In stilvoll reduzierter Form also auch hier Rückschau, Werkpolitik und Selbstmusealisierung. Warum aber stellt sich der sonst meist mitgelieferte Nostalgieterror kaum ein?

„Ghettowelt“, das erste Stück der ersten Single und wenig später auch der ersten LP „Ich-Maschine“, klingt immer noch so gegenwärtig wie im Herbst 1991, strahlt immer noch so dringlich und wichtig wie ein paar Monate zuvor Jochen Distelmeyer, als er, eigentlich schon länger in Hamburg, in einem Nebengang vom Forum Enger, einem kleinen Club in der Nähe von Bielefeld, in dem auch Bernadette La Hengst, Frank Spilker und die anderen aus dem ostwestfälischen Universum um das Label Fast Weltweit viel Zeit verbracht haben, hochaufgeregt mitteilte, sie hätten nun endlich einen Namen für die neue Band: Blumfeld. Der Einwand, der Verweis auf Kafka sei möglicherweise ein wenig aufdringlich, war schon angesichts des hinreißend herzlichen Berichts zum Bandbenennungsprozess nicht wirklich tragfähig. Die Energie, die „Ghettowelt“ und alles Folgende kurz darauf freigesetzt haben, ließ ihn dann vollkommen irrelevant werden. Nach Jahren in diversen gut ausgebauten, aber eben auch zunehmend überraschungsfreien Punkrock- und Gitarrenpop-Nischen war da etwas, das neu, anders, offener war, nicht nur für Ostwestfalen und nicht nur für Hamburg.

Beim Wiederhören von „Ich-Maschine“ kann man nun feststellen, dass das alles immer noch verblüffend fresh klingt, fast zeitlos, und zugleich im besten Sinn dated. Das faszinierte Neuentdecken von Sonic Youth und Public Enemy, von Noise und Hip-Hop, ist hier tatsächlich eingeschrieben und aufgehoben, abtastbar als plötzlich selbstverständliches Neben- und Miteinander von weitgehend refrainfreiem Songwriting, strukturiertem Gitarrenlärm und ungewöhnlich textlastigem Sprechgesang, der in Sachen Komplexitätsflow, Überdeterminierung und Zuspitzungszumutungen dem Rap von Rakim und Chuck D ähnlich viel verdankt wie der popkompatiblen Theoriebildung von Klaus Theweleit und Diedrich Diederichsen. Die eigentümlich nachrichtensprecherhafte Art, in der die massiv überladenen und doch frei fließenden, fast schwebenden Songtexte Reflexionen über Liebe, Sexualität, Geschlechtsidentität, Macht, Politik, Gesellschaft, Kritik und manches mehr ineinandergreifen lassen, hat einige schnell schwer genervt, ein paar mehr aber tatsächlich berührt. Dass das auch passieren kann, wenn man all diese Zusammenhänge nicht kennt, weil man sich für anderes interessiert hat oder möglicherweise gerade erst geboren wurde, als viele Blumfeld für die wichtigste Musik zur Zeit hielten, lässt sich jetzt als schöner Nebeneffekt der Neuauflage beobachten.

„L’Etat et Moi“, die zweite, zuerst 1994 veröffentlichte LP, erweist sich beim Wiederhören ebenfalls als nicht wirklich nostalgiefähig. Auch hier gibt es etwas, das sich dem Musealisierungseffekt widersetzt. Die Lust am Diskursiven schafft sich noch mehr Raum, aber weiterhin als integrales Element einer Musik, für die die selten gewählte Kennzeichnung Rock ’n’ Roll nie wirklich falsch war, die aber zugleich immer auch Pop war, in den heftigsten Angriffen auf Pop, wie in „Ghettowelt“, aber auch, wenig später, bei dessen fortschreitender Sublimierung.

Die schmelzenden Affekte, mit denen Blumfeld auf „Old Nobody“, nach längerer Wartezeit und signifikanten Umbesetzungen 1999 erschienen, deutlicher als zuvor das Gebiet des Angenehmen durchquert, markieren in diesem Sinn nicht einen Bruch mit der eigenen Vergangenheit, sondern nur die Verschiebung in einen anderen Aggregatzustand. So konnte über Prozesse der Resublimierung und Kondensation zwei Jahre später auf „Testament der Angst“ plötzlich auch wieder Punkrock die Ordnung der Dinge regeln. Zugleich aber, und das ist hier wichtig, wurde der Weg frei für die, nun ja, fast gasförmig sentimentalischen Projektionen des Idyllischen, die dann auf „Jenseits von Jedem“ (2003) und „Verbotene Früchte“ (2006) auf bemerkenswerte und für manche auch bedenkliche Weise weiter verfeinert und zerstäubt wurden.

Einige sind bei diesen Prozessen auf der Strecke geblieben, auch weil vermeintlich inkompatible Zusammenhänge, Vertextungsverfahren und Welterschließungsweisen, die vorher nur latent erkennbar waren, deutlicher sichtbar und mit verbindlicher Bestimmtheit unkommentiert nebeneinander stehen gelassen wurden. Die Irritationen beim Abendprogramm des Bonner Germanistentags 1997, als Jochen Distelmeyer erst eine frühe Fassung seines streckenweise überdeutlich mit Ingeborg Bachmann arbeitenden Langgedichts „Eines Tages“ vortrug und später hingebungsvoll Gerry Raffertys großen Mittagsmagazinradioklassiker „Baker Street“ auflegte, gehören ebenso dazu wie, paar Jahre später, jene vorangeschrittene Freitagnacht, in der der aus Hamburg angereiste DJ Koze im Studio 672, damals das Wohnzimmer des Kölner Techno-Labels Kompakt, Blumfelds „Tausend Tränen tief“, auf Mickymausstimmenniveau hochgepitcht, verblüffend schlüssig mit Steve Bugs Minimaltechnoklassiker „Loverboy“ unterlegte und so die versammelte Kompakt-Belegschaft, die gleichermaßen anwesende Redaktion der Zeitschrift „Spex“ und genau genommen auch alle anderen kurz schwer verwirrte, dann aber nachhaltig innerlich aufleuchten ließ.

Vor etwas mehr als 50 Jahren, um auch hier die Gegenwart mit noch etwas mehr Vergangenheit zu überschwemmen, hat Michel Foucault in seinem Vortrag „Was ist ein Autor?“ in einer selten angeführten Passage darauf hingewiesen, dass es im Feld der Wissenschaft Autoren gibt, die, wie etwa Marx und Freud, nicht nur die Autoren ihrer Werke, ihrer Bücher sind. Als Diskursivitätsbegründer haben sie vielmehr auch, schreibt Foucault, die Möglichkeit und die Formationsregeln anderer Texte geschaffen, haben den Raum für etwas anderes als sich selbst geöffnet. Für die Popmusik hat Blumfeld, das zeigen die wieder verfügbar gemachten Platten klarer als die letzten Auftritte, in ebendiesem Sinn diskursivitätsbegründend gewirkt.

Dass Blumfeld, wie Jochen Distelmeyer rückblickend mitgeteilt hat, für ihn nach der letzten LP weitgehend auserzählt war, spricht nicht dagegen. Andere haben weitergemacht, haben anders weitergemacht. Auch deshalb kann man Blumfeld heute anders hören, neu entdecken, noch einmal oder, noch schöner, erstmals.

ECKHARD SCHUMACHER

Blumfeld: „New Vinyl Edition – Complete Album Series 1992–2006“ (180g Vinyl)

Eckhard Schumacher ist Professor für Neuere deutsche Literatur und Literaturtheorie an der Universität Greifswald.

NICHT JUGENDFREI

FROHLOCKDOWN

VON FLORENTIN SCHUMACHER

Wir saßen auf dem Boden in seinem Zimmer und schlürften Ramen-Nudeln, als Abdalla fragte, den Mund rot von scharfer Sauce: „Gibt es wirklich kein Silvester?“ Manchmal vergaß ich, dass ihn Weihnachten weniger interessierte als andere Kinder, das Fest feiert seine muslimische Familie nicht. „Du weißt doch, Corona. Leider gehen dieses Jahr selbst Feste nur in kleiner Runde.“ „Aber an Weihnachten darf man doch auch. Und Feuerwerk ist draußen.“ Wie froh war ich in dem Moment, in Berlin zu sein, wo für Silvester und Weihnachten zumindest die gleichen Vorschriften galten, denn das, was andere Bundesländer veranstalteten, ließ sich unmöglich einem Zwölfjährigen erklären.

„Silvester ist mehr Party als sinnliches Fest“, so hatte Markus Söder den Unterschied erklärt, der in Bayern für die Weihnachtsfeiertage eine Ausnahme von den Ausgangsbeschränkungen erlaubte. Bisher hatte ich gedacht, Partys seien sinnliche Feste. Sinnlich heißt laut Duden: „den sinnlichen (leiblichen) Genüssen, Freuden zugetan“. Also etwas völlig anderes als die besinnliche Weihnacht im Kreis der Liebsten, die der Ministerpräsident vermutlich meinte. Weihnachten, das weiß man, ist Familie bei Kerzenschein, ein Festritual, das Schutz sogar vor Corona-Schutzmaßnahmen verdient. Silvester sind bloß Bekannte, Feuerwerk und Partys, die Alkoholverbote verlangen. Jeder kann das unterscheiden. An Weihnachten wird in ganz Bayern zum Beispiel generell nicht getrunken. Gar nichts, kein Tropfen, außer vielleicht schnell an einem einzigen Abend alle Alkoholreste des Jahres: ein sinnlicher bayerischer Brauch, das Christbaumloben.

Wenn man sich noch nicht zur Kernfamilie fortgepflanzt hat und auch sonst nicht so viel Familie hat, können einen diese Pseudorechtfertigungen, die eine unantastbare heilige Familie beschwören, schnell mal nerven. Seit Beginn der Pandemie geht das so. Familie, insbesondere die berühmte Kernfamilie, gilt mehr als der engste Freundeskreis. Besonderen Schutz verdient die Großelterngeneration. Besondere Gefahr geht vom jungen Partygänger aus, der Freundinnen trifft und das Virus im Bekanntenkreis verbreitet. Junge Leute bedrohen mit ihrem Leichtsinn die vernünftigen Alten.

Im Podcast von NDR Info stellte aber der Virologe Christian Drosten diese Woche fest, seit Beginn des „Lockdowns light“ gehe der Anteil der Covid-infizierten jungen Erwachsenen „drastisch runter“, denen „man eigentlich immer angekreidet hat nach dem Sommer, dass sie die Pandemie treiben“. „Es wundert einen so ein bisschen“, sagte Drosten, in welcher Altersgruppe, neben den Schulkindern, die Inzidenz deutlich steige: bei den Jahrgängen Ende fünfzig bis Mitte sechzig.

Mit dem Alter steigt die Infektionssterblichkeit. Das hier soll kein *blame game* werden. Aber eine Werkvertragsarbeiterin in der Fleischindustrie hat ein achtmal höheres Infektionsrisiko als der Durchschnitt der Bevölkerung, unabhängig vom Alter. Eine Empfehlung für Weihnachten von einem Ministerpräsidenten könnte daher lauten: Verzichten Sie dieses Jahr mal auf den Weihnachtsbraten, bestellen Sie nichts im Internet, unsere geschätzten Beschäftigten in der Fleischverarbeitung und in der Paketzustellung haben in letzter Zeit genug für uns getan. Mit einer Mahnung wende ich mich an meine Altersgenossen, deren leichtsinniges Verhalten uns alle … Aber Weihnachten bleibt halt Weihnachten, da isst man, da beschenkt man sich, da kommt die Familie zusammen, und das Virus wird am Strickpullover abperlen.

Bitte nicht missverstehen: Ich bin nicht dafür, Weihnachten zu verbieten, wie auch immer das gehen sollte, nur dafür, dass es genauso wie Silvester behandelt wird, weil ein Virus diese Feste gleich behandeln wird. Die Einschränkungen nerven sowieso weniger als ihre Willkür und die immer unpassendere Selbstgefälligkeit. Wenn Finanzminister Olaf Scholz die Corona-Maßnahmen als „Goldstandard“, auch im Ausland, preist, dann frage ich mich schon, ob sein Ausland in Frankreich endet. Wenn Gesundheitsminister Jens Spahn mal wieder eine Corona-Party in Berlin entdeckt hat, frage ich mich, wer bisher eine von Spahns Fieberambulanzen entdeckt hat. Und wenn die Maßnahmen der letzten Woche das Ziel hatten, „uns mehr Freiheiten zu Weihnachten“ zu erlauben, so Bundeskanzlerin Angela Merkel, dann bleibt bloß zu sagen: Das war leider nichts. Ich wünsche mir die Zeit zurück, in der man auf die Frage „Wer ist schuld“ nicht nach links oder rechts zeigte, sondern solidarisch antwortete: Die da oben.

KLEINE MEINUNGEN

Erinnerungen Dreißig Jahre deutsche Wiedervereinigung, und noch immer sind viele Geschichten nicht erzählt. Die in Leipzig lebende Fotografin **Jessica Barthel**, Jahrgang 1984, startete im Sommer 2019 einen Instagram-Account, auf dem in der späten DDR Aufgewachsene Fotos aus ihren Familienalben posteten und dazu kurze Texte schrieben, in denen sie die Kontexte skizzierten, sich erinnerten, ihre heutige Sicht auf die DDR reflektierten. So wuchs über einige Monate ein kommentiertes Erinnerungsporträt der DDR aus Privataufnahmen, das jetzt unter dem Titel **„Schwalbenjahre“** (Schwalbe hieß die Vespa Ost) als Buch im Eigenverlag erschienen ist (284 Seiten, 29,95 Euro, zu bestellen unter: schwalbenjahre.com). Es zeigt, dass die (späte) DDR bunt war und ebenso konsumorientiert wie die noch etwas buntere BRD, dass Familiensinn und das Verwöhnen der Kinder höchste Priorität genossen und der gemeinschaftlich ausgelebte Freizeithedonismus einen Ausgleich zu den in den sozialistischen Institutionen zurechtgestutzten Lebensentwürfen bot. Was man sich nach dem Durchblättern dringend wünscht: einen gesamtdeutschen Schwalbenjahr-Account, der ost- und westdeutsche Fotos und Erfahrungen im Reißverschluss-prinzip zusammenführt. An der Oberfläche sähen sich die gezeigten Welten ähnlich, in den darunterliegenden Erfahrungen und Erinnerungen wären sie es nur bedingt. Das Reizvolle erwüchse aus der Spannung zwischen Bildern und Texten, die für die noch Jüngeren zwei fremde Welten ergäben, denn auch diese Bundesrepublik gibt es ja nicht mehr. *beha*

* * *

Schreiben Wenn Schriftsteller von ihrer Arbeit erzählen, hat man oft das Gefühl, sie befänden sich im luftleeren Raum. Es geht um ihren Stuhl oder ihre Stifte, ob der Schreibtisch aufgeräumt ist oder überall Zettel herumfliegen. Eher selten erzählen sie dagegen von ihren Kindern oder der Bügelwäsche. Vielleicht, weil sie das ein bisschen unsexy finden, vielleicht aber auch, weil sich viele damit einfach nicht beschäftigen, denn praktischerweise macht das ja jemand anders, genau, ihre Frau. Wenig überraschend ist also, dass Schriftstellerinnen, wie in dem Sammelband **„Schreibtisch mit Aussicht“**, den die Journalistin Ilka Piepgras gerade bei Kein und Aber herausgegeben hat, genau diese Dinge in den Blick nehmen, wenn sie von ihrem Schreiben berichten. In 24 Texten erzählen hier Autorinnen wie **Zadie Smith, Antonia Baum oder Anne Tyler** unter anderem, wie man einen Roman schreibt, wenn das Kind plötzlich krank geworden ist oder der Hund zur Wurmkur muss. Sie fragen sich, warum man ihnen vorwirft, zu häuslich, zu sentimental, zu eng in ihrer Themenwahl zu sein, bloß weil sie, wie Joan Didion schreibt, nicht nur das Abstrakte in den Blick nehmen, sondern auch Dinge, die uns alle täglich betreffen. Wer nun anmerken möchte, dass sich das Klischee der weiblichen Häuslichkeit dadurch weiter verfestige, irrt: Denn dass hier nicht ausgespart wird, was um das Schreiben herum passiert, bedeutet nicht, dass es in den Texten nur darum ginge. Sondern auch um Ideenfindung, Schreibroutinen, Sprache und Neid. Um all das also, was zu einem Schriftstellerinnenleben, neben vielem anderen, eben auch noch dazugehört. *anvo*

* * *

Trinken Als **Friedrich Engels**, dem Genuss wie der Revolution gegenüber immer aufgeschlossen, den Fragebogen in Jenny Marx’ Poesiealbum ausfüllte, schrieb er bei „Auffassung vom Glück“: „Château Margaux 1848“. Den kann man heute nicht mehr bezahlen oder genießen – aber man kann auch damit glücklich werden, dass man in Pandemiezeiten tolle Rezepte liest wie Gedichte – und statt sie auswendig zu lernen, jetzt mal in Ruhe nachkocht. Und dazu einen etwas preiswerteren Roten aus dem **Médoc** trinkt. *pek*

Blick in den Himmel, der letztlich auch nur eine Projektionsfläche ist: George Clooney und Caoilinn Springall in „The Midnight Sky“ Foto AP

Was vom Kino übrig bleibt

Hat es eine Zukunft? Werden die Filme immer kleiner? Laufen Blockbuster im Internet? Fragen eines streamenden Filmkritikers nach George Clooneys Film „The Midnight Sky“ auf Netflix

Anfang der Woche kam Post von Netflix. Die Mail enthielt ein Bild, das einer Einladungskarte nachempfunden war und einen sehr rauschebärtigen George Clooney im Halbprofil als Schattenriss zeigte. Zusammen mit dem American Film Institute lud der Streamingdienst zur „Virtual Premiere“ des Films „The Midnight Sky“ für Mittwoch um 20 Uhr mitteleuropäischer Zeit und zum anschließenden Gespräch mit Regisseur, Hauptdarsteller und Produzent, die praktischerweise alle George Clooney heißen. Gesprächspartnerin: Cate Blanchett.

Manchmal ist man sich bei Einladungen ja nicht sicher, wie sie denn nun gemeint sind: Handelt es sich um eine Parodie, ein Imitat, ist es retro oder schon der erste Schritt in eine neue Welt? Sollte es ein schwacher Trost in Zeiten sein, in denen in Deutschland kein einziges Kino geöffnet ist und in den Vereinigten Staaten knapp 35 Prozent der Filmtheater, in denen die Geschäfte miserabel laufen? Kurz nachdem von einer Entlassungswelle in Hollywood die Rede war und der Konzern Warner Media eine Ankündigung gemacht hatte, die das Branchenblatt „Variety“ wie ein Erdbeben empfand, weil es sie als „seismisch“ bezeichnete: Alle 17 Filme, die Warner 2021 herausbringen will, werden gleichzeitig in den Kinos und auf HBO Max laufen, darunter Blockbuster mit hohen Produktionskosten wie „Matrix 4“, „Dune“ oder „Godzilla vs. Kong“.

Eine Premiere auf Netflix oder ein Abend auf HBO Max, Disney+ oder Apple TV+ ist natürlich eine praktische Veranstaltung: keine Schlangen an der Kasse, keine schlechten Plätze, keine hässlichen Klingeltöne vom Nachbarn und das Geld für den Babysitter gespart. Ein bisschen befremdlich kommt es einem aber schon vor, dass man nun dauernd zu Hause sitzt, wenn Regisseure, deretwegen man sonst ins Kino geht, ihre neuesten Filme auf Netflix zeigen. Und zwar nicht pandemiebedingt.

Nach David Finchers „Mank“ kommt nun George Clooney, im Juni war schon Spike Lees „Da 5 Bloods“ bei Netflix, seit dem 10. Dezember ist Steven Soderberghs „Let Them All Talk“ auf dem Streamingdienst HBO Max zu sehen (der erst ab 2021 in Deutschland verfügbar sein wird). Das überrascht insofern weniger, da Soderbergh 2019 schon zwei Filme für Netflix gemacht hat, da er ohnehin seine Kinokarriere in den letzten Jahren mehrmals für beendet erklärt und angekündigt hatte, lieber andere Formate zu entwickeln. Allerdings hat ihn das nicht daran gehindert, hin und wieder doch noch mal einen Film zu machen, und sei es, wie „Unsane“, mit einem iPhone.

Was einem das jetzt sagen soll, vor allem aber: was das für die Zukunft des Kinos bedeutet, das sind derzeit die drängendsten Fragen eines streamenden Filmkritikers. Man muss nicht gleich, wie Hollywood das gerne tut, apokalyptische Szenarien entwerfen. Aber es ist auch nicht ganz so leicht, das berühmte Licht am Ende des Tunnels zu erkennen – es könnte auch, wie Billy Wilder mal gesagt hat, das Licht des entgegenkommenden Schnellzugs sein.

Nachdem schon der Kinosommer nicht stattgefunden hat und das Virus mit dem typischen Filmindustrie-Narzissmus, der alles auf sich bezieht, zum „Superschurken, mit dem Hollywood nicht gerechnet hatte“, ernannt worden war, soll nun, was im Frühsommer noch als „Sündenfall“ galt, gängige Praxis werden: dass fürs Kino produzierte Filme im Stream laufen. Disney machte mit „Mulan“ den Anfang und ließ seine Abonnenten auf Disney+ 30 Dollar zusätzlich zahlen – was immer noch billiger ist, als wenn eine vierköpfige Familie in ein Multiplex geht und dabei Popcorn und Softdrinks konsumiert. Nur die Bond-Produzenten von MGM blieben hart, obwohl Apple und Netflix mehr als 600 Millionen Dollar für die Streamingrechte geboten haben sollen. „Keine Zeit zu sterben“ soll Ende März ausschließlich in Kinos gezeigt werden.

Womöglich ist der „Sündenfall“ aber nur ein normaler Fall zweckrationalen ökonomischen Handelns. Steven Soderbergh hat in einem Interview mit der Website „The Daily Beast“ ganz nüchtern gesagt, hinter dem Warner-Entschluss stecke vor allem die Einsicht, „dass selbst mit einem Impfstoff das Kinogeschäft im Jahr 2021 nicht robust genug sein wird, um die Kosten zu rechtfertigen, die erforderlich sind, um einen Film wirklich groß herauszubringen“. Und groß, das hat Warner im August bei Christopher Nolans „Tenet“ erleben müssen, ist nicht immer groß genug. Mitten in der Pandemie hatte man den 200-Millionen-Dollar-Film nach mehreren Verschiebungen unter widrigsten Umständen dann doch gestartet. Die 400 Millionen Dollar, ab denen er Gewinn erwirtschaften würde, hat er bislang nicht eingespielt. Gemessen am Potential von „Tenet“ in einem normalen Kinosommer, werden Warners Verluste auf 50 bis 100 Millionen Dollar geschätzt.

Es ist allerdings bei solchen wirtschaftlichen Perspektiven auch die Frage, ob da nicht eine Entwicklung stattfindet, in der die Pandemie nicht so sehr Ursache ist, sondern nur wie ein Katalysator wirkt. Denn schon im vergangenen Jahr hatte die „New York Times“ mit Blick auf die Streamingoffensive zwei Dutzend wichtige Akteure aus Hollywood gefragt, wie das Kino, wie wir es kennen, die nächsten zehn Jahre überleben werde: „How Will Movies (As We Know Them) Survive the Next 10 Years?“ Und nicht nur zuversichtliche Antworten erhalten.

Natürlich stellt man sich auch bei einem Film wie Clooneys „The Midnight Sky“ solche Fragen – umso mehr, als es in der Verfilmung von Lily Brooks-Daltons Roman „Good Morning, Midnight“ auch um den Weltuntergang geht. Wobei ziemlich diffus bleibt, was genau passiert ist mit der Welt. Viel ist jedenfalls im Jahr 2049 nicht übrig geblieben von der Menschheit: ein einsamer, kranker Astronom (Clooney) in einer aufgegebenen Forschungsstation in der Arktis und die fünfköpfige Crew eines riesigen Raumschiffs, das auf dem Heimflug zur Erde ist von einem angeblich bewohnbaren Planeten namens K-23. Dazu, wie man schnell lernt, ein kleines Mädchen, das sich in der Station versteckt hat, eisern schweigt und mit dem der mürrische Himmelsbeoachter sich arrangieren muss.

Die beiden Storys kommen nur recht langsam in Bewegung, und die Versuche des Drehbuchs, sie miteinander zu verbinden, sind oft so schwach und störanfällig wie die Funkverbindung zwischen Arktis und Weltall. Weil der Forscher die Besatzung vor einer Landung auf der Erde warnen will, muss er mit dem Schneemobil durch die Arktis zur nächsten Station, wo der Empfang besser ist. So gibt es dann eine Mission und auch ein wenig Action, wenn Mann und Kind plötzlich durch die Eisdecke brechen und der moribunde Mann im eisigen Wasser auf einmal fit wie ein Extremsportler ist; auch an Bord des Raumschiffs zwingt ein Meteoritenhagel zu gefährlichen Reparaturarbeiten im Weltraum. Man verrät nicht zu viel, wenn man sagt, dass es am Ende zwar so etwas wie eine leicht verkitschte Erlösung gibt, aber kein klassisches Happy End.

Clooney hat beim Oscar-Gewinner Alfonso Cuarón in „Gravity“ gelernt, wie man ein Sujet im Weltraum ohne übermäßigen Technizismus angeht. Die Szene, in der die Schwerelosigkeit das Blut einer Verletzten in kleinen Tropfen durch die Druckkammer des Raumschiffs schweben lässt, ist sogar von einer leicht morbiden Schönheit. Clooney hat auch ein Gespür für den Stoff, er ist ein Profi, das war schon in den anderen Filmen zu sehen, in denen er Regie geführt hat. Und er nimmt sich selbst als Darsteller nicht zu wichtig. Aber er ist halt kein Regisseur für das gewisse Etwas. Und so wirkt „The Midnight Sky“ in seiner Gediegenheit, Bedeutungsschwere und mit seinen etwas zähen zwei Stunden Laufzeit wie ein klassischer Berlinale-Eröffnungsfilm. Aber eher nicht wie ein Projekt, das Studios scheuen, weil es ihnen viel zu riskant ist, und dem Netflix dann mit großer Geste Zuflucht bietet.

Cate Blanchett und Clooney, sie mit riesiger Brille in London, er vor lila Vorhang in Los Angeles, sprachen dann hinterher auch nicht über Netflix oder gar die Zukunft des Kinos, sondern über seinen (längst abrasierten) Bart, über die tolle Kinderdarstellerin Caoilinn Springall, über Details der Dreharbeiten und über die Einschränkungen durch die Pandemie. Was dann auch in Ordnung ist.

Die entscheidende Frage ist ohnehin, wie lange Netflix seine Ausgabenpolitik durchhalten will. Bislang hat man angesichts wachsender Abonnentenzahlen großzügig investiert. Das hatte immer auch eine symbolische Funktion: Man leistet sich einen Scorsese, einen Fincher, einen Spike Lee, und man bekommt drei Oscars für Cuaróns „Roma“. Ob das ein langfristiges ästhetisches Konzept ist oder eine eher kurzfristige Akquisitions- und Imagekampagne, lässt sich schwer beurteilen. Dass die Strategie für die Zukunft des Kinos große Bedeutung hat, ist unstrittig.

Die Annahme, wenn die Kinos geschlossen sind, dann schaue man sich eben all die tollen Blockbuster auf dem Flatscreen zu Hause an, ohne Rascheln, Husten und womöglich gefährliche Nieser, konterte das Branchenblatt „Variety“ mit dem Einwand, womöglich werde die neue Streamingwelt gar nicht so aussehen, wie sich das ihre Befürworter ausmalen. Denn wenn die Filme von vornherein für kleine Bildschirme produziert werden, dann dürften bald die Budgets schrumpfen und mit ihnen auch die visuelle Kraft, das Larger-than-Life, das einen Kinofilm ausmacht.

Einer wie Steven Soderbergh dagegen ist optimistisch. „Let Them All Talk“ hat er für HBO Max gemacht. Und wenn man den Trailer sieht, wenn da Meryl Streep, Candice Bergen und Dianne Wiest auftauchen als alte Freundinnen, die auf der Queen Mary 2 nach Europa reisen, erkennt man auch Soderberghs Formel: mit Stars, die man aus dem Kino kennt, Filme für den Stream machen. Ein Ende des Kinos, wie wir es kennen, sieht er darin nicht. Nach der Pandemie, sagt Soderbergh, werde sich die Lage ändern: „Es gibt keine Goldmine in der Unterhaltungsindustrie, die einem Film gleichkäme, der eine Milliarde Dollar oder mehr einspielt. Das ist der Heilige Gral. Deshalb wird das Kinogeschäft nicht verschwinden. Es wird alles wiederkommen. Aber ich glaube, was Warner sagen will: nicht so bald, wie ihr glaubt.“

Dass die Kinos künftig nur noch auf Blockbuster setzen werden, glaubt Soderbergh nicht. Er muss allerdings einräumen, dass „Flexibilität“ erforderlich sei, wenn man festlegt, wie viel Zeit vergehen soll zwischen der Kino- und der übrigen Auswertung eines Films. Eine weitere Verkürzung ist für Kinobesitzer auch in Deutschland jedoch ein bedrohliches Szenario.

Das Kino als sozialer Ort und als kulturelle Praxis kommt in diesen Kalkülen gar nicht vor. Aber solange es nicht zermahlen wird von den Folgekosten der Pandemie, wird es vermutlich überleben, so wie die Theater dank reicher staatlicher Subventionen in Ländern wie Deutschland überleben. Wenn ein Medium seine große Zeit hinter sich hat, muss es deshalb nicht notwendig verschwinden. Anachronismen haben auch noch so etwas wie eine Zukunft.

Man sieht an diesen Szenarien auch ganz gut, wie groß die Lücke ist, die zwischen Erfahrungen, Erwartungen und Wünschen klafft. Das Erstaunliche an Steven Soderberghs Prognose ist gar nicht ihr Optimismus, sondern dass seine eigene kleine Utopie in ein Gestern führt, in dem er selbst als Kinogänger sozialisiert worden ist. Die Kinos, sagt er in dem Interview, könnten sich doch künftig dank der digitalen Möglichkeiten „in Programmkinos verwandeln“ und all die tollen Filme aus 120 Jahren Filmgeschichte zeigen. Das ist sympathisch, das ist naiv und passt am Ende auch nicht so recht zu seiner eigenen Praxis als Filmemacher. Vielleicht geht das aber auch gar nicht anders: Wenn die Gegenwart voller widersprüchlicher Tendenzen ist, werden sich daraus kaum eindeutige Hypothesen für die Zukunft ergeben.

PETER KÖRTE

„The Midnight Sky“ ist ab dem 23. Dezember auf Netflix zu sehen.

DIE LIEBEN KOLLEGEN

VON HARALD STAUN

Wenn in ein paar Wochen wieder der oder die Chefredakteur/in des Jahres gewählt wird, fehlt leider ein Name, der zuletzt immer wieder genannt wird, wenn es um die Frage geht, wer eigentlich entscheidet, was so in der Zeitung stehen darf, nicht nur in der großen „New York Times“ oder dem berühmten „Guardian“, sondern mittlerweile auch in dem ein oder anderen deutschen Traditionsblatt: Twitter ist der heimliche Chefredakteur, Sie haben bestimmt schon davon gehört. Regelmäßig werden dort Empörungswellen losgetreten, die Angst und Schrecken in den Redaktionen verbreiten und keine Ruhe geben, bevor sie jede halbwegs eigenwillige Meinung jenseits einer linksliberalen Orthodoxie weggegrätscht haben. Vom öffentlich-rechtlichen Rundfunk wollen wir gar nicht erst reden. Wer dort „abseits der Linie“ denkt, geht heute direkt in die „innere Emigration“.

Für all die gecancelten Meinungsjournalisten gibt es jetzt aber endlich gute Nachrichten: Sie müssen nicht in die Schweiz auswandern. Auch eine kleine, von unbeugsamen Journalisten bevölkerte deutsche Zeitung hört nicht auf, den digitalen Gutmenschen Widerstand zu leisten. Und deshalb ruft der „ehemalige Philosophiestudent“ und Chef einer Widerstandsgruppe namens „Welt“, **Ulf Poschardt**, im Interview mit der Journalistenzeitschrift „Journalist“ all den verängstigten, Zitat, „Kolleg*innen“ (oh Schreck, hat er das wirklich so gesagt?) nun zu: „Schreiben Sie uns eine Mail, ich treffe mich gerne mit Ihnen. Wir wollen den klügsten Köpfen im deutschsprachigen Journalismus eine Heimat geben.“

Wie herrlich, könnte man da jetzt natürlich sagen, damit wären ja alle Probleme gelöst; nur vielleicht nicht die der „Welt“. Denn was zum Teufel will man dort, wo die Devise lautet, sich von niemandem den Mund verbieten zu lassen, mit weinerlichen „SZ“- oder „taz“-Autoren, die sich nicht einmal gegen die reflexhaften Argumente ihrer moralisierenden Kolleginnen durchsetzen können? Und ist es wirklich hilfreich, ein Dreamteam aus ex-linken Querdenkern zu casten, wenn man doch gerade nicht „die Blasenlogik bedienen“ will? Aber wenn man schon ein Geschäftsmodell daraus machen will, Meinungen jenseits der „unausgesprochenen Trampelpfade“ zu versammeln, braucht man vermutlich möglichst viele Stimmen, die sagen, dass man nichts mehr sagen darf.

Die größte Erkenntnis aus Poschardts Interview ist allerdings, dass man nun endlich weiß, wer die Anführer dieses sagenhaft mächtigen Twitter-Mobs überhaupt sind. Für viele Beobachter bestand das große Rätsel der Cancel Culture ja darin, mit welchen gewaltigen Waffen es einer kleinen Minderheit „digitaler Jakobiner“ gelingt, gestandene Chefredaktionen ins Wanken zu bringen. Jetzt wissen wir wenigstens, welche publizistischen Giganten dahinterstecken. Der mutige Poschardt nämlich hat sie mit einem Trick aus ihren Löchern getrieben, als er einen Kommentar zum Streit um einen Text über den Pianisten Igor Levit, für den sich die Chefredaktion der „Süddeutschen Zeitung“ öffentlich entschuldigte, „ein abstraktes Brigadentum skizziert“ hatte; sofort seien daraufhin die Wortführer auf Twitter „wie bestellt eingestiegen“, nämlich Margarete Stokowski, Hasnain Kazim und Christopher Lauer.

Jetzt darf Poschardt nur nie erfahren, dass es gar nicht die Twitter-Brigaden waren, die die Chefredaktion der „SZ“ zur Entschuldigung veranlassten; sondern die heftige Fassungslosigkeit innerhalb der Redaktion.

Auktionen, Kunsthandel, Galerien

Kunst und Antiquitäten 16. – 20. Jh., Gemälde, Skulpturen, Mobiliar, Kunsthandwerk, Uhren, Schmuck und Jugendstil nehmen wir stets zur Auktion entgegen. Wir sind spezialisiert auf Nachlässe und Auflösungen. DAWO Auktionen, Kaiserstr. 133, 66133 Saarbrücken. Fotos bitte an info@dawo.de. Stets für Sie da. UDO DAWO, ☎ 0681 - 812321

Deko im Antik-Stil www.aubaho.de

VAN HAM
Kunstauktionen | www.van-ham.com

Ankauf von Bibliotheken
- deutschlandweit -
Antiquariat Tautenhahn – Lübeck
0451/47 99 580

Bücher kauft bundesweit
wissenschaftlich oder bibliophil
Antiquariat Bulang ☎06466/ 8996108

Das AUKTIONSHAUS für Design
und Modern Art in Düsseldorf
info@auktionshaus-karbstein.com

TELETEXT

WEIHNACHTEN

VON TOBIAS RÜTHER

Wer wie feiert, wer wann kommt und ob überhaupt und ob allein oder zu zweit, was auf dem Weg dorthin und dann am Ziel geschieht – das sind die zentralen Fragen so gut wie aller Serien oder Filme über Weihnachten. Egal ob in den alten amerikanischen Klassikern wie „Ist das Leben nicht schön?“ oder in den neuen wie „Die Familie Stone“, ob in alten deutschen Klassikern wie „Alle Jahre wieder“ oder neuen wie „Pommery und Putenbrust“. Und selbst der Privatfernsehwiederholungsklassiker unter dem Tannenbaum, „Die Hard“ mit Bruce Willis, dreht sich in seinen ersten beiden Teilen letztlich darum: Es ist Weihnachten. Die halbe Welt macht sich auf den Weg nach Hause. Die andere ist dort schon, und dann wird’s gefährlich. Oder, in den unvergesslichen Worten von Detective Lieutenant John McClane: *Yippie Kayak Other Buckets!*

Man könnte denken, dass eine Gesellschaft, die zu Weihnachten rituell Stressfernsehen über Weihnachten schaut, vorbereitet wäre darauf, dass es auch im echten Leben schwierig werden könnte. Aber so funktioniert Weihnachtsfernsehen natürlich nicht. Schon immer ist es ja sein Zweck gewesen, Chaos, Druck und Panik um den Tannenbaum ins Fiktionale auszulagern und es dort dann auszuleben. Außerdem sind Weihnachtsfilme ohne ein Happy End unbekannt. Ohne das kleine bisschen Hoffnung, das zu guter Letzt aus den rauchenden Trümmern der Menüs, enttäuschter Versprechen und versengter Rentierpullover aufsteigt.

Aber was man aus all diesen Filmen und Serien trotzdem lernen könnte, ist, wie heilsam es ist, die Erwartungen an Weihnachten abzurüsten, um dann überrascht davon zu werden, wie wenig man eigentlich braucht. Das klingt jetzt zwar stark nach dem „Wort zum Sonntag“, aber dafür kann Hollywood ja nichts.

Ab dem Freitag dieser Woche wird die zweite Staffel von „Weihnachten zu Hause“ auf Netflix zu sehen sein: Eine norwegische Serie über die Krankenschwester Johanne (Ida Elise Broch), deren Familie (auch schmerzhaft skandinavisch wunderhübsch, wie eigentlich alle in dieser Serie) immer noch im großen Kreis feiert. Und das, obwohl die Eltern gar nicht mehr wissen, ob sie beide miteinander feiern wollen, und zwei der Kinder längst eigene Kinder haben. Nur Johanne ist seit längerem Single, was alle Jahre wieder von allen Verwandten besprochen werden muss, weswegen Johanne, damit endlich Ruhe ist, eines Adventsabends behauptet, dieses Jahr würde sie nicht allein kommen. Das war’s dann mit der Ruhe.

Wie Johanne dann am Showdown der ersten Staffel ihr Familienweihnachten feiert und mit wem, und wer dann noch kam – das wäre unter den Einschränkungen des anstehenden Fests nicht erlaubt. Aber es ist ja auch Weihnachtsfernsehen.

TELEDIALOG

PLAN

„Nur einmal jung und dann im Lockdown: Was macht Corona mit der Jugend?“, fragte Frank Plasberg in der aktuellen Ausgabe von „Hart aber Fair“. Die Runde ist sich einig: Die Jugend kann man nicht über einen Kamm scheren, Party beziehungsweise keine Party ist nicht das Problem. Auch Abiturientin Franziska Schürken (17) macht sich eher Sorgen um ihre Karriere, trotz guter Noten.

Plasberg: Was heißt denn Alternativen? Wollen Sie von Ihrem Traum lassen, Ärztin zu werden?
Schürken: Ich möchte nicht von meinem Traum lassen, aber ich kann mich aufgrund der aktuellen Lage nicht mehr darauf verlassen, dass ich die Leistung erreichen kann, die ich ohne Pandemie geschafft hätte . . .
Plasberg: Was ist denn der Plan B?
Schürken: Der Plan B ist dann ein Studium in den Geisteswissenschaften, wo die Anforderungen nicht ganz so hoch sind.

ARD

10.00 Tagesschau **10.03** Die Sterntaler. Dt. Märchenfilm mit Meira Durand, 2011 **11.00** Schneewittchen. Dt. Märchenfilm mit Laura Berlin, 2009 **12.00** Tagesschau **12.03** Presseclub **12.45** Europamagazin **13.15** Wildes Spanien (2/2) Der mediterrane Süden **14.00** Tagesschau **14.03** Weihnachts-Männer. Dt. Komödie mit Heiner Lauterbach. Regie: Franziska Meyer Price, 2015 **15.30** Um Himmels Willen – Weihnachten unter Palmen. Dt. Familienfilm mit Janina Hartwig. Regie: Ulrich König, 2010 **17.00** Brisant Boulevardmagazin **17.30** Weihnachten auf der Hallig Reportage. **17.59** Gewinnzahlen Deutsche Fernsehlotterie Magazin **18.00** Tagesschau Mit Wetter **18.05** Bericht aus Berlin Magazin **18.30** Sportschau **19.20** Weltspiegel Auslandskorrespondenten berichten

ZDF

10.15 Wintersport. Rodeln: D, 1. Lauf, Zsfg. / ca. 10.30 Ski alpin: Super-G H / ca. 11.20 Rodeln: D, 2. Lauf / ca. 11.40 Biathlon: 10 km Verfolgung D / ca. 12.30 Bob: Zweierbob D, Zsfg. / ca. 12.50 Ski alpin: Riesenslalom D, 2. Lauf / ca. 13.30 Rodeln: Teamstaffel / ca. 13.55 Biathlon: 4x7,5 km Staffel H / ca. 15.35 Langlauf: 10 km D, Zsfg. / ca. 15.50 Skifliegen: WM, Team, 1. Durchgang / ca. 17.00 Langlauf: 15 km H, Zsfg. / ca. 17.05 Skifliegen: WM, Team, 2. Durchgang / ca. 18.00 Bob: Zweierbob H **18.25** Terra Xpress Achtung, Kinder! Wie viele Menschen verträgt die Welt? **18.55** Aktion Mensch Gewinner **19.00** heute Mit Wetter **19.10** Berlin direkt Magazin **19.30** Terra X Ein Moment in der Geschichte (2/3). Der Sturm auf die Bastille am 14. Juli 1789 gilt als Auftakt für die Französische Revolution.

RTL

6.15 Das Supertalent. Show **8.15** Ehrlich Brothers (2) Fabrik der Träume. Zu Gast: Eckart von Hirschhausen, Sascha Grammel **10.15** Das Supertalent (9). Jury: Dieter Bohlen, Bruce Darnell, Evelyn Burdecki, Chris Tall **12.30** Formel 1: Großer Preis von Abu Dhabi. Countdown. Moderation: Florian König **14.00** Formel 1: GP von Abu Dhabi. Das Rennen **15.55** Formel 1: GP von Abu Dhabi. Siegerehrung und Highlights. Moderation: Florian König **16.45** Explosiv – Weekend. Magazin **17.45** Exclusiv – Weekend Magazin Moderation: Frauke Ludowig. **18.45** RTL aktuell **19.03** Wetter **19.05** Die Versicherungsdetektive Timo Heitmann und Patrick Hufen nehmen kuriose Schadenfälle unter die Lupe, die schräg, lustig oder nur zum Kopfschütteln sind.

Pro Sieben

7.45 Eine schrecklich nette Familie. Comedyserie **8.45** Galileo. Magazin **11.55** Big Stories. Movie Hits – Die schönsten Filmsongs. In der Rankingshow werden kuriose Geschichten zu wechselnden Themen gezeigt, die von Promis kommentiert werden. **13.00** Die Show mit dem Sortieren. Mitwirkende: Olivia Jones, Jan v. Weyde, Sarah Lombardi, Özcan Cosar. Moderation: Jeannine Michaelsen **15.00** Galileo Big Pictures. Gute Nachrichten – 30 Bilder, die wir feiern! Moderation: Aiman Abdallah **17.00** taff weekend Magazin **18.00** Newstime Nachrichten Moderation: Laura Dünnwald **18.10** Die Simpsons Trickserie. Drei nasse Geschichten. **18.35** Die Simpsons. Gleichung mit einem Unbekannten **19.05** Galileo Spezial Unterm Aluhut – warum Verschwörungstheorien boomen

3sat

10.00 Vinocour plays **10.05** lesenswert quartett. Gespräch **10.35** Esel, Ochs’ und Kind – Weihnachtskrippen in Europa **11.20** Sisi (2/2) Österr./Dt./Ital. Drama mit Cristiana Capotondi. Regie: Xaver Schwarzenberger, 2009 **13.00** ZIB **13.05** Österreich-Bild **13.30** Wildnis Nordamerika (4+5/5) Von Wasser umgeben / Die Wüste lebt **15.00** Der fantastische Mr. Fox. Engl./Amerik. Animation, 2009 **16.25** Bandidas. Franz./Mexik./Amerik. Westernkomödie mit P. Cruz, 2006 **17.50** Erlebnisreisen-Tipp Bornholm – Inselleben auf Dänisch **18.00** Buchzeit Mit Barbara Vinken, Sandra Kegel, Katrin Schumacher **19.00** heute Nachrichten **19.10** NZZ Format Scheitern – das große Tabu **19.40** Schätze der Welt – Erbe der Menschheit spezial Das Holz vom Baume Yggdrasil – Die Stabkirche von Urnes (Norwegen)

ARTE

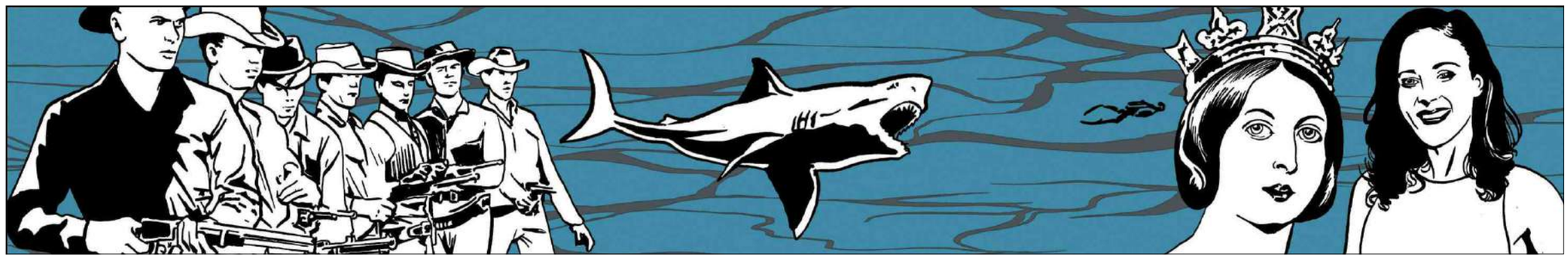
10.05 Jane Birkin – Muse, Sexsymbol, Ikone. Doku **11.00** Zum Ersten, zum Zweiten, zum Dritten! Eine Zeichnung von Foujita **11.30** Vox Pop. Ist unser Trinkwasser noch genießbar? **12.10** Karawankenbär. Auf den Spuren eines Grenzgängers **12.55** Versailles – Wo Frankreich den Luxus erfand. Franz. Doku, 2020 **14.25** Die Frucht des Tropenbaumes. Amerik./Engl. Agentenfilm, 1974 **16.10** Yul Brynner – Hollywoods Kahlkopf von Format. Franz. Doku, 2020 **17.05** Twist Resist! Kreative für eine bessere Welt **17.40** Concerto per l’Italia Felix Mendelssohn Bartholdy: Violinkonzert e-Moll op. 64. Ausführender: M. Vengerov **18.25** Zu Tisch … in Västerbotten **18.55** Karambolage **19.10** Arte Journal **19.30** GEO Reportage Lichterglanz im Norden – Winter in Stockholm und den Schären

Sky

Sky Cinema Premieren 18.20 Hell on the Border. Amerik. Abenteuerfilm mit David Gyasi. Regie: Wes Miller, 2019 **20.15** 3 Engel für Charlie. Amerik./Dt. Actionfilm mit Kristen Stewart, 2019 **22.15** Bad Boys for Life. Amerik./Mexik. Actionkomödie mit Will Smith. Regie: Adil & Bilall, 2020.

Sky Atlantic HD 18.05 The Third Day (5) Dramaserie. Dienstag – Die Tochter / Letzter Tag – Die Finsternis **20.15** Finding the Way Home. Dokumentation **21.50** The Third Day (5) Dramaserie. Dienstag – Die Tochter / Letzter Tag – Die Finsternis **23.55** Lovecraft Country (6)

Sky Action 20.15 Transformers – Die Rache. Amerik. Action mit Shia LaBeouf. Regie: Michael Bay, 2009 **22.45** Straw Dogs – Wer Gewalt sät. Amerik. Psychothriller, 2011



20.00 **Tagesschau**
20.15 **Tatort** Es lebe der König! Dt. Krimi mit Axel Prahl, Jan Josef Liefers, ChrisTine Urspruch. Regie: Buket Alakus, 2020. Im Burggraben eines alten Wasserschlosses wird die Leiche des Burgherrn Manfred Radtke gefunden – in Ritterrüstung.
21.45 **Anne Will** Diskussion
22.45 **Tagesthemen**

20.15 **Rosamunde Pilcher: Haustausch mit Hindernissen** Dt. Liebesfilm mit Wanda Perdelwitz, Oliver Franck, Ursela Monn. Regie: Stefan Bartmann, 2016. Über eine Haustauschbörse haben Sarah und Michael ihr Haus in Australien gegen eines in Cornwall getauscht.
21.45 **heute-journal** Mit Wetter
22.15 **Mord in Genua – Ein Fall für Petra Delicato** Hundeliebe. Ital. Krimi mit Paola Cortellesi, Andrea Pennacchi, Alessandro Tedeschi. Regie: Maria Sole Tognazzi, 2020

20.15 **Ninja Warrior Germany – Promi-Special** (8) Show Erneut sammeln die prominenten Athleten Geld für die RTL-Stiftung „Wir helfen Kindern“ im Rahmen des Spendenmarathons. Insgesamt gibt es drei Runden. Die besten drei dürfen versuchen, den Mount Midoriyama zu bezwingen, der in diesem Jahr unter freiem Himmel in Köln steht. Folgende Promis treten an: Angela Finger-Erben, Chris Tall, Christian Erhoff, Elena Miras, Fabian Hambüchen, Isi Glück, Jasmin Wagner u. a.

20.15 **Meg** Amerik./Chin. Sci-Fi mit Jason Statham, Bingbing Li. Regie: Jon Turteltaub, 2018. Die Mannschaft eines Expeditionsschiffes wird von einem prähistorischen Riesenhai angegriffen und sitzt mit ihrem U-Boot auf dem Meeresgrund fest. Der Taucher Meg soll sie retten.
22.30 **The Equalizer 2** Amerik. Actionfilm mit Denzel Washington, Pedro Pascal. Regie: Antoine Fuqua, 2018. Ein ehemaliger CIA-Agent und ausgebildeter Nahkämpfer will seine ermordete Kollegin rächen.

20.00 **Tagesschau** Nachrichten
20.15 **Die Anstalt** Politsatire Zu Gast: Suchtpotenzial, Ulan & Bator, Idil Baydar
21.05 **Satire Battle** Stefan Danziger vs. Lisa Catena / Lena Kupke vs. Moritz Neumeier
21.50 **Familie ist was Wunderbares** Dt. Komödie mit Rita Russek Regie: Hans-Günther Bücking, 2008. Christine ist Buchhändlerin und so eine Art Lebenshilfezentrum für alle, die mit ihr verbunden sind.

20.15 **Die glorreichen Sieben** Amerik. Western mit Yul Brynner, Steve McQueen Regie: John Sturges, 1960 Die Bewohner eines mexikanischen Dorfes werden regelmäßig von Banditen überfallen. Sie engagieren den Revolverhelden Chris, der mit sechs mutigen Mitstreitern den Kampf gegen die Verbrecher aufnimmt.
22.20 **Roberto Alagna und Vida Mikneviciute in „Lohengrin“** Oper. Aus der Staatsoper Unter den Linden, Berlin von Richard Wagner Mit Roberto Alagna, René Pape, Sonya Yoncheva

Sky Krimi HD 18.30 Kommissar Rex (7) **20.15** Getrieben. Dt. Thriller mit Petra Schmidt-Schaller, Ulrike C. Tscharre, Matthias Matschke. Regie: Maris Pfeiffer, 2019 **21.45** Die Rosenheim-Cops. Mord in der Molkerei / Der König kommt **23.25** Der letzte Bulle (7) Zur Kasse, Schätzchen

Sky Sport 1 19.00 Golf: US PGA Tour. QBE Shootout, 3. Tag in Naples, Florida (USA) Irek Myskow **20.05** Fußball: Premier League. FC Arsenal – FC Burnley, 12. Spieltag **22.15** Premier League. Kompakt **22.45** Handball kompakt – Der Spieltag **23.15** Formel 1: Großer Preis von Abu Dhabi. Rennen

23.05 **ttt** U.a.: Fuck you, 2020! Tschüss Dauerkrise, hallo radikale Hoffnung!
23.35 **Druckfrisch** U.a.: Nadia Budde: Letzte Runde Geisterstunde
0.05 **Für immer Adaline** Amerik./Kanad. Fantasy, 2015
1.50 **Tagesschau**

23.35 **ZDF-History** Queen Victoria – Die wahre Geschichte
0.20 **heute Xpress**
0.25 **Mord in Genua** Hundeliebe. Ital. Krimi, 2020
1.45 **Terra X** Ein Moment in der Geschichte (2/3)
2.30 **Terra X** Deutschland-Saga (3/6): Was uns eint

0.00 **#Couplechallenge – Das beste Team gewinnt** (1) Vier Pärchen- und drei Freunde-Teams treten gegeneinander an (Preisgeld 100 000 Euro).
1.00 **Ninja Warrior Germany – Promi-Special** (8)
4.25 **Exclusiv – Weekend**

0.55 **Layer Cake – Hierarchie der Gewalt** Engl. Thriller mit Daniel Craig, Jamie Foreman, Sally Hawkins. Regie: Matthew Vaughn, 2004
2.50 **The Equalizer 2** Amerik. Actionfilm mit Denzel Washington. 2018

23.20 **Wilder** (1/6) Knochen. Ein Bauvorhaben soll neues Leben nach Oberwies bringen. Doch ein Mord droht, das Projekt zum Scheitern zu bringen.
0.15 **Wilder** (2-6/6) Krimiserie. Schlüssel / Schlucht / Spur / Pirat / Abgrund

2.05 **Gestern** H/Franz./Schwed. Drama mit Vlad Ivanov, Féodor Atkine, 2018
4.00 **Wie das Land, so der Mensch** Griechenland: Syros
4.28 **De Gaulle am Strand** (10) Comedyserie Die Schnauze voll

Sky Cinema Fun 18.15 Zurück in die Zukunft. Amerik. Sci-Fi-Film mit Michael J. Fox. Regie: Robert Zemeckis, 1985 **20.15** Zurück in die Zukunft – Teil II. Amerik. Sci-Fi-Film mit Michael J. Fox, 1989 **22.05** Zurück in die Zukunft – Teil III. Amerik. Sci-Fi-Film. Regie: Robert Zemeckis, 1990

Sat.1 **8.05** 111 krasse Kollegen! **10.15** The Voice of Germany **13.05** Abgang mit Stil. Amerik. Krimikomödie, 2017 **15.10** Harry Potter und die Heiligtümer des Todes (2). Engl./Amerik. Fantasy, 2011 **17.30** Das große Backen **19.55** Nachrichten **20.15** The Voice of Germany. Liveshow 1: Halbfinale **23.30** 111 tierische Teufelskerle! **1.20** Rabenmütter

Vox **8.25** Criminal Intent **15.20** Bo und der Weihnachtsstern. Amerik. Animation, 2017 **17.00** auto mobil **18.10** Biete Rostlaube, suche Traumauto **19.10** Beat the Box **20.15** Kitchen Impossible. Die Weihnachts-Edition **23.40** Prominent! **0.25** Med. Detectives

KIKA **8.20** Geschichten von überall **8.35** Timster **8.50** neuneinhalb **9.00** Checker Tobi **9.25** Ben & Holly **9.50** Pettersson und Findus **10.15** Jingle, Andrew und das Weihnachtswunder. Amerik. Animationsfilm, 2011 **10.40** Siebenstein **11.05** Löwenzahn **11.30** Die Maus **12.00** Schneeweißchen und Rosenrot. Dt. Märchenfilm, 1979 **13.10** Der kleine Wichtel. Dän. Familienfilm, 2014 **14.35** Der kleine Wichtel kehrt zurück. Dän. Familienfilm, 2016 **16.00** The Garfield Show **16.35** Pia und die wilden Tiere **17.00** 1, 2 oder 3 **17.25** Snowsnaps’ Winterspiele **17.35** Für Hund und Katz ist auch noch Platz. Engl./Dt. Kinderfilm, 2012 **18.00** Beutolomäus und der wahre Weihnachtsmann **18.15** Mumintal **18.35** Ernest & Celestine **18.50** Sandmann **19.00** Tom Sawyer **19.25** pur+ **19.50** logo! **20.00** Erde an Zukunft **20.10** stark! **20.25** Schau in meine Welt!

Kabel 1 **8.05** Without a Trace **10.55** Tamme Hanken – Der Knochenbrecher on tour **14.55** Mein Lokal, Dein Lokal – Der Profi kommt **16.00** News **16.10** Mein Lokal, Dein Lokal **20.15** Nobody ist der Größte. Ital./Franz./Dt. Westernkomödie, 1975 **22.40** Abenteuer Leben am Sonntag **0.45** Achtung Abzocke

RTL 2 **9.10** X-Factor: Das Unfassbare **10.15** Hartz und herzlich **14.15** Hartz und herzlich – Zurück in der Eisenbahnsiedlung **17.15** Mein neuer Alter **18.15** GRIP **20.15** Der Soldat James Ryan. Amerik. Kriegsfilm, 1998 **23.30** Duell – Enemy at the Gates. Engl./Franz./Dt./Irisch./Amerik. Kriegsdrama, 2001 **1.55** Der Soldat James Ryan, 1998

Tele 5 **10.30** Hour of Power **11.30** Werbung **15.00** Dinotopia (1/3) Engl./Dt./Amerik. Fantasy, 2002 **16.45** Dinotopia (2/3) Engl./Dt./Amerik. Fantasy, 2002 **18.30** Dinotopia (3/3) Engl./Dt./Amerik. Fantasy, 2002 **20.15** Die Bären sind los. Amerik. Komödie, 1976 **22.25** Die Bären bleiben am Ball. Amerik. Komödie, 1977 **0.30** Die Bären sind nicht mehr zu bremsen. Amerik./Japan. Komödie, 1978

ZDF Neo **8.05** Nesthäkchen (5) **9.45** Reine Fellsache. Amerik./VAE. Komödie, 2010 **11.10** Ein Schweinchen namens Babe. Austral./Amerik. Komödie, 1995 **12.35** Schweinchen Babe in der großen Stadt. Austral./Amerik. Kinderfilm, 1998 **14.00** Ein Hund namens Beethoven. Amerik. Komödie, 1992 **15.20** Eine Familie namens Beethoven. Amerik. Komödie, 1993 **16.40** Die Schwarzwaldklinik **20.15** Die Mumie: Das Grabmal des Drachenkaisers. Amerik./Dt./Chin./Kanad. Fantasy, 2008 **21.50** Dragonheart. Amerik. Fantasy, 1996 **23.25** Bram Stoker’s Dracula. Amerik./Engl. Horrorfilm, 1992 **1.20** Congo. Amerik. Abenteuerfilm, 1995

Super RTL **8.00** Super Toy Club **9.05** Weihnachtsmann & Co. KG **9.35** ALVINNN!!! **9.45** Der TOGGO Weihnachtstausch **10.00** Angelo! **10.30** Pokémon Reisen **10.55** Grizzy & die Lemminge **11.25** Die Tom und Jerry Show **11.35** Der TOGGO Weihnachtstausch **11.50** Ballerina. Franz./Kanad. Animation, 2016 **13.20** Bugs Bunny & Looney Tunes **13.55** Barbie in Der Nußknacker. Amerik. Animation, 2001 **15.05** Der TOGGO Weihnachtstausch **15.20** Tom und Jerry **15.50** ALVINNN!!! **16.55** Woozle G. (4) **17.25** Die neue Looney Tunes Show **17.55** Paw Patrol **18.25** Weihnachtsmann & Co. KG **18.45** Der TOGGO Weihnachtstausch **19.00** ALVINNN!!! **19.40** Angelo! **20.15** Weihnachten Undercover. Kanad. Komödie, 2015 **22.00** Der Grinch. Amerik./Dt. Komödie, 2000

NDR **8.00** h-Moll Messe **9.00** Nordmag. **9.30** H.-Journal **10.00** SH-Magazin **10.30** buten un binnen **11.00** Hallo Nieders. **11.30** Hanseblick kompakt **11.50** Juist … mit Judith Rakers **12.35** Charleys Tante. Österr. Komödie, 1963 **14.00** Weihnachtskonzert mit Rolf Zuckowski **15.30** Klosterküche **16.00** Lieb und teuer **16.30** Zoras Adventsbäckerei **17.00** Bingo! **18.00** Ostseereport **18.45** DAS! **19.30** Regional **20.00** Tagesschau **20.15** Die Ungewollten – Die Irrfahrt der St. Louis. Dt./Portug. Dokudrama, 2019 **21.45** Sport **22.05** Die NDR-Quizshow **22.50** Sportclub **23.35** Sportclub Story **0.20** Gegen die Wand. Dt./Türk. Drama, 2004

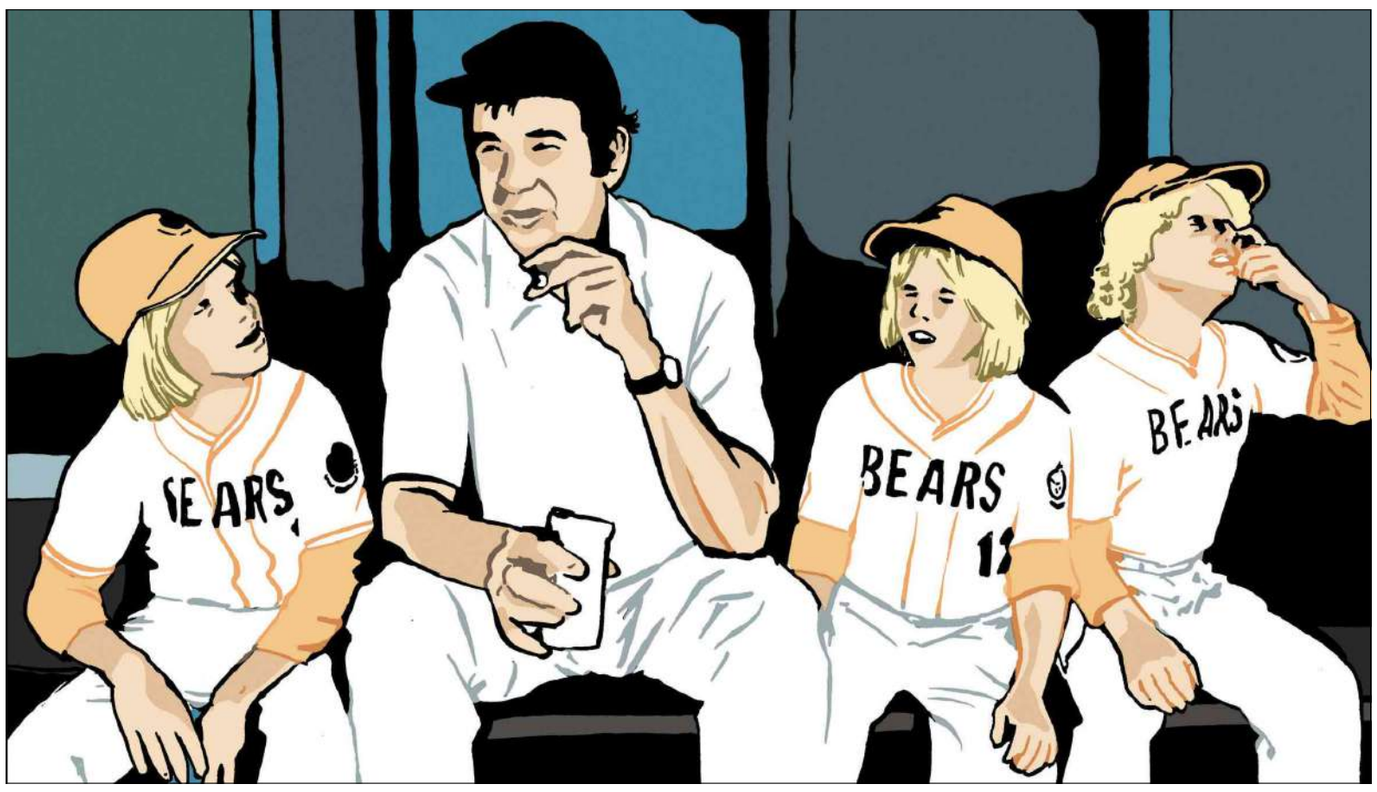
RBB **8.00** Brandenburg aktuell **8.30** Abendschau/Brandenburg akt. **9.00** Ein lasterhaftes Pärchen. Dt. Krimikomödie, 2000 **10.30** Stille Nächte. Dt. Familienfilm, 2014 **12.00** Familie Dr. Kleist **12.45** Hubert und Staller **13.35** Mord mit Aussicht **14.25** Die zertanzten Schuhe. Dt. Märchenfilm, 1977 **15.10** Das singende, klingende Bäumchen. Dt. Märchenfilm, 1957 **16.20** In aller Fr. – Die jungen Ärzte **17.05** In aller Fr. **17.50** Sandmann **18.00** rbb UM6 **18.30** Gartenzeit **19.00** Täter – Opfer – Polizei **19.30** Abendschau/Brandenburg akt. **20.00** Tagesschau **20.15** Gefragt – Gejagt **21.45** rbb24 **22.05** Sportschau **22.25** Götterdämmerung mit Robin Tticiati **23.40** Jede Antwort zählt **0.25** Dings vom Dach **1.10** Das Berlin Quiz

WDR **8.15** Kochen mit Martina und Moritz **8.45** Kölner Treff **10.15** Evangelischer Gottesdienst **11.05** Rekorde – Das Beste im Westen **11.50** Dynastien in NRW **12.35** Unser Westen, unser Handwerk **13.20** Drei Haselnüsse für Aschenbrödel. Tschech./Dt., ’73 **14.45** Wenn wir uns begegnen. Dt. Melodram, 2008 **16.15** Wunderschön! **16.45** Winterfreuden in Österreich **17.30** Kürbis, Mohn & Mango **18.00** Tiere suchen ein Zuhause **18.45** Aktuelle Stunde **19.30** Westpol **20.00** Tagesschau **20.15** Wunderschön! **21.45** Sportschau **22.15** Torsten Sträter (1/2) **23.00** Zeiglers wunderbare Welt des Fußballs **23.30** McLintock – Ein liebenswertes Raubein! Amerik. Westernkomödie, 1963

MDR **8.30** MDR-Garten **9.00** Unser Dorf hat Wochenende **9.30** Hunde, Eis und weiße Bären. Doku **10.00** Kath. Adventsgottesdienst **11.00** Ein rettender Engel. Dt. Heimatfilm, 1998 **11.45** Unsere köstliche Heimat **12.00** Die Prinzessin und der fliegende Schuster. Tschech. Märchenfilm, 1987 **13.25** Der süße Brei. Dt. Märchenfilm, 2018 **14.55** Weihnachten in der Lausitz **15.25** Sport **16.45** In aller Fr. – Die jungen Ärzte **17.30** In aller Fr. **18.20** Brisant **18.52** Sandmännchen **19.00** Regional **19.30** aktuell **19.50** Kripo live **20.15** Zauberhafte Adventszeit – Thüringen leuchtet **21.45** aktuell **22.00** Sportschau **22.20** Können Tote Leben retten? **23.05** Bis zur letzten Runde. Dt. Doku, ’20 **0.30** Sprung in die Freiheit – Eine Geschichte aus dem Kalten Krieg. LIT/LETT/Franz. Doku, ’20

Hessen **9.15** Mord mit Aussicht **10.05** Familie Dr. Kleist **10.50** In aller Fr. **11.35** In aller Fr. – Die jungen Ärzte **12.25** Mann, oh Mann, oh Mann! Dt. Liebesmelodram, ’02 **13.55** Elefant & Co. **14.45** Von Kopenhagen bis Aarhus **15.30** Eine Reise durch Estland **16.15** Alles Wissen **17.00** Mex **17.45** Mittendrin – Flughafen Frankfurt **18.30** Warum? AWO & Co außer Kontrolle **19.00** Herkules **19.30** hessenschau **20.00** Tagesschau **20.15** Hirschhausens Quiz des Menschen **22.15** Sportschau **22.35** heimspiel! **22.45** strassen stars **23.15** Hessens Helden 2020 – Dankeschön-Konzert **0.30** Ich trage einen großen Namen

SWR **8.15** Vilde Frang und Michail Lifits spielen Mozart **8.35** Das Vermächtnis der Zisterzienser **9.30** Expedition in die Heimat **10.15** Ev. Gottesdienst **11.00** Sellemols **11.30** Oh Tannenbaum – Fichten-Schorsch und seine Weihnachtsbäume **12.00** Sagenhaft **13.30** Winnetou II. Dt./Franz./JUG/Ital. Western, 1964 **15.00** Winnetou III. Dt./JUG/Franz./Ital. Western mit Lex Barker, 1965 **16.30** Lecker aufs Land im Advent **17.15** Der Schwarzwald in Kanada **18.00** Aktuell BW **18.15** Ich trage einen großen Namen **18.45** Treffpunkt **19.15** Die Fallers **19.45** Aktuell BW **20.00** Tagesschau **20.15** Die Schweiz von oben. Dt. Doku, 2019 **21.45** Sportschau **22.05** Sport **22.50** Die Pierre M. Krause Show **23.20** Walulis Woche **23.50** Stephan Bauer live – „Weihnachten fällt aus! Josef gesteht alles!“ **0.35** Täterätää! Die Kirche bleibt im Dorf 2. Dt. Komödie, 2015



„DIE BÄREN SIND LOS“
TELE 5, 20.15 UHR

Es liegt nicht an Walter Matthau als Baseballtrainer mit Alkoholproblem, der aus einem anderen Erdzeitalter zu kommen scheint, wenn einem der Film etwas fremd bleibt; es liegt eher daran, dass Baseball für Europäer ein Spiel ist, dessen Regeln kaum nachzuvollziehen sind, weshalb einem auch selten einleuchtet, wie das Spiel zum Lebensgleichnis werden kann. Aber man kann es ja noch mal probieren. Illustrationen Kat Menschik

Bayern **8.30** Fit mit Felix – Olympia im Kinderzimmer **8.40** Der kleine Rabe Socke 2. Dt. Animation, 2015 **9.45** Der Klang des Lebens **10.15** Ev. Gottesdienst **11.00** Der Sonntags-Stammtisch **12.05** quer **12.50** Bayern erleben **13.35** Der Millionenbauer **14.25** Zsammg’spuit am Tegernsee **15.10** Landfrauenküche **16.00** Rundschau **16.15** Unser Land **16.45** Euroblick **17.15** Schuhbecks **17.45** Schwaben und Altbayern **18.30** Rundschau **18.45** freizeit **19.15** Unter unserem Himmel **20.00** Tagesschau **20.15** Der Komödienstadel. Alles für die Katz. Lustspiel **21.45** Blickpunkt Sport **23.00** Rundschau So.-Mag. **23.15** Heißmann & Rassau **0.00** Milchgeld. Ein Kluftingerkrimi. Dt. Krimi, 2012

Phoenix **8.15** Wilde Heimat **11.15** phoenix gespräch **11.30** phoenix persönlich **12.00** Presseclub **12.45** Presseclub – nachgefragt **13.00** die diskussion **14.00** Sechs Tage Eiszeit – Der Katastrophenwinter 1978/79. Dt. Doku, 2018 **15.30** Als das Wetter verrücktspielte – Die größten Naturkatastrophen im Westen. Dt. Doku, 2018 **17.00** War of Thrones – Krieg der Könige. Dokureihe **20.00** Tagesschau **20.15** Rätselhafte Tote **23.15** heute-show **23.45** extra 3 **0.30** corona nachgehakt **0.45** Wilde Überlebenskünstler

ntv **9.30** Auslandsreport **10.30** Wissen **11.10** Top Gear **12.10** Der Tiger – Konstruktion eines Kampfhubschraubers **13.05** Deluxe **14.10** Die gefährlichsten Waffen des Mittelalters **15.10** Gotteskrieger **18.30** PS – Magazin **19.05** mobil **19.30** Wissen **20.15** Die tiefsten Geheimnisse des Universums **22.10** Wozu brauchen wir den Mond? Doku **23.10** Aufbruch zur Sonne – Eine einzigartige Mission **0.10** Expedition New Earth – Suche nach einer neuen Heimat

Sport1 **9.00** Hattrick pur. 2. Bundesliga **9.30** Bundesliga pur. 11. Spieltag **11.00** Doppelpass. Die Runde **13.30** Bundesliga pur **15.00** Eishockey: MagentaSport Cup. Finale **17.30** Poker (6) EPT Barcelona 2019 **18.30** Timbersports: Australische Meisterschaft **19.30** Sky Sport News – 2. Bundesliga. 11. Spieltag **20.45** Darts: Weltmeisterschaft

Eurosport 1 **8.30** Ski alpin: Weltcup. Courchevel (F). Riesenslalom Damen, 2. Lauf (1. Tag) **9.20** Riesenslalom Damen, 1. Lauf (2. Tag) **10.25** Weltcup. Val d’Isère (F). Super-G Herren **12.00** Weltcup. Riesenslalom Damen, 2. Lauf (2. Tag) **13.30** Biathlon: Weltcup. 4x7,5 km Staffel Herren **15.20** Skifliegen: WM. Planica (SLO). Einzelspringen, 3. und 4. Durchgang (HS 240) **15.50** Teamspringen, 1. und 2. Durchgang (HS 240) **17.45** Langlauf: Weltcup. Davos (CH). 15 km freier Stil Herren **18.30** Rodeln: Weltcup. Oberhof (D). Damen, 2. Lauf **19.05** Snooker: World Main Tour **23.05** Skifliegen: WM **0.30** Ski alpin: Weltcup

TECHNIK & MOTOR

BERUF & CHANCE AB SEITE 53

Der Reihe nach: Dorimu Nakiri, Shun Premier TM, Haiku Deba, Performer, Shun White Classic und Black Hammer Blue

Fotos Hersteller

Schöne Aufschneider, die Japaner!

Ein japanisches Messer darf in der Küche nicht fehlen. Doch was heißt das? Hat es eine bestimmte Form, oder wurde es in Nippon geschmiedet? Wir gehen zur Hand.

Von Marco Dettweiler

Ein Messer ist erst einmal nur ein Messer. Es soll gut in der Hand liegen und scharf sein. Exemplare mit diesen Eigenschaften gibt es auf der ganzen Welt. Nun haben aber Messer aus unterschiedlichen Ländern auch unterschiedliche Formen, weil jede Kochkultur andere Ansprüche an die Zerkleinerung der Lebensmittel stellt. In der japanischen Küche herrscht wohl die größte Vielfalt an Arten von Klingen. Die Köche aus Fernost schneiden und zerkleinern Fisch, Fleisch und Gemüse mit verschiedenen Techniken. Stellvertretend für diese Kunst wird meist der Sushi-Meister genannt, dessen Ausbildung rund zehn Jahre dauert und der mit knapp einem Dutzend Messer hantiert. Nicht nur solche Geschichten haben dafür gesorgt, dass japanische Messer in der westlichen Kultur als etwas Besonderes gelten, ihnen wird oft die beste Qualität zugesprochen. In den achtziger Jahren konnten sie westliche Starköche schlichtweg dadurch überzeugen, dass sie aufgrund des hochwertigeren Stahls schärfer waren als die europäische Konkurrenz. Der Westen hat mittlerweile aufgeholt.

Viele japanische Messer kommen aus Seki. Die Stadt in der Präfektur Gifu ist das Solingen Japans. Dort gibt es etwa 600 Messerschmieden. Die Tradition geht bis ins 13. Jahrhundert zurück, als dort die ersten Schwerter für Krieger angefertigt wurden. Kauft man nun in Deutschland ein Messer, das aus Seki stammt, kann das vielerlei bedeuten. Das Produkt wurde in der Stadt dort hergestellt und nach Europa importiert. Oder ein deutsches Unternehmen lässt in der japanischen Stadt Messer produzieren, die hierzulande entworfen und verkauft werden. Das deutsche Unternehmen Chroma, das sich ausschließlich auf japanische Messer spezialisiert hat, geht beide Wege. So sind das Dorimu und Haiku eine Auftragsarbeit, das Black Hammer Blue von Kasumi ist importiert. Zwilling macht es noch einmal anders. Die Miyabi-Serie wird in einem eigenen Betrieb in Seki angefertigt, den das deutsche Unternehmen vor sechzehn Jahren gekauft hat. Aus der japanischen Schmiede Kai stammen das Shun Classic White und das Shun Premier TM, die von Kai Europe hier vertrieben werden. Schmiede ist etwas untertrieben. Kai ist ein mächtiges und in Japan bekanntes Unternehmen, das neben Messern auch Scheren, medizinische Produkte und Rasierklingen herstellt. Und schließlich gibt es das Performer von Wüsthof, das in Deutschland entworfen und hergestellt wurde. Und was ist daran japanisch? Es ist ein Santoku, hat also eine spezielle Klingenform, und soll hier als Einstieg in die Welt japanischer Messer dienen.

Wüsthof Performer

Das Performer für 230 Euro ist made in Germany. Wenn jemand hierzulande eine japanische Klingenform kennt, dann ist es das Santoku – im Übrigen geht es den Japanern genauso. Es wird häufig in der Küche eingesetzt, weil es ein universelles Kochmesser ist. Der Name heißt übersetzt „drei Tugenden“ oder „drei Stärken“. Die Klinge unterscheidet sich vom europäischen Kochmesser durch ihre geringere Krümmung und ihren breiteren Maße. Das verändert die Schneidetechnik. Der Wiegeschnitt, also die kreisende Bewegung, mit der nach unten und dann vorne geschnitten wird, funktioniert nicht so gut wie mit europäischen Kochmessern, weil die gerade Schneide die elliptische Bewegung nicht unterstützt. Dafür geht die Hacktechnik, also das senkrechte Auf und Ab des Messers, umso besser. Das Schnittgut kann auf die breite Klinge geschoben werden, um es Richtung Topf zu transportieren. Die 17 Zentimeter lange Klinge des Performer fällt – neben dem Kullenschliff – wegen ihrer dunklen Farbe auf. Je nach Lichteinfall ist sie fast schwarz. Im Gegensatz zu japanischen Schmieden mit ihrer jahrhundertealten Tradition setzt Wüsthof auf Hightech. Der Stahl wird mit einer nur wenige Mikrometer dünnen Schicht überzogen und veredelt. Das Verfahren mit dem Namen „Diamond-Like Carbon“ härtet die Oberfläche noch einmal deutlich. Dieses Verfahren ist nicht neu. Es wird etwa in der Medizin oder für hochbelastete Werkstoffe eingesetzt. Auch hat die Marke Nesmuk schon seit Jahren Messer mit veredelten Klingen im Angebot.

Im Alltag hilft der Antihaft-Effekt. Flüssigkeiten perlen ab, ebenso bleibt das Schnittgut weniger hängen. Der gummiartige Griff mit „Antirutsch-Wabenstruktur“ liegt sicher in der Hand, könnte aber etwas dicker sein. Scharf ist das Performer sowieso.

Kai Shun Premier TM

Das Shun Premier Tim Mälzer für 210 Euro ist ebenso ein Santoku, mit 18 Zentimetern ein bisschen länger und mit dem Branding des Fernsehkochs ein bisschen deutsch. Aber ansonsten hat das Messer von Kai wenig gemeinsam mit dem Performer von Wüsthof. Beim Blick auf die Klinge zeigt sich gleich zweifach, was viele mit japanischer Schmiedekunst verbinden. Sie besteht aus 32-lagigem Damaszenerstahl. Während der Produktion der Klinge wurden also unterschiedliche Stahlsorten schichtweise übereinandergelegt und zu einem Stück verarbeitet. Am Ende des Prozesses hat der Schmied die Oberfläche mit dem „Hammerschlag“ bearbeitet, so dass neben der typischen Damastoptik eine homogene Fläche mit lauter Einschlägen entsteht. Dieses „Tsuchime“ soll einen ähnlichen Zweck haben wie der Kullenschiff, den zum Beispiel das Performer von Wüsthof hat: Das Schnittgut soll nicht an der Klinge kleben.

Während des Schneidens funktioniert der Antihaft-Effekt nicht so gut wie beim Performer. Dafür liegt der dickere Griff aus Pakkaholz wie ein Handschmeichler zwischen den Fingern. Das Messer ist das längste der hier vorgestellten Exemplare. Deswegen verhält es sich im Alltag wie ein großes, aber wendiges Kochmesser. Auch hier gibt es an der Schärfe nichts zu meckern. Das Shun Premier besteht locker den Papiertest.

Chroma Dorimu Nakiri

Das Dorimu von Chroma hat eine 17 Zentimeter lange Klinge aus Damaszenerstahl und eine Oberfläche, die wie mit kleinen Kratern übersät ist. Das sieht so ähnlich aus wie der Hammerschlag des Shun Premier. Allerdings kommt das Ergebnis anders zustande. Im Unterschied zum Messer von Kai hat diese Klinge keinen Kern aus VG-Max-Stahl, um den weitere Schichten gelegt werden, sondern besteht aus 64 dünnen Lagen. Mitunter spricht man dann von Volldamast. Dabei faltet der Schmied mit einer bestimmten Technik die Lagen so, dass am Ende eine rauhe Oberfläche entsteht, die der Behandlung mit dem Hammerschlag ähnelt. Dieser Prozess ist aufwendig und somit teuer. Das Dorimu kostet in dieser Form 500 Euro. Es ist ein Nakiri, das hierzulande gerne mit dem deutschen Hackebeil verwechselt wird. Dieses Schicksal teilt das japanische Nakiri mit dem chinesischen Cai Dao (wird häufig auch „Chai Dao“ geschrieben). Mit dem Nakiri kann man letztlich alles schneiden. Das große Klingenblatt lädt geradezu ein, es als Tablett zu nutzen, um das geschnittene Gemüse vom Brett abzutransportieren. Auch macht es sich bestens, um gerade lange Möhrenstifte zu schneiden, weil die Klinge kaum eine Krümmung hat.

Wir mögen das japanische Nakiri ebenso wie das chinesische Cai Dao und setzen diese Formen gerne als Universalmesser mit der Hacktechnik ein. Während des Tests war äußerste Vorsicht geboten, nicht nur wegen der Schärfe, sondern wegen des Wertes von 500 Euro, den man hier spürbar in den Händen hält. Das Dorimu ist ein wunderschönes Messer.

Haiku Original Deba

Nun brauchen auch japanische Köche manchmal etwas robustere Schneidwerkzeuge, um etwa Fische beim Filetieren zu köpfen oder Gräten zu trennen. Das Haiku von Chroma für 130 Euro wiegt mehr als 200 Gramm, hat einen breiten Klingenrücken und einen einseitigen Anschliff. So wie es sich für ein Deba gehört. Mit dem hinteren Teil der 16,5 Zentimeter langen Klinge wird gehackt, vorne geht es filigran zu, wenn man den Zeigefinger auf den Klingenrücken legt. Der einseitige Anschliff führt dazu, dass das Messer beim Schneiden immer zu der stumpfen Seite zieht. Das macht das Filetieren eines Fisches einfacher. Das Schneiden von Kartoffeln oder anderem großen Gemüse wird aber schwierig, weil der Schnitt nicht gerade nach unten geht. Wer gerne Fisch isst und roh filetiert, sollte einmal ein Deba ausprobieren. Es ist auf jeden Fall ein Messer für Spezialisten.

Black Hammer Blue

In eine ganz andere Richtung geht das Black Hammer Blue von Kasumi für 300 Euro. Das Universalmesser hat eine schmale, spitz zulaufende Klinge, die keiner spezifischen Form zugeordnet werden kann. Es ist eine Mischung aus Yanagiba und Shotoh, das auch als Petty-Messer bekannt ist. Diese sind leicht, dünn und werden in Japan eingesetzt als Gemüse- oder Kräutermesser. Mit seinen 85 Gramm ist das Kasumi in der Tat ziemlich handlich, der Bart ist gerade noch so hoch, dass die Finger um den sechseckigen Griff gehen, ohne dass sie auf dem Schneidebrett aufsetzen. Die Klinge ist erstaunlich scharf. Ursache ist der Stahl, der aus drei Lagen mit einem Kern aus Aogami besteht. Der in ihm enthaltene hohe Kohlenstoffanteil führt dazu, dass das Messer rostet. Deshalb sollte das Back Hammer Blue immer nach dem Schneiden getrocknet und die Patina ab und zu wegradiert werden.

Im Test griffen wir immer wieder zum Kasumi als Ergänzung zu einem Santoku oder Nakiri. Damit wurden feine Arbeiten ausgeführt. Das äußerst spitze Ende des Bartes hat einige Spuren in unseren Fingern hinterlassen.

Kai Shun Classic White

Ein Schmuckstück ist das Shun White Kiritsuke für 180 Euro, eine auf 5555 Exemplare limitierte Edition von Kai. Die aus Damaszenerstahl mit 32 Lagen gefertigte Klinge von 15 Zentimeter Länge hat die eher seltene Form eines Kiritsuke. Am nächsten ist es dem Santoku, also für viele Einsätze in der Küche geeignet. Der Unterschied liegt an Anfang und Ende der Klinge. Vorne läuft das Kiritsuke spitzer zu, so dass sich Fische gut filetieren lassen. Hinten macht der Bart eine Biege, wodurch das Shun White eine weitere Griffhaltung gewährt. In der dadurch entstehenden Krümmung findet der Mittel- oder Ringfinger Platz, der Zeigefinger ruht auf dem Klingenrücken. Der Koch kann somit feine Schnitte ansetzen und das Messer kontrolliert führen. Nicht nur beim Filetieren von Fisch und Fleisch ist das praktisch. Auch der Umgang mit kleinem Gemüse fällt leichter. Den Wiegeschnitt macht das Kiritsuke ebenso problemlos mit.

Kai bezeichnet sein Messer als „kleines“ Kiritsuke. Und in der Tat wirkt es beim Schneiden sehr kompakt trotz seiner 15 Zentimeter langen Klinge. Wie kein anderes der getesteten Messer lässt es sich bequem und sicher so halten, dass der Zeigefinger die Schnittbewegung führt und der Mittelfinger am Bart stabilisiert. Deswegen darf in unserer Küche kein Kiritsuke fehlen.

SCHLUSSLICHT

FANTASTISCHES JAHR

VON WALTER WILLE

Über das Jahr 2020 ist fast alles längst gesagt. Erste Jahresrückblicke wurden schon Ende November gesendet, recht so, denn der Dezember ist ja selbst schuld, wenn er so spät kommt.

2020 wird in Erinnerung bleiben als das Jahr, in dem wir lernten, wie einfach es ist, Fantastilliarden aus dem Ärmel zu schütteln. Biden war der Angenehmere von beiden, die Sprachverschandler*innen sind nicht mehr aufzuhalten, und mit dem Abseilen von Autobahnbrücken etablierte sich ein neuer Trendsport. Dem Weihnachtsfest, sollte es nicht doch noch auf nächsten Juli verschoben werden, können wir in der Gewissheit entgegenblicken, dass der endgültige Durchbruch des Elektroautos unmittelbar bevorsteht.

* * *

Unter technischen Gesichtspunkten ist zudem hervorzuheben, dass die Corona-App die Pandemie allem Anschein nach nicht verschlimmert hat. Nur 51 Jahre nach Apollo 11 gelang es China, einen Steinsammelroboter auf dem Mond abzusetzen, der hoffentlich gründlich desinfiziert war. Erbittert ging es in den sozialen Medien zu, 2020 war das Jahr, in dem es dem Videoclip-Unternehmen Triller gelang, den berühmten Fußballspieler Neymar vom Konkurrenten Tiktok abzuwerben, wie Triller triumphierend bekanntgab.

* * *

27 Männer und sechs Frauen brachen Anfang November mit schnellen, hochtechnischen, leider auch fragilen Quarantänestationen zur Vendée Globe auf, dem faszinierenden Nonstop-Solo-Segelrennen rund um die Welt. Dieses Mal ist das Wetter besonders grausam, die See gewalttätig, einige sind schon ausgeschieden. Die anderen genießen es weiterhin, 24 Stunden am Tag keine Maske tragen zu müssen. Wird Boris Herrmann, der erste deutsche Skipper der Vendée-Globe-Geschichte, durchkommen? Wird er für die zweieinhalb bis drei Monate dauernde Arbeit im schwimmenden Homeoffice die Steuerpauschale geltend machen können? Die Antwort vielleicht nächstes Jahr um diese Zeit an dieser Stelle, wenn auch der endgültige Durchbruch des Elektroautos verkündet werden kann.

TECH-TALK

UNTER ZELLGENOSSEN

VON LUKAS WEBER

Fühlen Sie sich in diesen Tagen auch antriebslos und ohne Energie? Der Technik geht es nicht anders, Batterien machen frühzeitig schlapp, wenn es draußen kalt und feucht ist. Kleinverbraucher, die etwas auf sich halten, verwenden heute statt der Wegwerfartikel in Größen wie Doppel- oder Dreifach-„A“ Lithium-Ionen-Akkus, die relativ lange durchhalten und wiederaufgeladen werden können, das ist schon mal ein Fortschritt. In Standardgrößen, meist 18 650 oder 21 700, haben sie zudem den Vorzug, dass sie sich leicht austauschen lassen. Eine Zelle der neuesten Generation könnte also wohl die Leuchtdauer der Taschenlampe verlängern. Zum Nachweis haben wir mal eine Stirnlampe umgerüstet. Mit der Serienzelle von 3,7 Volt Nennspannung und 3400 Milliamperestunden, also einem Energiegehalt von 12,58 Wattstunden, brannte sie beachtliche zehneinhalb Stunden. Die Superbatterie direkt aus Fernost, gekauft im elektronischen Laden, ist auf der Hülle mit ebenfalls 3,7 V, aber 6000 mAh angegeben. Nach gut sieben Stunden war Schluss. Man soll halt nicht alles glauben, was geschrieben steht.

HINWEIS DER REDAKTION

Ein Teil der in Technik & Motor besprochenen Produkte wurde der Redaktion von den Unternehmen zu Testzwecken zur Verfügung gestellt oder auf Reisen, zu denen Journalisten eingeladen wurden, präsentiert.

1

1 Wenn zum Weihnachtsfest erwartbar das eine oder andere Gadget aus dem Hause Apple auf dem Gabentisch liegt, freut sich der Nerd über eine Ladestation von Belkin, die gleich drei Apple-Produkte bedient: iPhone, Apple Watch und Airpods oder Airpods Pro. Boost Charge Pro heißt der Apparat, der mit induktiver Ladetechnik arbeitet. Das ist nichts Ungewöhnliches. Die Raffinesse dieser Station besteht darin, dass sie die neue Magsafe-Technik von Apple für die iPhone-12-Modelle unterstützt. Ein Magsafe-Ladegerät arbeitet mit Magneten und sorgt für ein punktgenaues Andocken des iPhone 12 an die Station. Auf diese Weise kann das Handy mit 15 Watt deutlich schneller als auf einer herkömmlichen Qi-Ladestation betankt werden. Der Boost Charge Pro ist in der Grundfarbe Schwarz oder Weiß erhältlich, die Streben bestehen aus Edelstahl. Dank der starken Magnethalterung kann man das iPhone auch im Querformat andocken, um beispielsweise ein Video zu sehen. Die Ohrhörer Airpods oder Airpods Pro werden auf dem Standfuß geladen. Eine Led visualisiert die richtige Ausrichtung des Gehäuses der Ohrhörer. Das Ladegerät kostet 150 Euro. (misp.)

2 Das Jahr 2020 ist nicht nur das Jahr der Elektroautos. Eine Ikone der Automobilgeschichte feierte ihr Comeback, der Land Rover Defender. Das Modell von Lego Technikc war sogar früher auf dem Markt als sein großes Vorbild. Es ist der Zweitürer, von dem in der großen Welt erst in diesen Tagen die ersten ausgeliefert werden. Der Little Landy wurde von Lego zusammen mit Land Rover entwickelt, besonders stolz sind die Dänen auf den Detailreichtum, samt dem bisher ausgefeiltesten Lego-Technic-Getriebe. Unter der Motorhaube steckt ein Sechszylinder mit beweglichen Kolben, es gibt Allradantrieb mit drei Differentialen, Einzelradaufhängung und eine funktionierende Winde. Doch bevor man dies alles bewundern kann, müssen mehr als 2500 Einzelteile zusammenfinden. Lego gibt zehn Stunden an, was wir für stark untertrieben halten; der Sohn ist bis heute nicht fertig. Zusammengebaut ist der Defender 22 Zentimeter hoch und 42 Zentimeter lang. Im Lego-Shop kostet er 175 Euro. (fbs.)

2

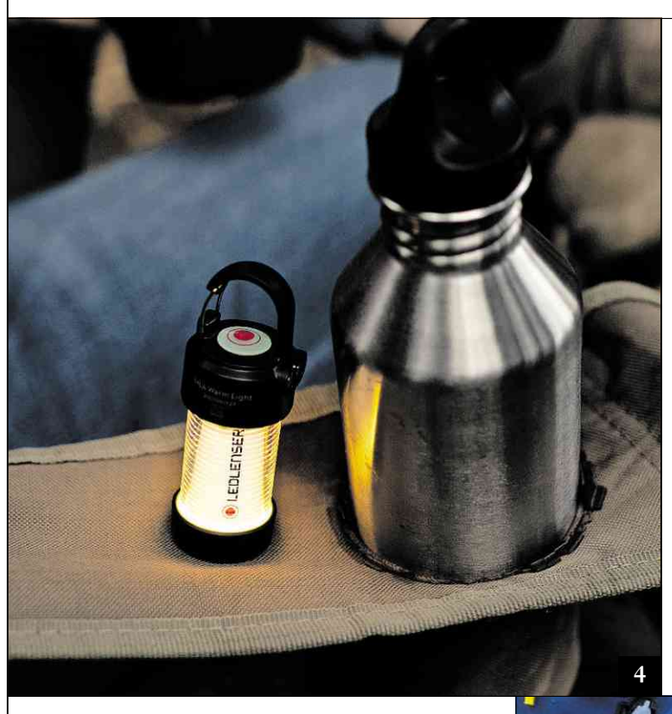
4 Behagliche Stunden im Homeoffice? Ein Knopfdruck, und die ML 4 von Ledlenser erwacht, nicht nur im Advent. Von solch einer Laterne haben Generationen von Pfadfindern geträumt. Mit ihrem Karabinerhaken hängt man sie an den Rucksack oder ins Zelt, auf dem Schulweg an den Ranzen oder beim Outdooreinsatz ans Geäst. Der LED-Zwerg ist lediglich zehn Zentimeter hoch, wiegt weniger als eine Tafel Schokolade und erhellt auch den Dämmerschoppen auf der Terrasse. Drei Leuchtstufen in Weiß – 5, 50 und 150 Lumen – stehen zur Verfügung. Die lumenabhängige Leuchtdauer beträgt laut Datenblatt 45, acht oder zweieinhalb Stunden. Im 300-Lumen-Boost-Modus wird die Kleine grell, schaltet sich jedoch nach knapp 30 Sekunden Kraftanstrengung aus. Obendrein gibt es zwei Rotlicht-Leuchtstufen sowie eine Blinkfunktion sowohl in Weiß als auch in Rot. Leuchtmasse am Laternenfuß glimmt ein paar Stunden nach, so dass die abgeschaltete ML 4 im Dunkeln leicht zu orten ist. Betrieben wird sie mit einer AA-Batterie oder dem mitgelieferten Akku. Dessen Ladekabel schnappt magnetisch am Lampengehäuse an. Preis: 40 Euro. (lle.)

5 Einige Dinge sind einfach nur schön, andere praktisch. Das Spirit Touch Free Tool von Roxon ist schön praktisch, es wurde zu Pandemiezeiten entwickelt und dient daher wie ähnliches Fingerwerkzeug zunächst einmal dem berührungslosen Zugriff auf Türklinken und Klingelknöpfe – mit der Option, damit auch einmal den Toilettendeckel hygienisch anheben zu können. Die erste Funktion ist trickreich, über zwei Gelenke werden die Klinken fest umschlossen. Wenn das nur 27 Gramm schwere Gerät aus Edelstahl schon einmal dabei ist, kann es auch gleich weitere Funktionen erfüllen. So gibt es zwei Schraubendreher, die Schlüsselweiten 10 und 14 sowie zwei Speichenspanner. Am Ende ist eine scharfe Kante angebracht, mit der sich Pakete öffnen lassen, am Karabinerhaken sitzt ein Flaschenöffner. Der Clou: Eine Nase bedient den Touchscreen, wir empfehlen, den Gummi mit einem Tropfen Kleber zu sichern. Wie bei Multitools üblich, lässt sich mit den Werkzeugen keine Gewalt ausüben, um lockere Schrauben einigermaßen fest zu bekommen, reichen sie aber. Das Spirit gibt's für knapp 15 Euro beim Roxon-Importeur kh-security. (Web.)

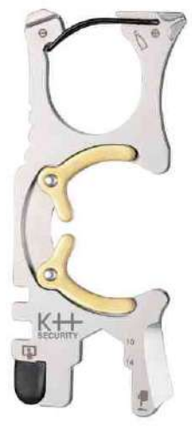
3

Es ist fünf vor 24

Wer bisher noch nicht alles beisammenhat: Es ist jetzt höchste Zeit, sich um die letzten Geschenke für das Weihnachtsfest zu kümmern. Den Ratlosen hat die Redaktion Technik und Motor eine kleine Auswahl zusammengestellt. Darunter findet sich Erhellendes, Dekoratives, Praktisches oder auch nur Schönes in einer Preisspanne von 15 bis 175 Euro.



4



5

6

7

3 Weiße Wände sind schön, aber etwas Abwechslung kann der guten Laune eigentlich nur zuträglich sein. Wie wäre es mit einer Nacht im Dschungel? Der französische Einrichtungsspezialist 4 Murs (Die eigenen vier Wände) hat lange Familientradition und setzt seit Generationen auf Tapeten. Solle niemand sagen, die seien aus der Mode. Die jüngste Kreation ist eine Fototapete im XL-Format, welche eine Fläche von 2,70 mal 3 Metern „mit einem Wow-Effekt versieht", wie Inhaber Cédric Drugmanne ohne Übertreibung sagt. Das Motiv „Night Color Jungle" aus der Kollektion „Tropical Mood" zieht in der Tat die Blicke auf sich und entführt den Betrachter in eine tropische Traumwelt. Zugrunde liegt eine von den hauseigenen Designern entworfene farbige Zeichnung. Im Digitaldruck auf Vliestapete wird daraus ein Dschungel oder eine Safari oder ein anderes Dekor, zumeist aus der Natur. Produziert wird in der Nähe von Lyon. Der Digitaldruck ermögliche präzise und hochwertige Bildqualität und, im Gegensatz zur aufwendigen Herstellung einer klassischen Tapete, Flexibilität in der Produktion, heißt es aus dem Unternehmen. Die Fototapete könne in jeder beliebigen Stückzahl hergestellt werden, auch eine allein. Weil das Trägermaterial einer Vliestapete aus Textilfaser und Zellulose bestehe, verfüge sie über eine feste Struktur. So bleibe die Tapete über Jahre wasserfest, lichtecht und formtreu. 4 Murs' Dschungel besteht aus vier Bahnen, die dem Versprechen zufolge im Nu tapeziert sind: Kleister an die Wand, Tapetenbahn ankleben, fertig. Wer Leopard und Giraffe gute Nacht sagen möchte: Ein Dschungel kostet 150 Euro und ist online auch in Deutschland bestellbar. (hap.)

8

Fotos Hersteller

6 Jedes Jahr treibt uns der gleiche Vorsatz um, doch lieber etwas Selbstgemachtes zu verschenken, als wahllos im Kaufhaus zuzugreifen. Die Laptop-Taschen von Chasing Threads bieten jetzt einen hübschen Kompromiss. Der Clou: Ihre Rückseite ist gleichmäßig perforiert, genau 43 mal 65 Löcher laden dazu ein, die Sticknadel zu schwingen. Die liegt jeder Tasche gleich bei, genau wie zwei verschiedenfarbige Garne, je passend zur Tasche, die es wahlweise in Rosa, Cognacfarben, Marineblau oder Mint gibt. Eine beiliegende Vorlage für Buchstaben hilft, den Klassiker jeder Stickerei stilsicher aufs Material zu bringen: Initiale. Möglich ist aber alles, was die eigenen Fähigkeiten, oder die des Beschenkten, hergeben. Auf ihrer Vorderseite ist die Tasche gefaltet wie ein Briefumschlag, ein glänzender Messingknopf hält Seiten und Deckel mittig zusammen. Das sieht nicht nur gut aus, sondern ist auch praktisch, wenn es ans Sticken geht, weil alle Seiten weggeklappt werden können. Das Material erinnert außen an Glattleder und innen an weiches Wildleder. Tatsächlich handelt es sich aber um Polyurethan, was auch die Veganer unterm Tannenbaum freuen dürfte. Mit Maßen von 32,5 mal 22 Zentimetern passt ein gängiger 13-Zoll-Laptop in die Tasche, die es über den Londoner Online-Shop für umgerechnet 45 Euro gibt. (anie.)

7 Warum nicht auch mal ein Weihnachtsgeschenk für das geliebte Haustier? Wer mit seinem Hund auf große Wandertouren geht, mag das kennen: Während längerer Pausen kühlt der Vierbeiner aus und fängt an zu frieren. Auch beim Campen kann es mitunter nachts empfindlich kalt werden. Wie schön, wenn sich dann nicht nur Frauchen, sondern auch der Hund in einen wärmenden Schlafsack kuscheln kann. Beispielsweise in den Highlands Sleeping Bag von Ruffwear. Er ist leicht und lässt sich klein im Beutel verpacken. Das Außenmaterial aus Polyester ist wasserabweisend, waschbar und schnelltrocknend. Die Füllung aus synthetischer Daune hält den Hund warm. Dank des Reißverschlusses kann der Schlafsack weit geöffnet werden. Geschlossen schmiegt er sich am Halsbereich an, so dass die kalte Luft draußen bleibt. In der Größe M ist er ab etwa 115 Euro im Handel, Größe L kostet 170 Euro. (sb.)

8 Nein, das sind keine Gläser für Guinness. Das schwarze Getränk mit Schaumkrone ist ein Espresso. Mit der neuen Aged Sumatra Limited Edition hat Nespresso nun drei verschiedene Gläsersorten für Espresso im Angebot. Für zirka 30 Euro gibt es diese immer nur im Doppelpack. Natürlich können sie auch unter dem Auslauf eines Vollautomaten oder einer Siebträgermaschine stehen – sofern die Gläser mit ihrer Höhe von zwölf Zentimetern darunterpassen. Denn ihre Funktion gilt für jeden Espresso: den Geschmack hervorzuheben. In Partnerschaft mit Riedel hat Nespresso eine Kelchform entwickelt, die sich in der Form an Weingläsern orientiert. Die Eiform hält und entwickelt die Aromen, bevor sie das Glas verlassen und im Mund des Trinkers landen. Hersteller von Tassen, besonders Espressotassen, ignorieren dieses Prinzip und achten häufig lediglich darauf, dass das Porzellan die Wärme hält. Wir haben die Gläser getestet und mit Tassen verglichen. Wie auch Wein aus unterschiedlichen Gläsern verschieden schmeckt, ist bei Espresso ebenso ein Unterschied zu schmecken, wenn man aus diesen Gläsern oder Tassen trinkt. Allein der dünne Glasrand beeinflusst den Geschmack. Wie deutlich der Unterschied ist, lässt sich prima nach dem Dessert an Heiligabend in einer Verkostung herausfinden. (made.)

Chinesische Schriftzeichen lassen sich auch auf dem Tablet lernen. Foto Mauritius

Der Weg zur Fremdsprache

Sprachkenntnisse können der Karriere nutzen. Aber Corona macht das Lernen schwieriger als ohnehin schon. Oder sind Online-Formate die Lösung?

Von Deike Uhtenwoldt

Die Freundschaft gegen eine Fremdsprache ausspielen? Es kommt nicht gut an, als die Chinesin Yahui Miao im ersten Semester ihre Freundin bittet, sich im Hörsaal nicht mehr neben sie zu setzen. Die Landsfrau ist sichtlich beleidigt. Da kann Miao noch so freundlich argumentieren: dass sie so ja nicht weiterkämen, zwei Chinesinnen in einer Magdeburger BWL-Vorlesung, von der beide kaum ein Wort verstünden. Der Plan: Heimatgefühle verbannen, stattdessen Platz schaffen für deutschsprachige Kommilitonen und damit für den Zugang zu Kultur, Sprache und Skripten, die man abfotografieren und zu Hause nacharbeiten könne.

„Immersion“ oder „Sprachbad“ nennen es Fremdsprachendidaktiker, wenn Zweitsprachenlerner, ähnlich wie bei ihrer Muttersprache, Unterricht, Alltag und Umfeld in der Zielsprache verbinden. Aktuell aber nimmt die Pandemie dem Bad die Wanne: Intensivkurse im Ausland wurden storniert, der Präsenzunterricht in der „Business Language School“ ins Virtuelle verlegt, und selbst Belohnungen wie der Besuch einer fremdsprachigen Theateraufführung oder Kultureinrichtung fallen aus. „Es ist aktuell schwierig, die gleiche Ausbildungsqualität wie vor der Pandemie zu gewährleisten“, sagt Christian Krekeler, Professor für Deutsch als Fremd- und Fachsprache an der Hochschule Konstanz. Bis zu 30 Studierende aus aller Welt unterrichtet Krekeler in einem Deutschkurs, inzwischen online und nicht immer störungsfrei: Stellt er eine Frage, fangen drei seiner Teilnehmer gleichzeitig zu sprechen an, weil sich nicht alle im Blick haben können. Spricht er dagegen diejenigen an, die bisher hinter schwarzen Bildschirmen stumm blieben, muss gelegentlich die gesamte Lerngruppe Geduld beweisen. Nicht nur weil das Mikro noch ausgeschaltet ist, sondern auch, weil der Angesprochene gerade erst aus der Teeküche zurückkehrt und nicht ganz im Film ist. „Man verplempert unheimlich viel Zeit“, sagt Krekeler. Das größte Manko aber: „Der Sprechanteil der Teilnehmer ist stark zurückgegangen.“ Fragen landen im Chat, Simulationen wie ein Verkaufsgespräch werden noch künstlicher und zäher als im Präsenzunterricht: „Online sind wir noch weiter weg von der Wirklichkeit“, sagt der Kollegleiter.

Online treten Mimik, Gestik und Spontaneität kürzer: „Die Zwischentöne fehlen, und die Technik dominiert“, sagt auch Mediendidaktikerin Antje Neuhoff. Aber damit dürfe noch keine Wertung verbunden werden: „Man kann auf keinen Fall sagen, digital, Präsenz oder der Auslandsaufenthalt ist besser – das ist viel zu pauschal.“ Die Leiterin des Multimedialen Sprachlernzentrums an der TU Dresden macht Fremdsprachenlehrer mit den Vorteilen des computergestützten Lernens vertraut und hatte in diesem Jahr enormen Zulauf. „Viele haben erst mal versucht, das, was sie sonst im Kurs gemacht haben, auf die Videokonferenz zu übertragen.“ Dabei dürfe es aber nicht bleiben. „Nachzumachen, was in Präsenz gut läuft, ist kein richtiges E-Learning.“

Richtiges E-Learning werde sich der beschriebenen Nachteile bewusst und nutze die Vorteile, etwa die räumliche Unabhängigkeit, freie Zeiteinteilung oder Möglichkeiten der Kooperation. „Ich bin ein großer Fan des kooperativen Schreibens“, sagt Neuhoff. Dabei veröffentlicht der Sprachlehrer die Aufgabe auf einer digitalen Pinnwand und teilt Gruppen ein, die sich gegenseitig korrigieren. Das steigere die Interaktion zwischen den Lernenden. Der Fremdsprachenlehrer dagegen gewinnt Zeit für seine Kernaufgabe: aus der Fülle der Sprachangebote, die das Netz zu bieten hat, das Richtige auszuwählen und es für das Niveau seiner Lerngruppe aufzubereiten. „Es geht darum, fremde Länder und Kulturen kennenzulernen, und das geht durch das Internet mit authentischen Videos viel einfacher.“

Die Mediendidaktikerin empfiehlt nach wie vor: „Geht ins Land!“ Aber das funktioniere oft – und unabhängig von Corona – nicht. Wer im Beruf stehe, könne es sich nicht leisten, für ein paar Monate ins Ausland zu gehen. „Und eine Woche reicht einfach nicht“, sagt Antje Neuhoff. Selbst wenn der Sprachkurs vom Arbeitgeber finanziert wird, liege es am Sprachenschüler, nebenbei und zusätzlich Vokabeln zu lernen.

Bei Yahui Miao liegt der Fall anders: Die 29-Jährige arbeitet inzwischen bei einer internationalen Wirtschaftsprüfungsgesellschaft und muss nicht nur fließend Deutsch, sondern auch Englisch können. Vor gut einem Jahr hat sie dafür einen Englisch-Sprachkurs belegt, in kleiner Lerngruppe mit nur fünf Leuten und online. Vier Tage die Woche lebt und arbeitet Miao bei Kunden vor Ort, da ist Flexibilität von Vorteil. Allerdings habe die ihren Preis: „Aus meiner Sicht ist man viel zurückhaltender als in einem Präsenzkurs. Man sagt nur die wichtigsten Sachen, der Smalltalk mit den anderen Kursteilnehmern fällt weg.“

Sie erklärt das mit einem Mangel an Körperlichkeit und Gefühlen. Sie baut ihr Englisch aktuell autodidaktisch aus, mit selbstverfassten Texten vor einer Präsentation, englischsprachiger Lektüre und Videos. Für autonome Lerntypen eignen sich Online-Programme besonders, sagt Antje Neuhoff. „Wer bereit ist, Hilfstexte und Anleitungen zu lesen, kommt damit sehr gut zurecht.“ Das funktioniere bis zu einem gewissen Niveau auch ohne Lehrer. „Aber für die Schreibfertigkeit komplexer Texte brauche ich den Austausch und einen Tutor“, so die Didaktikerin.

Das hat auch mit einer typischen Lernkurve zu tun: Bei den ersten 2000 Wörtern lerne man in jeder Unterrichtsstunde etwas Neues, aber wer schon 6000 Wörter beherrsche, müsse für die nächsten, selteneren 200 Wörter motiviert werden, sagt Christian Krekeler. Der Sprachforscher sieht bei den vielen Apps und Sprachprogrammen ein Problem: Die Verbindlichkeit fehle, und so schiebt man die nächste Lerneinheit immer weiter vor sich her – schön flexibel, aber eben nicht effizient. „Sprachen-Input bekommt man, wenn man mit Menschen spricht. Das passiert weniger, wenn man den ganzen Tag zu Hause sitzt.“

MEIN URTEIL

Wer entscheidet, ob der Betriebsrat online tagt?

Das Arbeitsgericht Berlin hat entschieden, dass ein Arbeitgeber einem Konzernbetriebsrat die Durchführung einer Sitzung in Präsenz nicht verbieten darf. Zwar erlaubt § 129 BetrVG erstmals (aktuell befristet bis 31. Dezember 2020) digitale Betriebsratssitzungen aus Anlass der Corona-Pandemie. Aber die Untersagung von Präsenzsitzungen soll dem Arbeitgeber auch nicht aus Gründen des Gesundheitsschutzes erlaubt sein. Die Entscheidung soll allein dem Vorsitzenden des Gremiums überlassen sein, der auch über alle anderen Rahmenbedingungen einer Sitzung entscheide. Diese Ansicht ist fehlerhaft, denn wie allgemein anerkannt ist, muss eine Entscheidung, die einer Person allein überlassen ist, den Umständen und widerstreitenden Interessen angemessen („billigenswert“) sein. Das kann zu einer Reduktion des Entscheidungsermessens dahin führen, dass Präsenzsitzungen, die mit weiten Reisen oder Übernachtungen verbunden sind, unzulässig sind, auch wenn die Infektionsschutzbedingungen eingehalten werden. So wäre es insbesondere unangemessen, wenn sich viele Betriebsratsmitglieder auf eine weite Sitzungsreise begeben müssen, obwohl sie in systemrelevanten Berufen tätig sind und dort Personalnot herrscht. Das Arbeitsgericht hat den Einzelfall dennoch richtig entschieden, weil dort für die Sitzung offenbar (geheime) Wahlen anstanden, die nicht in digitaler Sitzung durchgeführt werden konnten.

Anja Mengel ist Partnerin bei Schweibert Leßmann & Partner, Berlin.

Der Saarländische Rundfunk prägt mit seinen Programmangeboten, Konzerten und Veranstaltungen das Saarland und die Großregion SaarLorLux. Er ist Mitglied der ARD und eine tragende Säule des öffentlich-rechtlichen Rundfunks in Deutschland. Die besondere Geschichte und geografische Lage im Dreiländereck Deutschland, Frankreich, Luxemburg spiegeln sich in seinen Programmen und Online-Angeboten. Die europäische Integration ist wichtiger Gegenstand seiner Berichterstattung. So stiftet und stärkt der Saarländische Rundfunk Identität – im Hörfunk, im Fernsehen, Online und vor Ort.

Zum 1. Mai 2021 ist

das Amt der/des

Intendantin/Intendanten

neu zu besetzen. Sie/Er wird vom Rundfunkrat für eine sechsjährige Amtszeit gewählt.

Der Rundfunkrat sucht für dieses Amt eine Persönlichkeit mit starkem Gestaltungswillen, Integrationskraft und hohem diplomatischem Geschick, die sich nachdrücklich mit dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk identifiziert. Ihr sind föderale Strukturen und die daraus resultierenden Herausforderungen vertraut. Sie verfügt über langjährige ausgeprägte Leitungserfahrung.

Von der neuen Intendantin/dem neuen Intendanten wird darüber hinaus u. a. erwartet, dass sie/er
- dem Saarländischen Rundfunk eine Zukunft als souveräne Landesrundfunkanstalt sichert,
- den bereits eingeleiteten Wandel zur Multimedialität ambitioniert gestaltet,
- die bedeutende Funktion des Saarländischen Rundfunks im kulturellen Leben des Saarlandes erfüllt und weiter stärkt sowie
- sich mit der besonderen Rolle des Saarländischen Rundfunks als dem Medium in der Großregion SaarLorLux und als Mittler zwischen Deutschland und Frankreich identifiziert.

Wir wertschätzen Vielfalt und begrüßen daher alle Bewerbungen – unabhängig von Geschlecht, Nationalität, ethnischer und sozialer Herkunft, Religion/Weltanschauung, Behinderung, Alter sowie sexueller Orientierung und Identität.

Bitte richten Sie Ihre Bewerbungen in schriftlicher Form bis spätestens 16. Januar 2021 an die

Vorsitzende des Rundfunkrates
des Saarländischen Rundfunks
Frau Gisela Rink
Funkhaus Halberg
66100 Saarbrücken
oder per E-Mail an rundfunkrat@sr.de (bitte nur Anhänge im pdf-Format).

SR Saarländischer Rundfunk

Bundesministerium für Bildung und Forschung

Freistaat SACHSEN

SIE HABEN EINE IDEE FÜR EIN NEUES FORSCHUNGSZENTRUM?

WIR BIETEN IHNEN DIE CHANCE, SIE UMZUSETZEN!

WORUM GEHT ES BEIM WETTBEWERB „WISSEN SCHAFFT PERSPEKTIVEN FÜR DIE REGION!“?

Mit dem Strukturstärkungsgesetz Kohleregionen tragen Bund und Länder dazu bei, dass die Kohlereviere attraktiv und lebenswert bleiben. Das Bundesforschungsministerium investiert hierfür massiv in Forschung und Innovation. **Ziel des Wettbewerbs „Wissen schafft Perspektiven für die Region!“ ist die Neugründung von zwei exzellenten Großforschungszentren** in der sächsischen Lausitz und im mitteldeutschen Revier.

WAS BIETEN WIR?

Das BMBF und der Freistaat Sachsen bieten Ihnen die einzigartige Chance, Ihre innovative Idee für ein neues Großforschungszentrum zu verwirklichen. Beide Forschungszentren dürfen sich im Rahmen des Strukturstärkungsgesetzes langfristig auf ein **Budget von bis zu 170 Millionen Euro pro Jahr** freuen. Die thematische Ausrichtung und der Standort der beiden neuen Forschungszentren werden in dem themenoffenen Wettbewerb festgelegt. Damit bieten wir Ihnen ein Höchstmaß an Gestaltungsspielraum!

WEN SUCHEN WIR?

Für dieses bundesweit einzigartige Vorhaben suchen wir die besten Köpfe mit den besten Ideen. Aufgerufen sind herausragende **Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im In- und Ausland,** die eine innovative Idee für ein neues Forschungszentrum haben und dafür brennen, die wissenschaftliche und wirtschaftliche Zukunft Deutschlands und Sachsens mitzugestalten. Sie sind Wissenschaftlerin oder Wissenschaftler und wollen Teil eines zukunftsweisenden Großprojekts werden? Dann bewerben Sie sich! Ihre Idee zählt!

WIE MACHEN SIE MIT?

Reichen Sie Ihre Ideen **bis zum 31. März 2021** ein. Wir erwarten zunächst eine **Konzeptskizze** (in Englisch oder in Deutsch; Umfang max. 20 Seiten), die insbesondere Folgendes überzeugend darstellt:
- eine ambitionierte Forschungsmission, die den Bogen von der Grundlagenforschung bis hin zur Anwendung spannt und große gesellschaftliche Herausforderungen adressiert;
- ein innovatives Konzept zur Kooperation zwischen Wissenschaft und Wirtschaft (inkl. einer Transferstrategie);
- einen Vorschlag für einen möglichen Kern an Ressourcen (inkl. Personal).

Die besten Ideenskizzen werden in einer **sechsmonatigen Konzeptionsphase** weiter ausgearbeitet und dazu vom BMBF **mit bis zu 500.000 Euro gefördert.** Unterstützung erhalten Sie hierbei von einer ausgewiesenen Perspektivkommission unter dem Vorsitz von Wolfgang A. Herrmann, langjähriger Präsident der TU München. Weitere Mitglieder sind u.a. der deutsche Nobelpreisträger für Chemie Stefan Hell und der deutsche ESA-Astronaut Alexander Gerst.

Die Förderbekanntmachung und weitere Informationen finden Sie auf:
bmbf.de/de/wissen-schafft-perspektiven-fuer-die-region-13122.html

Bitte richten Sie Ihre Anfragen an:
WissenSchafftPerspektiven@bmbf.bund.de

Thüringer Fernwasserversorgung
Mehr als reines Wasser

Wir zählen zu den großen Fernwasserversorgern in Deutschland und stellen gemeinsam mit den örtlichen Versorgungsträgern die Trinkwasserversorgung von mehr als 1 Million Einwohnern im Freistaat Thüringen sicher.

Die Thüringer Fernwasserversorgung in Erfurt sucht zum nächstmöglichen Zeitpunkt eine qualifizierte Führungspersönlichkeit als

Geschäftsführer (m/w/d)

Ihre aussagekräftigen Bewerbungsunterlagen senden Sie bitte an die angegebene Adresse bis zum 31. Januar 2021. Die vollständige Stellenausschreibung finden Sie unter: **http://www.thueringer-fernwasser.de**

Stellenausschreibung hauptamtlicher Bürgermeister für die Residenzstadt Neustrelitz

Die Residenzstadt Neustrelitz schreibt die Stelle der/s hauptamtlichen Bürgermeisterin/s zur Besetzung ab 15.07.2021 aus.

Nähere Informationen erhalten Sie unter **www.neustrelitz.de.**

Treffen Sie die Entscheidungen. Statt sie nur auszuführen.

Mehr unter stellenmarkt.faz.net

Frankfurter Allgemeine STELLENMARKT

Stellenangebote

Saalesparkasse

Vorstandsmitglied (m/w/d)

Mit einer Bilanzsumme von ca. 5,2 Milliarden Euro und über 40 Filialen ist die Saalesparkasse Marktführer in der Region und die mit Abstand größte Sparkasse in Sachsen-Anhalt. Mit bestem Service und mehrfach ausgezeichneter Beratung überzeugen wir unsere Kunden in der Stadt Halle (Saale) und dem Saalekreis. Mehr als 700 Mitarbeiter/-innen schätzen uns als attraktiven Arbeitgeber.

Im Rahmen einer Nachfolgeregelung suchen wir zum nächstmöglichen Zeitpunkt eine überzeugende Unternehmer- und Führungspersönlichkeit als **Vorstandsmitglied (m/w/d)**.

Zu Ihren Aufgaben werden der Privat- und Firmenkundenvertrieb sowie der Eigenhandel gehören. Gemeinsam mit dem Vorstandsvorsitzenden sind Sie für die zukunftsfähige strategische Ausrichtung der Sparkasse verantwortlich.

Sie sind eine marktorientierte, risikobewusste und entscheidungsfreudige Führungspersönlichkeit mit hervorragenden Kenntnissen und profunden Erfahrungen in mehreren Tätigkeitsfeldern des Bankgeschäftes. Sie verfügen über integrative und akquisitorischen Fähigkeiten und zeichnen sich durch Engagement, Verantwortungsbewusstsein, unternehmerisches Denken und Überzeugungskraft aus. Sie haben das Lehrinstitut für das kommunale Sparkassen- und Kreditwesen bzw. ein vergleichbares Studium erfolgreich abgeschlossen. Zudem erfüllen sie die persönlichen und fachlichen Voraussetzungen nach Sparkassenrecht und KWG.

Wir bieten eine anspruchsvolle Aufgabe in einer innovativen, zukunftsorientierten und modernen Sparkasse. Ihre Anstellung erfolgt im Rahmen eines Dienstvertrages, der sich an den Empfehlungen des Ostdeutschen Sparkassenverbandes orientiert.

Wenn Sie sich dieser unternehmerischen Herausforderung stellen wollen, dann senden Sie bitte Ihre aussagefähige Bewerbung bis zum 30. Januar 2021 an den Vorsitzenden des Verwaltungsrates, Herrn Landrat Hartmut Handschak, Landkreis Saalekreis, Domplatz 9, 06217 Merseburg. Die vertrauliche Behandlung Ihrer Unterlagen ist selbstverständlich garantiert. Für Fragen steht Ihnen neben Herrn Handschak unser Vorstandsvorsitzender Herr Dr. Jürgen Fox unter der Telefonnummer 0345 232-0120 gern zur Verfügung.

Alte Hansestadt Lemgo

Die Alte Hansestadt Lemgo sucht zum nächstmöglichen eine*n

Beigeordnete*n und Kämmerer*in (w/m/d)

als allgemeine Vertretung des Bürgermeisters

Der Geschäftskreis umfasst mindestens die Bereiche **Finanzen** und **Wirtschaft,** weiterhin ist der*die Stelleninhaber*in gleichzeitig die **kfm. Betriebsleitung** der eigenbetriebsähnlichen Einrichtung Gebäudewirtschaft Lemgo.

Als dynamische, verantwortungsbewusste und entscheidungsstarke Führungspersönlichkeit sind Sie in der Lage, die Verwaltung bürgernah, wirtschaftlich und nachhaltig mitzugestalten und sich in vertrauensvoller Zusammenarbeit mit dem Rat für eine positive Entwicklung der Alten Hansestadt Lemgo einzusetzen.

Die detaillierte Stellenausschreibung mit weiteren Informationen, insbesondere zum Anforderungsprofil, finden Sie unter www.arbeitgeber-stadt-lemgo.de.

Die Einstellung wird im Beamtenverhältnis auf Zeit für die Dauer von 8 Jahren vorgenommen. Die Besoldung erfolgt nach B2 (Voraussetzung: § 7 BeamtStG).

Wir sind um die berufliche Förderung von Frauen bemüht und möchten deshalb ausdrücklich Frauen ermutigen sich zu bewerben.
Schwerbehinderte werden bei gleicher Eignung bevorzugt berücksichtigt.

Noch Fragen? Auskünfte zu dieser Stellenausschreibung erhalten Sie vom Bürgermeister Markus Baier unter der Rufnummer 0 52 61 / 213-200.

Ist Ihr Interesse geweckt? Dann bewerben Sie sich bitte bis zum 03.01.2021.

Stiftung
Haus der Geschichte
der Bundesrepublik Deutschland

Bei der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn ist zum 1. Januar 2022 die Stelle

des Präsidenten/der Präsidentin

neu zu besetzen.

Die selbständige öffentlich-rechtliche Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland mit Museen in Bonn, Leipzig und Berlin präsentiert in ihren Dauer-, Wechsel- und Leihausstellungen deutsche Geschichte vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis in die Gegenwart. Hinzu kommen mehrere herausragende historische Orte in Bonn. Vielfältige Veranstaltungen und Publikationen sowie ein umfangreiches digitales Angebot sind wichtige Programmbestandteile. Als besucherorientiertes und lebendiges Ausstellungs-, Dokumentations- und Informationszentrum zur jüngeren deutschen Geschichte ist die Stiftung national und international hoch angesehen. Der Sitz der Stiftung ist Bonn.

Der Präsident/Die Präsidentin entscheidet in allen Angelegenheiten der Stiftung, soweit nach dem Gesetz und der Satzung nicht das Kuratorium unmittelbar zuständig ist. Er/Sie ist dem Kuratorium verantwortlich.

Der Präsident/Die Präsidentin leitet die Stiftung mit mehr als 150 Beschäftigten und vertritt die Stiftung gerichtlich und außergerichtlich. Er/Sie ist verantwortlich für die strategische Weiterentwicklung der Museen und historichen Orte sowie deren Evaluierung.

Gesucht wird eine engagierte, fachlich qualifizierte und kreative Persönlichkeit mit:
- einer abgeschlossenen wissenschaftlichen Hochschulbildung in einer für die Aufgabe einschlägigen Fachrichtung, vorzugsweise im Bereich Geschichte oder Politikwissenschaft,
- einer hohen wissenschaftlichen Qualifikation im Bereich der Neueren Geschichte, in der Regel nachgewiesen durch eine Promotion,
- mehrjähriger Leitungs- und Führungserfahrung im Museums- und Ausstellungsbereich,
- Erfahrung in der Zusammenarbeit mit Gremien,
- einer guten nationalen und internationalen Vernetzung mit vergleichbaren Einrichtungen und wissenschaftlichen Institutionen,
- sicheren Kenntnissen der englischen Sprache in Wort und Schrift.
- Bei Bewerberinnen und Bewerbern aus dem Ausland wird die verhandlungssichere Beherrschung der deutschen Sprache vorausgesetzt.

Wir wünschen uns darüber hinaus von Ihnen:
- ausgeprägte Teamfähigkeit sowie sehr gutes Kommunikationsvermögen, insbesondere im Bereich der Mitarbeiterführung,
- kooperativen, integrativen und moderierenden Führungsstil sowie Förderung aktiver Maßnahmen zur Personalentwicklung,
- überdurchschnittliche konzeptionelle, organisatorische und koordinierende Fähigkeiten,
- hohes Maß an Leistungsbereitschaft,
- wirtschaftlichen Sachverstand und Kostenbewusstsein, strategisches Denken und unternehmerisches Handeln,
- sicheren Umgang mit Medien und Öffentlichkeit,
- Erfahrung bei der Generierung von Drittmitteln,
- Kenntnisse einer zweiten modernen Fremdsprache.

Die Vergütung dieser Position erfolgt entsprechend der herausgehobenen Stellung in Anlehnung an die Besoldungsgruppe B 5 Bundesbesoldungsordnung im Rahmen eines zunächst auf fünf Jahre befristeten Vertragsverhältnisses. Die berufliche Gleichstellung von Frauen und Männern wird gefördert; daher sind Bewerbungen von Frauen besonders erwünscht. Schwerbehinderte Menschen werden nach Maßgaben des Sozialgesetzbuches IX besonders berücksichtigt. Die Stelle ist für Teilzeit nicht geeignet.

Bitte richten Sie Ihre aussagekräftige Bewerbung (Lebenslauf, ausführliche Übersicht über den beruflichen Werdegang, Referenzen, Beurteilungen, Zeugnisse) **bis zum 11. Januar 2021** (Ausschlussfrist) an den **Vorsitzenden des Kuratoriums der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Herrn Ministerialdirektor Dr. Günter Winands, Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien, Willy-Brandt-Str. 1, 10557 Berlin** oder **elektronisch** an **K41.hdg@bkm.bund.de.**

Bitte legen Sie Ihren Unterlagen ein kurzes Konzept (maximal 6.000 Zeichen inklusive Leerzeichen) bei, in dem Sie die Zukunft der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland aus Ihrer Sicht umreißen. Bewerbungen in elektronischer Form sollten aus technischen Gründen eine Größe von 11 MB nicht überschreiten.

Über die Besetzung des Dienstpostens entscheidet abschließend das Kuratorium der Stiftung. Die Vorauswahl der Bewerbungen erfolgt durch eine Findungskommission.

Ihre Daten werden unter Beachtung der datenschutzrechtlichen Bestimmungen behandelt. Die allgemeinen Datenschutzinformationen der BKM gemäß Art. 12, 13, 14 DSGVO können Sie abrufen unter https://www.bundesregierung.de/breg-de/bundesregierung/staatsministerin-fuer-kultur-und-medien/datenschutzerklaerung-1698144.

Wir machen darauf aufmerksam, dass schriftlich eingereichte Bewerbungsunterlagen nicht zurückgesandt werden. Es wird darum gebeten, ausschließlich Kopien einzureichen und auf das Übersenden von Bewerbungsmappen zu verzichten. Die Unterlagen werden nach einer Aufbewahrungsfrist von zwei Monaten nach Abschluss des Verfahrens vernichtet.

Wasser schenkt Leben – schenken Sie Wasser!

Wir freuen uns über jede Spende, die unsere Arbeit unterstützt!
Ingenieure ohne Grenzen |
DE89 5335 0000 1030 3333 37

www.ingenieure-ohne-grenzen.org

INGENIEURE OHNE GRENZEN

STADT OLDENBURG i.O.

Die Universitätsstadt Oldenburg, Zentrum im Nordwesten mit mehr als 170.000 Einwohnerinnen und Einwohnern, sucht zum nächstmöglichen Zeitpunkt eine/n

Stadträtin/Stadtrat (w/m/d)

für die Leitung des Finanzdezernates (Stadtkämmerin/Stadtkämmerer).
Besoldungsgruppe B 5.

Den ausführlichen Ausschreibungstext entnehmen Sie bitte dem Internet unter
www.oldenburg.de/stellenangebote

Mit der Steuerung des Verfahrens ist die Personalberatung Delta Management Consultants GmbH beauftragt. Für weiterführende vertrauliche Informationen steht Ihnen gerne unsere Beraterin, Frau Anja Schelte (Tel.: 0211/17 92 49-0), zur Verfügung. Ihre vollständigen Unterlagen richten Sie bitte – bevorzugt per E-Mail (keine komprimierten Dateien und maximal 5 MB) – **bis spätestens 07.01.2021** an die nachfolgend aufgeführten Kontaktdaten.

Delta Management Consultants GmbH erfüllt die Bestimmungen der EU-DSGVO Datenschutzgrundverordnung in der jeweils aktuellen Fassung und ist verpflichtet, dieses auch von seinen Klienten zu fordern.

Delta Management Consultants GmbH
Roßstraße 92 · 40476 Düsseldorf
E-Mail: anja.schelte@delta-maco.de

delta

Stellenausschreibung

Freistaat Thüringen – Ministerium für Infrastruktur und Landwirtschaft

Beim **Thüringer Landesamt für Bau und Verkehr** ist zum 1. Juli 2021 am Einsatzort Erfurt unbefristet folgende Stelle zu besetzen (Besoldungsgruppe B 3 Thüringer Besoldungsgesetz):

Vizepräsident (m/w/d)
des Landesamtes für Bau und Verkehr

Den vollständigen Ausschreibungstext finden Sie über unsere Homepage unter: https://infrastruktur-landwirtschaft.thueringen.de/ueber-uns/stellenangebote

An der Hochschule für Polizei Baden-Württemberg ist in der Fakultät IV (Sozialwissenschaften) baldmöglichst folgende Stelle zu besetzen:

POLIZEI BADEN-WÜRTTEMBERG HOCHSCHULE FÜR POLIZEI BADEN-WÜRTTEMBERG

Professur (w/m/d) für Informatik
(Besoldungsgruppe W2)
Kennziffer: 2020-088

Die Einstellungsvoraussetzungen ergeben sich aus § 47 Landeshochschulgesetz für Baden-Württemberg.

Die vollständige Stellenausschreibung finden Sie unter: **www.hfpol-bw.de**

Zertifikat seit 2016 audit berufundfamilie

freiburger münster bauverein

Der Freiburger Münsterbauverein e. V. sucht zum nächstmöglichen Termin einen

Münsterbaumeister (m/w/d)

Ausführliche Informationen zu dieser einzigartigen Aufgabe sind zu finden unter

www.muensterbauverein-freiburg.de/jobs

Bewerbungen werden bis zum 08.01.2021 erbeten an

Freiburger Münsterbauverein e. V.
z. Hd. Frau Andrea Saaman
Schoferstraße 4
79098 Freiburg i. Br.
info@muensterbauverein-freiburg.de

Bei Fragen steht Ihnen Frau Andrea Saaman unter Tel. +49 761/214027-0 gerne zur Verfügung.

Die Frankfurter Allgemeine ist die Medienmarke der Leistungsträger

Mehr unter www.faz.media

Frankfurter Allgemeine MEDIA SOLUTIONS

Gestalten Sie die Zukunft. Statt auf sie zu warten.

- Leitende Positionen exklusiv im EXECUTIVE CHANNEL
- Attraktive Stellenangebote für Fach- und Führungskräfte
- Aktuelle Artikel zu Beruf, Karriere und Management
- Beruflich aufsteigen dank zusätzlicher Angebote

Mehr unter stellenmarkt.faz.net

Frankfurter Allgemeine STELLENMARKT

Stellengesuche

Können Sie Japan?

Sie suchen jemanden, der Japan kann: eine international und interkulturell erfahrene Führungspersönlichkeit für Ihr **Business Development** und eine weitere für Ihr nachhaltiges **Customer Relationship Management**. Sie finden alles in meiner Person mit vielseitigen Industriekompetenz. MBA v. UK Top-Uni, Deutsch, Englisch verhandlungssicher und Japanisch muttersprr.
Zuschriften erbeten unter I510406 · F.A.Z. · 60267 Ffm.

Objektbetreuung/Facility Management
61J. Handwerker topfit, sucht eine Stelle im Großraum Rhein-Neckar-Main
Email: klauspeca@yahoo.de

Schalten Sie hier Ihre Anzeige

www.faz.media

Ärztin, Dr. med.,

39 Jahre, offen, empathisch, mit guter sozialer Kompetenz und kommunikativen Fähigkeiten. Berufserfahrung vorwiegend im allgemeinmedizinischen Bereich. Interesse an Prävention, Ernährungsmedizin sowie komplementären Ansätzen. Biete Mitarbeit/Zusammenarbeit als **Wiedereinsteigerin** außerhalb der stationären Versorgung. Gerne im psychotherapeutischen Bereich, auch beratende und medizinisch administrative Tätigkeiten.
Vorzugsweise im Raum 60, 61, 55, 65.
Kontakt unter ☎ 0174-2125139

WOHNEN AB SEITE 61

Da steht ein Pferd auf der Flur: Beim Wandern durch die verregnete Welt trifft man wenige Menschen, aber viele zauberhafte Kreaturen. Foto Nink

Unter den Wolken

„Brasfrwrw“, Petrichor und Moos, das auf Moos wächst: Über das Wandern im Regen. *Von Stefan Nink*

Im Sommer war ich zum Wandern in Vorarlberg, aber Vorarlberg war überhaupt nicht da: Dort, wo es hätte sein sollen, gab es nur noch Wolken. Die Berge, der Wald, die Wiesen, die ganze Welt war verschwunden, die Wolken begannen gleich hinter den Häusern auf der anderen Straßenseite. Trotzig bin ich in sie hineingelaufen, sehr früh am ersten Morgen. Es nieselte, es war jene Art von Regen, der geduldig ist, weil er weiß, dass er sich am Ende doch hineinmogeln wird, in die kleine Lücke zwischen Hals und Jackenkragen, in den winzigen Spalt zwischen Socke und Schuhrand. Nach einer halben Stunde hatte ich einen Fuchs gesehen und drei Rehe. Die Tiere schienen überrascht darüber zu sein, dass in diesem Wetter außer ihnen noch jemand unterwegs war. Auf dem Rückweg stand dann noch ein Pferd im Wald. Es sah einen Moment lang zu mir hinüber, als fühle es sich ertappt, ein Einhorn ohne Horn. Wenn ich mir das Foto heute anschaue, sieht es beinahe unwirklich aus. Als hätte ich das überhaupt nicht gesehen. Als hätte es überhaupt nicht geregnet in Vorarlberg.

Ein langes Frühjahr und einen noch längeren Sommer lang ist Deutschland gewandert. Feiern auf Mallorca ging ja bloß für ein paar Wochen, in die Vereinigten Staaten wollte niemand, und all die bunt bemalten Kreuzfahrtschiffe fuhren nirgendwohin. Also wurde gewandert. Und wie. In manchen Regionen mussten die Parkplätze gesperrt werden, weil sie bereits morgens um acht überfüllt gewesen wären und die Autos anschließend in der Maulwurfsgrillenbiotop-Böschung nebenan gestanden hätten. An Rundwegen, auf denen noch ein paar Wochen zuvor kaum jemand unterwegs war, hingen nun Warnschilder: „Bitte halten Sie sich wegen der Infektionsgefahr an die vorgeschriebene Laufrichtung!“

So ging das bis in den Oktober. Und jetzt? Im Winter? Ist immer noch Corona, aber da draußen ist kaum noch jemand: zu kalt, zu dunkel – und vor allem zu nass. Nichts fürchtet der gemeine Wanderer so sehr wie den Regen. In dieser Jahreszeit bleibt er lieber drinnen.

Weiß jemand, wie Regen aussieht? Wir stellen uns einen Regentropfen ja gerne vor wie einen Tropfen, der aus einem Wasserhahn kommt: unten bauchig, oben spitz zulaufend. Ein Regentropfen sieht aber ganz anders aus – er ist oben halbkugelförmig und hat unten wegen des Luftwiderstands eine Delle. Er sieht aus wie ein winziger Fallschirm, der vom Himmel fällt.

Beim Wandern im Regen muss man sich in dieser Jahreszeit vor nassem Wurzelwerk und nassen Eicheln hüten, vor allem auf abschüssigen Strecken. Im Mischwald liegen unter dem Laub manchmal Tannenzapfen, auch das kann böse ausgehen. Und man sollte vorsichtig sein, wenn der Weg vor einem aussieht, als hätte eine Gruppe Bagger eine verbotene Corona-Party gefeiert. Die Begegnung mit einer Wildschweinrotte ist eine der ganz wenigen Bekanntschaften, die man als Wanderer in Deutschland lieber nicht machen sollte.

Die wievielte Generation Gore-Tex gibt es mittlerweile eigentlich? Und wie heißt das aktuell angesagte wasserdichte Gewebe – DrySkinSuperPlus? RainStayOut500? Natürlich kann man 600 Euro für eine Regenjacke ausgeben. Für die meisten Wanderungen im Regen genügt allerdings ein ganz normaler Schirm. Für Wanderer gibt es spezielle Modelle, die nur noch ein paar Gramm wiegen; andere sind so geformt, dass sie nach hinten bis über den Rucksack reichen. Manche Schirme lassen sich geöffnet am Rucksackgurt befestigen oder sich aus Trekkingstöcken herauszaubern. Ein Schirm ersetzt auch die – Entschuldigung: bescheuerte Kapuze. Wer mit so einer durch den Regen wandert, bringt sich um das halbe Vergnügen. Er hört nämlich bloß noch die Hälfte.

Von einer Mehrtageswanderung auf Neuseelands Südinsel wäre ich mal fast von einem Helikopter geholt worden, weil der Weg überflutet war. Der Regen war nicht überraschend und schnell gekommen, sondern eher zögerlich, als wüsste er nicht so recht, ob er das den Wanderern tatsächlich antun sollte. Tat er dann aber. Es nieselte, es tröpfelte, es regnete, und dann schüttete es. Wir saßen in einer Hütte fest und sahen zu, wie aus dem Bach draußen zuerst ein Fluss und dann ein reißender Strom wurde. An einem Fels gab es eine Markierung; hätte das Wasser sie überstiegen, wäre die Luftrettung alarmiert worden. Kurz zuvor ließ der Regen nach. Wir traten vor die Tür, und die Welt wurde Klang. Über die Bergflanken rauschten schmale Wasserfälle, überall im Wald gurgelten und glucksten neue Bäche, auf dem Moos ploppten die Tropfen. Über uns, auf jedem einzelnen Blatt, trommelten sie leise Stakkatos. Es war, als stimme der Regen eine Perkussions-Symphonie an.

Man kann Regen kommen sehen, ohne ihn kommen zu sehen. Im Sommer bemerkt man ihn zum Beispiel am Verhalten der Schmetterlinge. Weil starker Regen ihre Flügel beschädigen kann, bringen sich Schmetterlinge in Sicherheit, bevor die ersten Tropfen fallen: Sie hängen sich dann mit zusammengefalteten Flügeln an die Unterseiten von Blättern. Wildblumen schließen ihre Blüten, sobald die Luft feuchter wird. Klee wiederum zieht sich zusammen; dort, wo viel von ihm steht, verändert sich dadurch die Struktur der Wiese: Sie sieht plötzlich rauher und zerzauster aus. Und jetzt im Winter? Muss man pragmatisch sein. Und eine App wie „Regenradar“ auf dem Smartphone haben.

Möglicherweise hat kein anderes Volk so viele Begriffe für den Regen wie die Waliser, ganz bestimmt aber hat niemand so schöne. Ein normaler Regen heißt *glaw*, aber normalen Regen gibt es in Wales eigentlich nicht. Wer in den Black Mountains wandert oder auf dem Pembrokeshire Coast Path, bekommt mindestens *lluwchlaw* ab (Regen, der in Schüben kommt), wahrscheinlich aber eher *chwipio bwrw* (Regen wie Peitschenhiebe). Ein *sgrympian* (kurzer Schauer) gehört zu jedem walisischen Tag, und nur mit sehr viel Glück erwischt man einen mit *brasfrwrw* – das ist ein Regen, bei dem man dicke, einzelne Regentropfen erkennen kann. Experten unterscheiden den *glaw goalu* (Regen, bei dem der Himmel im Osten hell ist) und den *glaw mynydd* (Dauernieseln in den Bergen, während es in den Niederungen trocken bleibt). Nichts aber fürchten Wanderer in Wales mehr als den *glaw tinwyn Abertawe*: Der kalte Regen aus Richtung Swansea ist dafür bekannt, den ganzen Tag anzuhalten. Und den nächsten gleich mit.

Petrichor nennt man den Geruch, der entsteht, wenn Regen auf trockene Erde fällt (und dort bestimmte Öle löst, die zuvor von Pflanzen abgesondert wurden). Wenn wir unmittelbar nach einem Schauer hinauslaufen und sagen: „Ah, es riecht nach Regen!“ – dann riechen wir Petrichor. In diesen Minuten sieht die Welt auch anders aus. Weil Regen den Dunst und Staub aus der Luft wäscht, scheinen die Dinge klarer und oft brillanter, und vielleicht ist es das, was Nan Shepherd in „Der lebende Berg“ meinte, als sie schrieb, die Welt sehe nach einem Schauer stereoskopisch aus. Lauter ist es dann sowieso: Sämtliche Vögel, die während des Regens irgendwo gehockt haben, veranstalten anschließend einen Lärm wie eine Klasse Grundschüler beim Pausenklingeln.

Der Hoh Rain Forest auf der Olympic Peninsula in Washington State gilt als der nasseste Ort im sehr nassen Pazifischen Nordwesten, und wahrscheinlich gibt es auf der ganzen Welt keinen Platz, dem man den Regen deutlicher ansieht. Nach zehn, fünfzehn Schritten vom Parkplatz läuft man durch einen Wald wie aus einem vergessenen Tolkien-Manuskript. Alles hier ist mit Moos bewachsen und überzogen, die seltsam verrenkten Bäume, die Steine, die abgefallenen Äste, sogar auf dem Moos wächst manchmal Moos. Außerdem ist der Wald grüner, als man sich das vorstellen kann. Irland besitzt ja angeblich „forty shades of green“, der Hoh Rain Forest hat aber bestimmt noch einige mehr. Im Jahr fallen hier bis zu 4000 Liter Regen pro Quadratmeter. Die durchschnittliche Menge in Deutschlands Wäldern lag im vergangenen Jahr bei 730 Litern.

Fragen, unbeantwortete: Warum eigentlich hat man manchmal das Gefühl, es regne seit Tagen, wo es doch eigentlich erst seit gestern regnet? Warum scheint Regen manchmal mit mehr Wucht zu fallen, als ihm die Schwerkraft allein verleihen dürfte? Kommt unsere Abneigung gegen ihn vielleicht aus der Zeit, als wir als Kinder bei Regen drinnen bleiben mussten? Und verspüren wir deshalb auch oft dieses nostalgische Gefühl, wenn es regnet? Diese Regenmelancholie?

Wer durch strömenden Regen wandert, entwickelt irgendwann ein Gefühl von Gleichmut und Gelassenheit – und ahnt möglicherweise, dass ihm das auch in anderen Lebenslagen helfen könnte. Hin und wieder triefnass zu werden: kann sein, dass wir das brauchen, um uns als Mensch fühlen zu können. Möglicherweise müssen wir auch tatsächlich ab und an daran erinnert werden, dass es da draußen noch eine echte Welt gibt, eine ohne Zentralheizung, Kaschmirsofadecken und Duschen mit Massagedüsen. Vielleicht sollten wir tatsächlich alle öfter wandern gehen, wenn es draußen in Strömen schüttet.

Und wer bist du? Sagte ich zu
dem sanft fallenden Schauer
der, seltsam mag's klingen,
mir antwortete wie hier übersetzt:
Ich bin das Gedicht der Erde,
sagte die Stimme des Regens.

(Walt Whitman, Die Stimme des Regens, 1885)

Regenliteratur

Gooley, Tristan: Unsere verborgene Natur. Ludwig Verlag, 22 Euro

Whitman, Walt: Grashalme. Anaconda, 3,95 Euro

Shepherd, Nan: Der lebende Berg, Matthes & Seitz, 10 Euro.

1400 Meter bergauf, im Schatten der Eiger-Nordwand: Die Dreiseilumlaufbahn „Eiger Express“ legt die Strecke von Grindelwald zum Eigergletscher in nur 15 Minuten zurück. Foto Betreiber

Der andere Weg der Schweiz

In Grindelwald hat der Eiger Express eröffnet, das teuerste Bergbahnprojekt der Alpen

Sandra Kaiser steht in Grindelwald und zeigt zur berühmtesten Nordwand der Alpen. Dunkler Fels ragt schroff in den Himmel, hell schraffiert von Eis und Schnee, einschüchternd und abweisend, als ob der Berg jäh abgeschnitten wäre. Seit 13 Jahren führt Sandra Kaiser im Auftrag der Jungfraubahn AG Touristen durch das Berner Oberland. Aber mit dem jüngsten Projekt ihres Arbeitgebers hat sie Schwierigkeiten. Sieben Masten ziehen sich den lieblichen Hang hinauf, der höchste misst 62 Meter. 44 Gondeln schweben hinauf. „Daran muss man sich gewöhnen“, sagt Kaiser in ihrer ruhigen Schweizer Art, „an diese Kabinen, so dicht vor unserer Eigernordwand.“

Die neue Seilbahn heißt Eiger Express, vergangenes Wochenende wurde sie eröffnet. Im Normalfall soll sie gut 2200 Personen pro Stunde zum Eigergletscher transportieren, unter Corona-Bedingungen sind es noch knapp 1500. Es ist nicht so, dass man bislang nur zu Fuß zu Eiger, Mönch und Jungfrau gekommen wäre. Seit 1893 fährt die Wengernalpbahn von Grindelwald zur Kleinen Scheidegg und auf der anderen Seite über Wengen hinunter nach Lauterbrunnen. Seit 1912 fährt ein noch spektakulärerer Zug von der Kleinen Scheidegg durch den Eiger hinauf zum höchsten Bahnhof Europas, 3454 Meter hoch auf dem Jungfraujoch gelegen. Die Region darf als touristisch gut erschlossen gelten. Die nostalgischen Zahnradbahnen sind zu einem Wahrzeichen für Besucher aus der ganzen Welt geworden. Warum braucht die Welt nun den Eiger Express?

„Man darf nicht warten, bis die Touristen zu uns kommen - man muss die internationalen Märkte aktiv bearbeiten“, sagte Dario Gross, Verkaufsmanager der Jungfraubahn, vor Corona. Seit Jahren vermarkte man sich vor allem in Asien systematisch. An Spitzentagen fuhren 5000 Gäste mit der Zahnradbahn zum „Top of Europe“. Doch das Unternehmen ist überzeugt: Da geht noch mehr. Und es geht vor allem schneller. Statt wie bislang von Grindelwald mit der Zahnradbahn zur Kleinen Scheidegg hochzuzuckeln und dort in die Jungfraubahn umzusteigen, geht es jetzt mit dem Express zum Eigergletscher und von dort in die Jungfraubahn. Zeitersparnis: 43 Minuten. Hin und zurück kostet das bis 18. Dezember 130 Schweizer Franken, danach 195. „Das hilft nicht nur den Asiaten“, sagt Dario Gross. „Auch für europäische Gäste, zum Beispiel aus Spanien, ist die Schweiz teuer. Mit dem Eiger Express kommen sie an einem halben Tag aufs Jungfraujoch. Dann können sie am Nachmittag noch eine Schifffahrt auf dem Thunersee unternehmen.“ Doch diesen Winter rechnet man hauptsächlich mit Schweizer Gästen.

Beim Schweizerischen Bundesamt für Verkehr gingen mehr als ein Dutzend „Einsprachen“ gegen die Bahn am Eiger ein. Mit all diesen Gegnern musste die Jungfraubahn verhandeln. Den Naturschützern kam sie entgegen, indem sie zwei der sieben Masten niedriger baute als geplant. Der Wengernalpbahn garantierte sie die Zukunft – der Nostalgiezug fährt die nächsten 50 Jahre weiter. Der Hotelier Andreas von Almen, der in fünfter Generation das Hotel „Bellevue“ auf der Kleinen Scheidegg führt, kämpfte gegen die Seilbahn, weil er sie als „schweren Eingriff in unsere spektakuläre Landschaft“ sieht. Sein Widerstand wurde mit einem Deal entkräftet: Auch nach Corona wird es kein Open-Air-Konzert mehr vor seiner Haustür geben.

Die Jungfraubahn AG ist der größte Arbeitgeber der Region. Ihre Ankündigung, umgerechnet 436 Millionen Euro für die neue Bahn auszugeben, weckte Misstrauen bei den Schweizer Bürgern: Diese Aktiengesellschaft ist allmächtig und macht, was sie will. Um den Widerstand der Einheimischen zu brechen, wurde der Eiger Express als sogenannte V-Bahn geplant. Das heißt: Es wurde nicht nur die neue Bahn gebaut, sondern auch die bereits bestehende auf den Männlichen modernisiert. Beide Bahnen beginnen wie die beiden Schenkel des Buchstabens V in der Talstation in Grindelwald-Grund. Die Station bekam eine eigene Bahnhaltestelle, Busse fahren nicht mehr in den Ort, sondern zum Terminal. Autos parken nicht mehr wild in der Landschaft, sondern im Parkhaus.

„Es ist gut, dass diese großen Bauten in einer Mulde liegen“, sagt Sandra Kaiser und zeigt den gesteigerten Komfort: Skiverleih und Skikeller sind integriert, genauso wie Restaurants und Läden. Rollbänder erleichtern die Wege durch das weitläufige Gebäude. Wie viele von den 470 Millionen Franken entfallen auf den Eiger Express? „Diese Frage habe ich mindestens zehnmal gestellt“, sagt Kaiser, „aber nie eine Antwort bekommen.“

Was wird jetzt aus dieser gigantischen Investition? „Derzeit können die finanziellen Folgen der Pandemie nicht abgeschätzt werden“, sagt Dario Gross. 2021 werde ein Übergangsjahr, und mit zunehmenden Impfungen werde auch die Reisetätigkeit wieder steigen, hofft Gross. „Deshalb rechnen wir bereits für das zweite Quartal mit einer Zunahme von ausländischen Gästen.“

JOHANNES SCHWEIKLE

DER WEG IN DIE SCHWEIZ

Wintersport „Die Schweiz fährt Ski. Aber sicher!“ lautet die Kampagne der Schweizer Bergbahnen unter der Schirmherrschaft des Tourismusministers, die alle Erwägungen in den Wind schlägt, die in Italien, Frankreich und Österreich zur Schließung von Hotels und Skigebieten geführt haben. In der Schweiz sind, trotz einer Inzidenz von zuletzt über 500 Fällen je 100 000 Einwohner, fast alle Bahnen und Hotels geöffnet – und sollen es auch über Weihnachten bleiben. In Gondeln gilt Maskenpflicht, in Schlepp- und Sesselliften zum Teil nicht (die Kantone haben unterschiedliche Regelungen), Sitzplatzreservierungen werden empfohlen. Für den Eiger Express gilt: Wenn die Anlagen Corona-bedingt schließen müssen, wird der Skipass zurückerstattet.

Quarantäne Deutsche Gäste müssen in der Schweiz nicht in Quarantäne, anders als in Österreich. Nachdem die Schweiz als Risikogebiet eingestuft ist, gilt aber für alle Rückkehrer eine zehntägige Quarantänepflicht. Mehr unter: auswaertiges-amt.de, dieschweiz-faehrt.ski, v-bahn.jungfrau.ch und myswitzerland.com.

Frankfurter Allgemeine
LESERREISEN

Weitere Informationen, Beratung und Buchung auf
leserreisen.faz.net

©Henrique Seruca - ap-madeira.pt, GLOBALISBALIS

©Francisco Correia - ap-madeira.pt, GLOBALIS

©Hotel Quinta Bela Sao Tiago, GLOBALIS

©cristianbalate - stock.adobe.com, GLOBALIS

Frühling auf Madeira – einzigartiges Naturparadies mitten im Atlantik

Madeira steht für ein Vegetationswunder im Atlantik. Eine Fülle von exotischen Blumen, von Palmen und Farnen verzaubert jeden Besucher. Der Duft von Eukalyptusbäumen, das angenehme Klima, eindrucksvolle Bergformationen, großartige Küstenpanoramen, beschauliche Orte und nicht zuletzt die Gastfreundschaft der Bewohner machen Madeira zu einer Insel der ganz besonderen Art. Sie wohnen in einem außergewöhnlichen Hotel, und das ausgewählte Ausflugspaket lässt Ihnen genügend Zeit, dieses ehemalige Herrenhaus zu genießen.

visit Madeira Portugal

– Charmante 4-Sterne-Quinta in einem weitläufigen Garten
– Ausflugspaket mit 3 Ausflügen im Preis enthalten
– Cabo Girão, die höchste Steilküste Europas
– Naturschwimmbäder in Porto Moniz
– CO_2-Kompensation für den Flug inklusive

1. Tag: Flug nach Funchal. Sie fliegen nach Funchal und werden zum Hotel gebracht.

2. Tag: Halbtagesausflug Historisches Funchal – Weinverkostung – Botanischer Garten. Heute lernen Sie die Inselhauptstadt Funchal kennen. In der Madeira Wine Company bekommen Sie ein Gläschen Madeira-Wein ausgeschenkt. Zum Schluss besuchen Sie noch den Botanischen Garten.

3. Tag: zur freien Verfügung – Zusatzausflug in den Nordosten der Insel oder alternativ auf die Insel Porto Santo. Genießen Sie die Annehmlichkeiten Ihres Hotels, und verbringen Sie einen entspannten Urlaubstag. Oder Sie nehmen an einem der beiden Zusatzausflüge teil.

4. Tag: Ganztagesausflug: Wunder des Westens. Das Fischerdorf Câmara de Lobos ist die erste Station Ihrer Rundfahrt auf der Westroute. Weiterfahrt über Estreito de Câmara de Lobos, das Weinbaugebiet, und entlang der Südküste zur höchsten Steilküste Europas, dem imposanten Cabo Girão. Über den Encumeada-Pass geht es weiter bis São Vicente und zum nordwestlichsten Punkt der Insel, Porto Moniz. Von hier aus überqueren Sie die Hochebene Paúl da Serra.

5. Tag: Halbtagesausflug: Nonnental – Monte. Genießen Sie den Ausblick in das Nonnental, umzingelt von den höchsten Bergen der Insel. Die Fahrt geht weiter nach Monte. Von hier aus haben Sie auch die Gelegenheit, eines der typischen Transportmittel der Insel auszuprobieren – die Korbschlittenfahrt.

6. Tag: zur freien Verfügung – Zusatzausflug Levada-Wanderung. Die Wanderung führt Sie tief in das Machico-Tal, auch bekannt als das „Mimosa“-Tal. Sie wandern entlang des erhaltenen Fußpfades der Levada dos Maroços und erleben die natürliche Schönheit Madeiras hautnah! Schwierigkeitsgrad: leicht/mittelschwer, Länge: ca. 6 km, Wanderzeit: ca. 2 1/2 Stunden, kein Höhenunterschied.

7. Tag: zur freien Verfügung – Zusatzausflug abends Espetada-Essen in der Quinta do Estreito. Am Abend werden Sie zur wunderschönen Quinta do Estreito gebracht, einem wunderschön restaurierten ehemaligen Gutsherrensitz. In einem angenehm entspannenden Ambiente und einer herrlichen Lage auf dem Land genießen Sie hier ein traditionelles Abendessen, bestehend aus 3 Gängen.

8. Tag: Rückflug. Je nach Flugzeit Transfer zum Flughafen.

Im Reisepreis bereits eingeschlossen:
Flug nach Funchal und zurück inkl. CO_2-Kompensation (atmosfair) • Transfers im Zielgebiet lt. Programm • 7 × Übernachtung in der Quinta Bela São Tiago in Funchal (Landeskat. 4-Sterne-Plus) • 7 × Frühstück • 7 × Abendessen • Halbtagesausflug: Historisches Funchal – Weinverkostung – Botanischer Garten • Ganztagesausflug: Wunder des Westens • Halbtagesausflug: Nonnental (Curral das Freiras) – Monte • Deutsch sprechende Reiseleitung vor Ort • GLOBALIS-Corona-Reiseschutz • Reiseliteratur

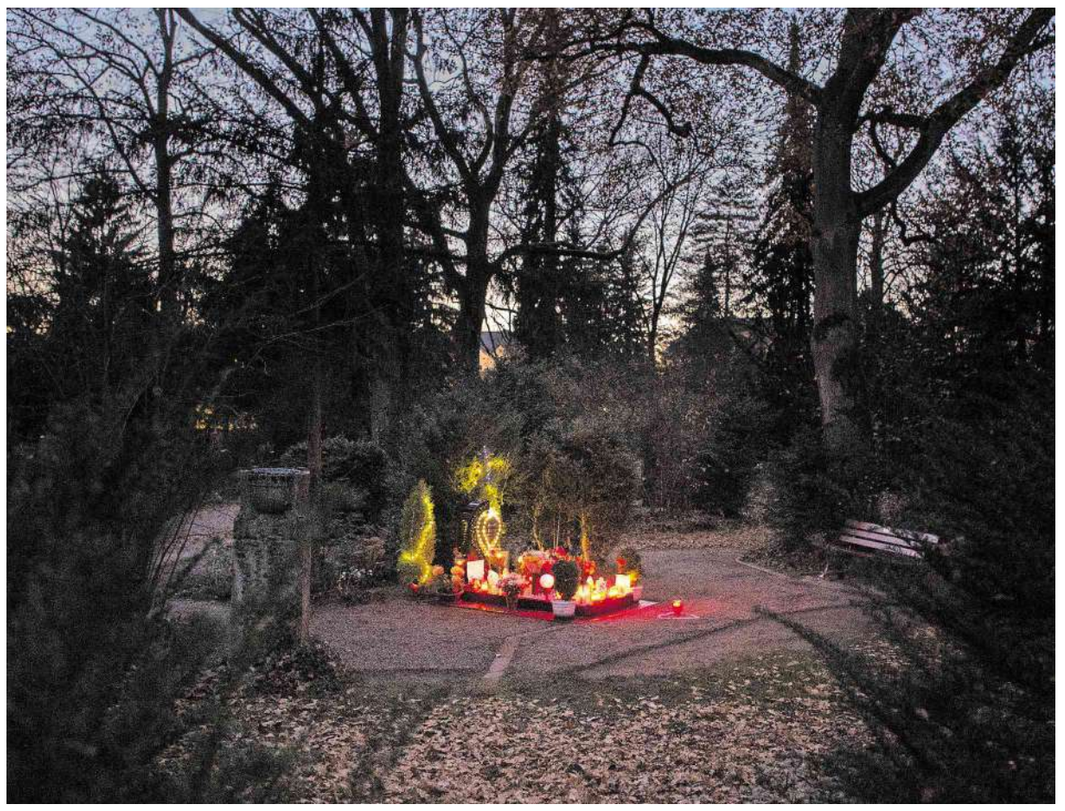
Abflughäfen:
Berlin, Düsseldorf und Frankfurt

Reisetermine*
09.02.–16.02. | 16.02.–23.02. | 23.02.–02.03.
02.03.–09.03. | 09.03.–16.03. | 16.03.–23.03.
23.03.–30.03.2021

Reisepreise pro Person
1095 € p.P. im Doppelzimmer | 1295 € im Einzelzimmer
*Saisonzuschlag im März: p.P. 50,- €

Optionale Wunschleistungen – nur vorab buchbar:
Zusatzausflug in den Nordosten der Insel: 49 € p.P.
Zusatzausflug Porto Santo mit Inselrundfahrt: 139 € p.P.
Zusatzausflug Levada-Wanderung: 29 € p.P.
Zusatzausflug Espetada-Essen: 66 € p.P.

Hotline: (069) 75 91-37 86 · E-Mail: leserreisen-glob@faz.de · Prospekt, Beratung und Buchung: Montag bis Freitag von 9 bis 18 Uhr, Samstag und Sonntag von 10 bis 14 Uhr.
Reiseveranstalter: Globalis Erlebnisreisen GmbH, Uferstraße 24, 61137 Schöneck



Grabkreuz von Pauline Schmidt, historisches Vorbild des „Paulinchens“ im Kinderbuch „Struwwelpeter“ (links oben), und eine hell und bunt erleuchtete Grabstätte

In stiller Zeit

Lauter alte Bekannte treffen und doch keinerlei Infektionsrisiko eingehen: Beim Spaziergang über den Frankfurter Hauptfriedhof atmet man nicht nur frische Luft, sondern Kulturgeschichte

Von Cornelia von Wrangel (Text) und Finn Winkler (Fotos)

Der letzte Wagen ist immer ein Kombi. Der Spruch ist gut. Vor allem, wenn man grade auf dem Weg zum Friedhof ist. In Pandemie-Zeiten auf dem Friedhof spazieren gehen? „Du spinnst.“ Nein, das ist ein Bildungsausflug, der die Würde der Toten achtet und beim Blick auf ein frisches Grab die Trauer all jener, denen das Coronavirus bitteres Leid zugefügt hat. Ein Friedhof nimmt einen gefangen, lässt die Gedanken laufen.

Ein Friedhof erzählt viele Geschichten, ein Friedhof atmet Kulturhistorie, ein Friedhof gleicht einem wundersam stillen Park. Was bleibt dem kulturverwöhnten Städter, wenn alles zu ist, die Theater, die Museen? Und man nicht jeden Tag raus ins Grüne fahren will? Der Friedhof. Das gilt besonders dann, wenn es so ein Gottesacker ist wie der Hauptfriedhof von Frankfurt. Sanfte Engel und schwarze Obelisken unter prächtigen Bäumen, die Steine sprechen ihre Sprache, das Blätterdach bietet ihnen Schutz – im Frankfurter Norden steht ein Gesamtkunstwerk, das im kontaktarmen Corona-Hier und Jetzt zudem den Vorteil hat: Man trifft lauter alte Bekannte.

Zugegeben, der Frankfurter Hauptfriedhof kommt nicht ganz an sein französisches Pendant Père Lachaise in Paris heran, das sich damit brüstet, die erste als Parkfriedhof angelegte Begräbnisstelle der Welt zu sein. In Frankfurts Erde ruhen kein Balzac oder Molière, kein Bizet oder Rossini, keine Callas oder Piaf. Frankfurt hat Schopenhauer. Ein paar Steine und eine bei diesen Temperaturen leidende rosa Nelke liegen auf dem Grab des Philosophen, der Antworten suchte auf Fragen wie: Was ist das, die Welt? Und das Ich? Und vor allem was haben die miteinander zu tun?

Arthur Schopenhauer starb 1860, er liegt unter einer schlichten Granitplatte, sie ist umsäumt von einer niedrigen Eibenhecke. Dieser Heckensaum schließt die Ruhestätte von Arthur Hübscher mit ein, seines Zeichens ebenfalls Philosoph und Autor und 42 Jahre lang Vorsitzender der Schopenhauer-Gesellschaft. Auf Wunsch seiner Witwe wurde er 1985 neben, genau genommen, hinter Schopenhauer begraben. Was sagt uns das? Liebte er ihn mehr als sie? Oder ist da gar Eitelkeit im Spiel? Auf einem Friedhof kann man viele Fragen stellen. Philosophieren ist das ja noch nicht.

Schopenhauer gehört zu den berühmtesten Frankfurter toten Berühmten. Der Nervenarzt Heinrich Hoffmann hat es aber auch weit gebracht, ist immerhin Schöpfer des „Struwwelpeters“, der nach wie vor als eines der erfolgreichsten Kinderbücher Deutschlands gilt, in mehr als 540 Auflagen herauskam, verfilmt, vertont und in ungezählte Sprachen übersetzt wurde. Diesem Erfolg diametral entgegengesetzt ist die Bescheidenheit seines Grabes – ein schnörkelloser Obelisk.

Paulinchen ist auch da. Schon vergessen, die gar traurige Geschichte mit dem Feuerzeug? „Paulinchen war allein zu Haus, die Eltern waren beide aus.“ Den Rest kennt man. „Und Minz und Mauz, die Katzen, erheben ihre Tatzen.“ Und weinen herzzerreißend über dem Häuflein Asche, das von Paulinchen übrig bleibt. Das Vorbild von Paulinchen heißt Pauline Schmidt. Sie war die Tochter einer mit Hoffmann befreundeten Arztfamilie, wurde nur sechzehn, die Schwindsucht raffte sie hinweg, man trug sie 1856 zu Grabe. Ein einfaches Steinkreuz ziert es.

Aber es ist laut Magistratsbeschluss ein Ehrengrab. So ist Frankfurt. Ein Ehrengrab bekommt, wer sich besonders verdient um die Stadt gemacht hat. Paulinchen sei Dank. Dafür kümmert sich die Stadt um den Erhalt des Grabes. Gut zweihundert Ehrengräber gibt es auf dem Hauptfriedhof und 1100, die unter Denkmalschutz stehen. Der Dritte im Struwwelpeter-Friedhofsbund ist übrigens der „Zappelphilipp“, jener Bub, der das Stuhlkippen bei Tisch nicht lassen kann. Dr. Philipp Julius von Fabricius muss als Kind hibbelig gewesen sein, heute würde man wohl von ADS sprechen.

Ehrenbürger Siegfried Unseld ruht, wie es einem Ehrenbürger gebührt, unter dunklen Tannen am Rande der großen Wiese gegenüber der Trauerhalle. Der Grabstein des Verlegers und Herrschers im Suhrkamp Verlag ist ein aufgeschlagenes Buch, auf der linken Seite ist sein Lieblingsgedicht in den Stein graviert, „Stufen“ von Hermann Hesse. Es enthält die vielzitierte Zeile „Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne“. Unseld soll einmal gesagt haben: „Bestseller-Listen sind die Friedhofstafeln von morgen. Was dort oben steht, hat fast nie die Chance zu überleben.“ Neben ihm liegt die Lyrikerin Ricarda Huch, das passt. Ein paar Ecken weiter grüßt Marianne von Willemer, der Hauptfriedhof ist riesig, misst siebzig Hektar. Ein Steinkreuz, der Name, „geborne Jung“, die Geburts- und Sterbedaten. Mehr nicht. Dabei war sie die Geliebte und Muse von Goethe, er verewigte sie im „West-östlichen Divan“, einige Gedichte darin stammen sogar von ihr. Das hat sonst keine geschafft.

So viel zum Thema Literatur. Es kommt eigentlich auch gar nicht auf die Prominenz an, der ein Friedhof die letzte Ruhe gibt. Obwohl ihre Liste auf dem Frankfurter Hauptfriedhof natürlich noch viel länger ist, mal losgelöst von den Oberbürgermeistern und den alten Frankfurter Familien, den Holzhausens, den Brentanos, den Bethmanns, den Metzlers. Andere Namen klingen auch, spiegeln zum Beispiel das kritische Geistesleben der damals noch relativ jungen Bundesrepublik wider: Theodor W. Adorno, Alexander und Margarete Mitscherlich. Nicht zu vergessen: Das Relief in der Wandstele für Alois Alzheimer ist besonders schön, eine kniende Frau, ein tröstendes Kind. Ja, das ist der von der Krankheit.

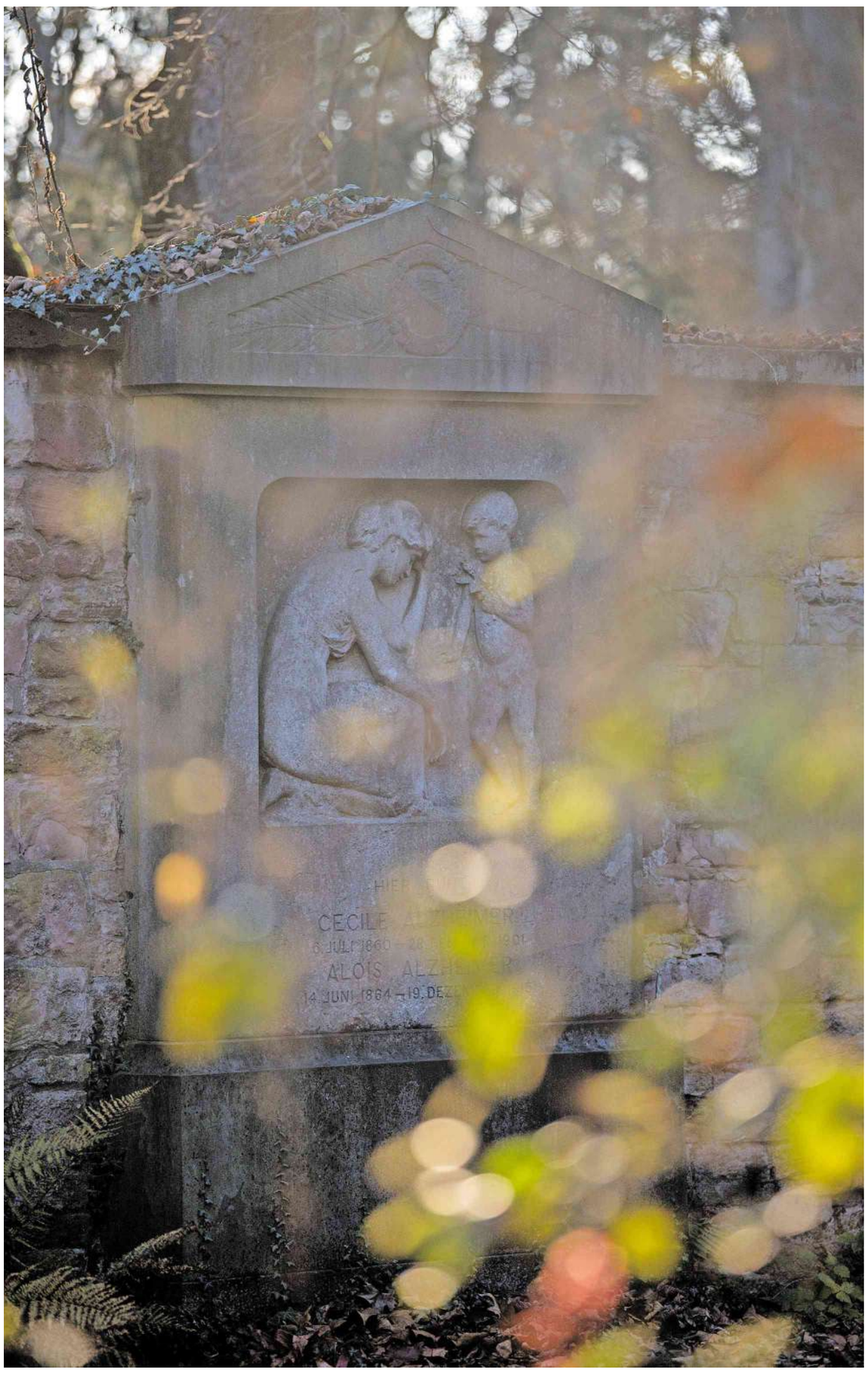
Dann steht man vor so einem Grab und sagt: „Ach, guck.“ In Pandemie-Zeiten sind das wunderbare kulturelle Begegnungen, Abstand halten ist kein Problem. Und ein wenig wehmütig ums Herz darf es einem ruhig werden. Dabei waren wir noch nicht einmal auf den benachbarten jüdischen Friedhöfen, bei den Rothschilds etwa. Auf dem Frankfurter Hauptfriedhof stehen Grabmäler aus knapp zweihundert Jahren, das Ensemble, vor allem im alten Teil, macht den Reiz, die Mischung aus der schlichten Grabstelle und dem pompösen Sarkophag. Und all die steinernen Symbole: Schmetterlinge versinnbildlichen die Seele, abgebrochene Säulen ein viel zu früh beendetes Leben, Kränze die Ewigkeit.

Geplant hat den Hauptfriedhof einst der Architekt Friedrich Rumpf, sein Gärtner war Sebastian Rinz, englische Landschaftsparks nahmen sie sich zum Vorbild. Dreißig Meter sind manche Bäume inzwischen in den Himmel gewachsen. Auf dem Père Lachaise in Paris fand die erste Beerdigung am 21. Mai 1804 statt. Es war die eines kleinen Mädchens, grade mal fünf Jahre durfte es leben. Frankfurts Hauptfriedhof folgte am 1. Juli 1828. Maria Catherine Alewyn stammte aus Amsterdam, war auf der Durchreise und starb mit 52 Jahren im Hotel zum Schwan. Ein Gedenkstein erinnert an sie.

Inzwischen ist die Zahl auf etwa 60 000 Grabstellen gewachsen. Aber es gibt viel Platz und viele Lücken auf dem Frankfurter Hauptfriedhof. Es lassen sich nicht mehr so viele Leute dort beerdigen wie noch vor Jahren. Sie wollen in einem Friedwald oder Urnengrab bestattet sein. „Die Flucht in die Urne“, hat das mal jemand genannt. Dafür wird es an manchen Stellen bunter, der Tod verbindet die Kulturen, schmückt eine Farbenpracht aus künstlichen und echten Blumen, Herzen und Engeln die Gräber von Menschen mit fremd klingenden Namen.

So ein buntes Grab befindet sich in der Nähe von einem hohen Grabmal, bei dem einem auch nur „Ach, guck“ einfällt. Es erinnert an Opfer der Hindenburg-Katastrophe. Am 6. Mai 1937 war der Zeppelin bei Lakehurst in New Jersey abgestürzt, seine Todesfahrt begann drei Tage vorher auf der Rhein-Main-Basis. Der Heimatflughafen war also Frankfurt, das stellte eine hohe Kalksteinstele auf, eingemeißelt das Luftschiff, der Sockel ist mit sieben Namen versehen.

Um die Ecke auf dem bunten Grab ist kein Zentimeter frei, die vielen Blumen haben kaum Platz zum Atmen, die Engelchen zwischen den Totenlichtern auch nicht, eine Lichterkette im Baum dahinter gibt dem allen noch einmal Glanz. Am Grabstein lehnt ein Blatt Papier, es steckt in einer Klarsichthülle: „Bitte die Blumen und Kerzen stehenlassen. Die sind für meinen Sohn. Du wirst gefilmt.“ Hoffentlich nützt die Drohung.



Gegen das Vergessen: Grabstätte von Alois Alzheimer, der als Erster die Demenzerkrankung beschrieben hat, die heute nach ihm benannt ist.

„Bestsellerlisten sind die Friedhofstafeln von morgen“: Das Grab des Verlegers Siegfried Unseld

Was ist das, die Welt? Arthur Schopenhauers Grabstein mit Nelke und Rose

Schenken Sie Denkanstöße.

Zu Weihnachten mit der F.A.Z. oder F.A.S. überraschen.

Bis zu 170 € Festtagsprämie für Sie.

- Festtagsprämie für Sie
- Geschenkkarte zum Überreichen
- Auch Nichtabonnenten können verschenken

Datenschutzhinweis: Die Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Hellerhofstraße 2–4, 60327 Frankfurt am Main, auch handelnd durch ihre beauftragten Dienstleister, ist verantwortlich für den Schutz und die Sicherheit Ihrer Daten. Wir verarbeiten Ihre personenbezogenen Daten zur Abwicklung des Abonnementsvertrages (Art. 6 Abs. 1 b DSGVO). Damit wir Sie über unsere Angebote informieren können, verarbeiten wir Ihre angegebenen Daten außerdem für eigene Kundenanalysen und Postwerbung (Art. 6 Abs. 1 f DSGVO). Mit Ihrer jederzeit für die Zukunft widerruflichen Einwilligung informieren wir Sie auch telefonisch und/oder per E-Mail werblich (§ 7 Abs. 2 Nr. 2, 3 UWG, Art. 6 Abs. 1 a DSGVO). Wir informieren Sie per E-Mail über unsere Angebote, die denen von Ihnen bestellten ähnlich sind, um Ihnen passende Angebote anzuzeigen (§ 7 Abs. 3 UWG, Art. 6 Abs. 1 f DSGVO). Dem können Sie jederzeit zu Basistarifen widersprechen.

Ihr Widerspruchs-/Widerrufsrecht: Wenn Sie der Verarbeitung Ihrer Daten für Werbezwecke widersprechen oder eine erteilte Einwilligung widerrufen möchten, genügt eine kurze Nachricht an datenschutz@faz.net oder an o. g. Postadresse, Abt. Datenschutz. **Weitere Informationen zum Datenschutz,** insbesondere zu Ihren Rechten, erhalten Sie unter www.faz.net/datenschutz

Jetzt die F.A.Z. oder F.A.S. verschenken. Die Belieferung endet automatisch.

Coupon bis 16.12.20 einsenden oder bestellen unter:

(069) 75 91-33 59

faz.net/geschenk

Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Weihnachtsangebot
Postfach
60267 Frankfurt am Main

Perfekt auch für Sie.
Das Weihnachtsangebot gibt es auch zum Selbstlesen:
faz.net/ihr-geschenk

☐ Ja, ich verschenke die **Frankfurter Allgemeine Zeitung** für 1 Jahr zum monatlichen Preis von zurzeit 69,90 €. Ich erhalte eine **Festtagsprämie von 170 €.***

PR20197

☐ Ja, ich verschenke die **Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung** für 1 Jahr zum monatlichen Preis von zurzeit 26,90 €. Ich erhalte eine **Festtagsprämie von 70 €.***

PR20198

*Preise inklusive MwSt. und Zustellung. Die Belieferung endet automatisch. Die Festtagsprämie erhalten Sie nach Ausgleich der ersten Rechnung. Falls der Empfänger außerhalb des Zustellgebiets der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung wohnt, erhält er automatisch Gutscheine.

Bitte tragen Sie hier die Daten des Beschenkten ein:

☐ Ich möchte die Geschenkkarte selbst überreichen. (GES) ☐ Bitte schicken Sie die Geschenkkarte an den Beschenkten. (GEW)

Name, Vorname | Geburtsdatum

Straße/Nr.

PLZ | Ort

Bitte tragen Sie hier Ihre Daten ein:

Name, Vorname | Geburtsdatum

Straße/Nr.

PLZ | Ort

Telefon | E-Mail

☐ Ja, ich möchte (jederzeit widerruflich) unverbindlich Informationen zu Angeboten der F.A.Z. GmbH per E-Mail und Telefon erhalten.

Datum | Unterschrift

Die Festtagsprämie überweisen Sie bitte auf folgendes Konto:

IBAN (Ihre IBAN finden Sie auch auf Ihrem Kontoauszug.)
DE

Ja, ich zahle bequem per SEPA-Lastschriftmandat:** ☐ Ich zahle per Rechnung.

IBAN (Ihre IBAN finden Sie auch auf Ihrem Kontoauszug.)
DE

Datum | Unterschrift

** **SEPA-Lastschriftmandat:** Ich ermächtige die Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die von der Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von 8 Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen. Die Mandatsreferenz wird separat mitgeteilt. Gläubiger-ID-Nr. DE21FAZ00000002307.

Widerrufsbelehrung/Widerrufsrecht: Sie haben das Recht, diesen Vertrag binnen 14 Tagen ohne Angabe von Gründen zu widerrufen. Ausführliche Informationen zum Widerrufsrecht unter www.faz.net/widerruf

Das Süße in der Krise

Die Cioccolatieri aus Turin sind für ihren Pragmatismus bekannt: Wenn wir nicht zu ihrer Schokolade kommen, kommt die Schokolade eben zu uns.

Jenseits der Alpen, in Turin, warten Berge von Gianduiotti. Foto Mauritius

Beim letzten Besuch stand Rosalba Siniscalchi unter dem schweren Kristall-Lüster an ihrer Verkaufstheke und rüttelte den Inhalt der mit blauem Samt ummantelten Geschenkbox zurecht. Zwei, drei Pralinen mehr fanden so Platz. Der Vorrat sollte ja ausreichen bis zum Wiedersehen vor Weihnachten beim alljährlichen Cioccolatò. Nun ist das zehntägige Schokoladen-Festival in Turin wegen Corona abgesagt. Aber von Rosalba kommt mit der Post ein Paket, und mit ihm die Erinnerung an eine elegante Frau mit nougatfarbener gestärkter Barett-Kochmütze auf den blonden Haaren und der passenden Schürze um die schmalen Hüften – und wie sie versicherte, dass ihre Süßigkeiten bestimmt nicht dick machten. „Für unsere Gianduiotti verwenden wir nur beste Schokolade. Sie besteht ausschließlich aus Kakao und Haselnüssen“, sagte sie und reichte auffordernd eines der dreieckigen Päckchen in goldenem Stanniolpapier herüber. Sein Inhalt schmolz süß zwischen Zunge und Gaumen. Wie anno 1897 bei der Gründung des Familienbetriebs, fügte Rosalba noch stolz hinzu, würden sie auch heute noch von Hand gefertigt. Jedes Stück ein Unikat.

Ein paar Schritte nur sind es vom Hauptbahnhof zu Rosalba in die Cioccolateria A. Giordano an der Piazza Carlo Felice. Die Vorfreude war damals mitgefahren nach Turin. Würde der Himmel den Postkartenblick freigeben von der Stadt auf die schneebedeckten Alpen im

ANZEIGE

Nordsee

Keitum/Sylt, Traumwhgn. dir. am Meer, herrl. Blick, exkl. Ausst., ruhig, Hunde erl., zu jeder Jahreszeit. Tel. 0173/3118787 **www.sylt-watthaus.de**

Norden? Oder wäre er wohl von Nebel und Wolken verhangen wie so oft im Herbst und Winter? Egal. Die herrschaftlichen Boulevards wären da, die ausladenden Piazze, einst Bühne für fürstliche Feierlichkeiten und Festzüge. Man würde am Ufer des Po spazieren oder im königlichen Park und bei Regen unter den Arkaden lustwandeln wie früher der Adel. Der hatte Turin just zu diesem Zweck auf einer Länge von 18 Kilometern mit Säulengängen überdacht. Und wenn die Alpen sich verbergen oder der Weg wie jetzt versperrt ist, bleibt auf jeden Fall das Miniaturpanorama aus Schokoladengipfeln.

Mit dem Namen Turin verbinden viele vor allem Fiat und Fußball. Ihre süße Seite hat die Stadt tatsächlich einer Krise zu verdanken beziehungsweise der pragmatischen Art, damit umzugehen. Den Piemontesen wird seit jeher nachgesagt, sie seien Genießer, aber diszipliniert und bewahrten einen kühlen Kopf. So auch, als Napoleon Bonaparte einen Handelskrieg mit England anzettelte und in Frankreich und allen eroberten Gebieten sämtliche Importprodukte als „englisch“ verbot oder durch Zölle verteuerte. Den Turiner Cioccolatieri fehlte damit der Kakao aus Südamerika. Die geringen Mengen, auf die sie noch Zugriff hatten, streckten sie fortan mit gerösteten und gemahlenen Haselnüssen. Von denen gab es genug im Piemont. Vor allem von der ölreichen und geschmacksintensiven Sorte der „Nocciola tonda gentile delle Langhe“ aus dem Hügelland zwischen Poebene und Ligurischen Alpen. Der dunkle Nougat war geboren.

Ein paar Jahre später trat ein gewisser Gianduja auf den Plan. Die Figur aus der italienischen Commedia dell’Arte warf während eines Karnevalszuges die damals noch Givù, also Häppchen, genannten Nougatpralinen unter das Volk. Von nun an hießen sie Gianduiotti.

In den Auslagen ihrer Hersteller türmen sich die kleinen Bergmassive, füllen die rührend altmodischen Glasbonbonnieren und die mit Schleifchen und Bändern überzogenen Geschenkkartons. Es scheint, als sei hier die Zeit stehen geblieben. An der mit Schnitzereien verzierten Nussbaumtür der Confetteria Avvignano ist noch zu lesen, dass man hier Geschenkkörbe für Hochzeiten bereitet. Solche Bestellungen seien selten geworden, erzählt Besitzerin Grazia Ferraro. Aber die Marmorfassade und die Inneneinrichtung sind noch so, wie sie Gründer Silfredo Avvignano verfügt hat: Der hölzerne Ladentisch mit Sockel und Tischplatte aus Verde-Alpi-Marmor ist wie die Vitrinen mit blau lackierten Maueblenden, Girlanden und Bändern geschmückt. Die Zierleisten aus Dukatengold an den Wänden spiegeln sich in den gläsernen Vitrinen, die gewölbte Decke mit aufwendigen Stuckelementen und Bemalungen würde auch in einen Ballsaal passen.

Vor Ort würde man in einem Dezember ohne Pandemie und Ausgangsbeschränkungen nun ein wenig benommen von so viel zuckersüßen Reizen für Auge, Nase und Zunge durch das Altstadtviertel des Quadrilatero Romano schlendern, auf dem schachbrettartig von den Römern angelegten Straßen einen historischen Bogen schlagen zu den Herzögen aus Savoyen, die breite Schneisen in die Stadt schlagen und die Boulevards und Piazze mit vornehmen Bürgerhäusern und Adelspalästen säumen ließen. Man würde die komplizierte Geschichte des Turiner Grabtuchs an einem anderen Tag ergründen, stattdessen im Jetzt der Trattorien, Aperitivo-Bars, Curry-Restaurants und arabischen Cafés ankommen und sich dankbar die Hände an einem Bicerin wärmen: drei Schichten aus starkem Espresso, heißer Schokolade und Crema di latte.

Der beste Ort dafür ist das versteckt im nordwestlichen Teil der Altstadt gelegene Café Al Bicerin. Dort wurde das Getränk im 18. Jahrhundert zur Stärkung der Damen erfunden, die das strenge Fastgebot vor dem Kirchgang ernst nahmen und geschwächt von der Messe im nahen Santuario della Consolata kamen. Turiner trinken den Bicerin vorzugsweise in diesem Ambiente einer engen Wohnstube mit Holzvertäfelungen an den Wänden, feinem Porzellan und brennenden Kerzen auf den Bistrotischen. Auf dem heimischen Herd köchelt die Schokolade nun unter ständigem Rühren wie im Al Bicerin. Und in dem Moment, wenn die Mischung „dolce ed amaro“ auf die ersten Geschmacknerven trifft, katapuliert es einen mit geschlossenen Augen genau dorthin, in die Küchen Turins. KARIN FINKENZELLER

Das Café Al Bicerin an der Piazza della Consolata in Turin Foto Lorenzo Moscia / Laif

DER WEG ZUR SCHOKOLADE

Turiner Schokolade gibt es in ausgesuchten Feinkostläden (z.B. berliner-kaffeeroesterei.de oder bei „Eataly“ in der Münchner Schrannenhalle)
Bicerin-Rezept Zutaten für ein Glas: eine Tasse Espresso („ristretto“), 150 Milliliter Milch, 45 Gramm Zartbitter-Schokolade, 50 Milliliter Crema di latte – ersatzweise Crème double oder süße Sahne. Zubereitung: In einem kleinen Topf Milch erhitzen und die zerkleinerte Schokolade unter Rühren darin schmelzen. Espresso kochen, in ein Glas (oder eine Tasse) füllen, dann die heiße Schokolade darauf gießen und das Ganze entweder mit Crema di latte oder mit halbfest geschlagener Sahne bedecken. (bicerin.it)
Mehr Informationen zu Turin und seiner Schokolade unter turismotorino.org (nur englisch und italienisch), giordanocioccolato.it, confetteria-avvignano.it

Schauplätze: Diese Bilder sind von Januar bis November geblieben.
Schaustücke: Unsere Bildredakteure kommentieren ihre Fotos des Jahres.
Schaubühne: Twitter hat uns gezeigt, wer das Jahr 2020 am besten verkörpert.
Schauspiel: Welche Titelseite des Magazins hat Ihnen am besten gefallen?
Schaulust: Das waren die schönsten Antworten in den 15 Fragebogen des Jahres.

Mehr unter **faz.net/stil** oder auf Instagram unter @fazmagazin

Das höchste Gut mit Weitblick managen

Wer sich für einen leitenden Job im Gesundheitswesen interessiert, sollte sich die Möglichkeiten im Bereich Gesundheitsmanagement genauer anschauen. Das Studium bietet gute Zukunftsaussichten. *Von Gerti Keller*

V.i.S.d.P:
Julia Hoscislawski, FAZIT Communication GmbH, Frankenallee 71–81, 60327 Frankfurt am Main

Verantwortlich für Anzeigen: Ingo Müller, www.faz.media

Weitere Angaben siehe Impressum auf Seite 4.

Keine Frage: Unser Gesundheitssystem steht – ganz abgesehen von Corona – vor gewaltigen Herausforderungen. Steigender Kostendruck, demographischer Wandel und zunehmender Fachkräftemangel sind die Schlagworte, die hoffentlich durch medizinischen Fortschritt und ressourcenschonende Digitalisierung abgefedert werden. Um das alles gut unter einen Hut zu bekommen, braucht es Experten, die verschiedene Bereiche im Blick haben. Seit rund 20 Jahren etabliert sich dafür das Berufsfeld des Gesundheitsmanagers. Das Tätigkeitsfeld deckt insbesondere Inhalte aus den Wirtschaftswissenschaften ab, aber auch aus Feldern wie Medizin, Recht, Politik, Psychologie und Soziologie. Ebenso unterschiedlich sind die Ausrichtungen der Hochschulen. Manche legen mehr Wert auf ökonomische Zusammenhänge, andere vermitteln verstärkt medizinisches Fachwissen oder beschäftigen sich mit den Entwicklungen innerhalb des Gesundheitssystems. Für all dies gibt es außerdem eine enorme Zahl an Angeboten, und zwar in jeder Form, von Präsenz- über Teilzeit- bis Online-Unterricht. Gemeinsam ist allen Studiengängen: Zu Beginn wird vor allem klassisches BWL-Know-how vermittelt. Doch schon im Bachelorstudium kann man sich spezialisieren, so verschieden sind die Module.

Fundierte Enblicke durch das Fernstudium

So startet das Fernstudium „Management im Gesundheitswesen" der Hochschule Fresenius mit Basiswissen aus dem Sozialgesetzbuch. Außerdem lernen die Teilnehmer die Akteure sowie die Infrastruktur des deutschen Gesundheitswesens kennen. Aber sie müssen auch Lineare Algebra büffeln. Dazu gibt es jede Menge Einblicke in die Medizin. Beispielsweise stehen die Erkrankungen des Nervensystems auf dem Lehrplan. Bis in späteren Semestern die großen Wahlthemen beleuchtet werden, zum Beispiel Managed Care.

Studiengangsleiter Prof. Dr. Philipp Walther erklärt: „Hier geht es darum, das Management der medizinischen Versorgung zu übernehmen, egal ob in der Arztpraxis oder im Krankenhaus. Immer wird abgestimmt, wie und wo die Therapie optimal ist, quasi wie ein Drehbuch. Beispiel Diabetes. Wenn Sie darunter leiden, gehen Sie zum Hausarzt, der die Erkrankung kontrolliert und die Medikamente verordnet. Stellt der einen diabetischen Fuß fest, kümmert er sich darum, dass Sie nicht ewig auf einen Termin beim Haut- oder Gefäßspezialisten warten müssen, und überwacht auch die weitere Behandlung wie ein Lotse im Gesundheitssystem."

Beliebt ist auch das duale Studium, das den Hörsaal mit der wirklichen Arbeitswelt kombiniert. Diese große Praxisnähe gibt es bei der IUBH, wo aktuell mehr als 560 zukünftige Gesundheitsmanager eingeschrieben sind. „Dabei wechseln sie zwischen Theorie, entweder im Präsenzunterricht deutschlandweit an 18 Campus-Standorten oder virtuell, und der Praxis in einem Unternehmen. So können sie nach dem Studium bereits mehr als drei Jahre Berufserfahrung nachweisen", sagt Studiengangsleiter Prof. Thomas Neunert.

Die Erfurter Karriereschmiede unterstützt den Nachwuchs ebenfalls bei der Suche nach geeigneten Betrieben. Zu den mehr als 400 Praxispartnern der IUBH in diesem Studienfach zählen Krankenhäuser, medizinische Versorgungszentren, Physiotherapiepraxen, Pflegeeinrichtungen, Ärztekammern, aber auch Kassenärztliche Vereinigungen oder Verbände. Diese übernehmen in der Regel die Studiengebühren sowie anschließend oft auch die Absolventen. „Ungefähr drei von vier Studenten erhalten unmittelbar ein Jobangebot aus ihrem Praxisbetrieb", betont Neunert.

Beim Masterstudium geht die Spezialisierung noch tiefer. Die Hochschule Aalen punktet bei ihrem gerade neu entworfenen Konzept mit paritätisch gleich gewichteten gesundheits- und betriebswirtschaftlichen Fächern mit zusätzlicher rechtswissenschaftlicher Fundierung. Ein Schwerpunkt liegt zudem auf der Digitalisierung. Die Studierenden sollen anschließend in der Lage sein, digitale Technologien, die beispielsweise der Vorbeugung, Diagnose, Behandlung und Verwaltung dienen, zu analysieren und dafür gesetzeskonforme Strategien zu entwickeln. Ein weiteres Kernthema ist die Vermittlung von Kompetenzen in Leadership und Management, unter anderem durch Themen wie Compliance und Personalwesen 4.0. Und: Alle Veranstaltungen sind berufs- und familienkompatibel planbar terminiert, durch feste Vorlesungstage am Donnerstagnachmittag und Freitag.

Forschungsorientierte Master im Gesundheitswesen finden

Neben den explizit „Gesundheitsmanagement" genannten Studiengängen gibt es auch etliche mit anderen Namen, die verwandte Inhalte haben. So ist der „Master of Science in Public Health" der Berlin School of Public Health eher forschungsorientiert und bietet gleich mehrere schwergewichtige Träger. Er wird von der Charité, der TU Berlin und der Alice Salomon Hochschule durchgeführt. Zum Medizincontroller wiederum bildet die Health and Medical University Potsdam aus. Der kleinen Wilhelm Löhe Hochschule in Fürth geht es darum, wirtschaftliche Entscheidungen im Einklang mit ethischen Werten umzusetzen. Dafür steht dort auch die Ausbildung sozialer Fähigkeiten im Fokus. Und es kommt immer Neues hinzu, wie der Studiengang Gesundheits- und Pflegeinformatik der Hochschule Kempten. Sogar ein MBA auf internationalem Niveau ist möglich. Doch was auch immer man wählt, mit dem Abschluss in der Tasche kann man perspektivisch eine Einrichtung leiten oder zumindest in einer höheren Position unterkommen.

„Das Masterstudium brachte mir einen Schlüssel für meine persönliche Weiterentwicklung", so Tina Grünauer, Absolventin der Hochschule Aalen. Sie stieg bei ihrem „alten" Arbeitgeber Barmer zwischenzeitlich zur Produktmanagerin in der IT-Koordination auf. Doch das ist wohl noch nicht das Ende ihrer Karriereleiter, wie sie sagt. „Perspektivisch könnte ich mir auch vorstellen, später selbst zu lehren. Denn der wachsende Sektor Gesundheit muss auch zukünftig von Experten mit Weitblick gestaltet werden, damit die Patienten weiterhin gut versorgt sind – und vielleicht durch optimierte Abläufe am Ende sogar noch ein wenig mehr Zeit für die Menschen selbst bleibt."

hsg BOCHUM

Digitale Infotage 2021

12. Januar 2021, 14-18 Uhr: Bachelor-Infotag
13. Januar 2021, 16-18 Uhr: Master-Infotag

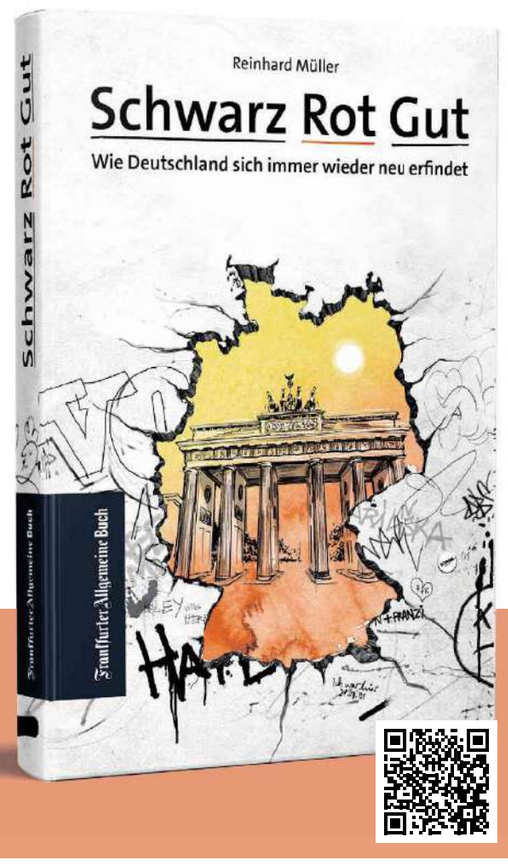
Details gibt es hier: hs-gesundheit.de/infotage

Hochschule für Gesundheit
University of Applied Sciences

Gestalten Sie die Zukunft.
Statt auf sie zu warten.
Mehr unter stellenmarkt.faz.net
Frankfurter Allgemeine STELLENMARKT

„O Tannenbaum"

Der Tannenbaum – in Deutschland ein Sinnbild für Weihnachten. Was aber macht Deutschland als Ganzes aus? Föderalismus, Demokratie, Rechtsstaatlichkeit – wir stehen auf einem stabilen Fundament. Das lässt für die Zukunft hoffen – und an Weihnachten mit dem Buch Beschenkte erfreuen!



Reinhard Müller – Schwarz Rot Gut
20,00 € · ISBN 978-3-96251-084-8
Überall im Buchhandel erhältlich.

Frankfurter Allgemeine Buch

www.fazbuch.de · 0711-7899 2044 · faz@knv-zeitfracht.de

Hiddensee lockt Liebhaber

Wirtschaftliche Vernunft ist beim Kauf eines Ferienhauses auf der Ostseeinsel im Zweifelsfall nur hinderlich. Doch sollten Käufer unbedingt Geduld mitbringen.

Von Stefanie von Wietersheim

Lage, Natur und Ruhe: Wer hier kauft, sucht ein Refugium, keine Geldanlage.
Foto Thomas Linkel/Laif

Viele Menschen sehnen sich nach der einsamen Insel, auf der es weder Viren, Terroranschläge noch wild gewordene Machthaber gibt. Aber man muss schon etwas speziell sein, wenn man immer wieder an einem Ort Ferien machen will, an dem es zwar diese Schrecken nicht gibt – aber auch keine wildromantischen Restaurants, Schwimmbäder für Regentage oder gar ein Krankenhaus, von einer bequemen Anfahrt per Auto ganz zu schweigen. Doch die Ostseeinsel Hiddensee, ein kleines Eiland in Seepferdchenform mit rund 1000 Einwohnern, das man nur mit dem Schiff von Stralsund oder Rügen aus erreicht, ist ein Ort, dessen Sehnsuchtsfaktor unzerstörbar ist. Das gilt gleichermaßen für Waldorfschulen-Mamis vom Prenzlauer Berg mit ihren Lunas und Finns im Schlepptau, Ostalgiker aus der DDR-Opposition, elegante Künstler und rheinische Unternehmer, für die es nichts Schöneres gibt, als sich im Garten eines reetgedeckten Schlumpfhauses mit Blick auf die Dünen an einer Pumpe im Garten zu waschen. Die Wege sind hier nicht platt betoniert, statt Autos fährt man mit Rädern oder Pferdekutschen, und wer krank wird, der wendet sich an den einzigen Inselarzt, der halt zur Not einen Hubschrauber ruft.

„Der Immobilienmarkt erlebt in Hiddensee wie auch im benachbarten Rügen gerade eine Hochphase“, sagt Jörg Klarner, Inhaber der Firma JK, der auf die Vermittlung von Ferienimmobilien an der Ostseeküste spezialisiert ist. „Bei den Kunden, die hier kaufen wollen, spielt wirtschaftliche Vernunft meist überhaupt keine Rolle. Da das Angebot so klein ist, sind viele bereit, weit über dem eigentlichen Wert eines Hauses zu kaufen.“

Jedes Jahr gibt es auf der Insel nur zwei, drei Objekte, die angeboten werden. Sowohl historische Häuser mit Reetdach als auch Bungalows aus der DDR-Zeit sind zu teuren Immobilien geworden, selbst wenn sie nicht danach aussehen. „Der Luxus ist die Lage, das ruhige Leben, die Geborgenheit und die Ursprünglichkeit der Ost-Ostsee“, sagt Klarner. „Aber gegen Sylt ist Hiddensee noch preiswert.“ Er hat gerade eines der beliebten typischen Reethäuser im Angebot: Baujahr 1871, 139 Quadratmeter Wohnfläche, 160 Quadratmeter Grund. Geforderter Kaufpreis für das Liebhaberobjekt: 768 000 Euro. „Und man muss noch mal 100 000 Euro reinstecken“, sagt Klarner. Dennoch ist er sicher, dass das Haus im Ort Neuenkirchen bald einen neuen Eigentümer hat. Da die Gemeinde Hiddensee kein neues Bauland ausweist, um den Charakter der Insel zu schützen, sind die bestehenden Häuser umso begehrter. So bekommt er wie auch seine Kollegen fast täglich Anfragen aus ganz Deutschland. Die Kunden wollten vor allem Lage, Natur, Idylle. Man kann auch sagen: ein knorriges Stückchen Inselland mit viel Wind, Vögeln und einem Friedhof, der so idyllisch ist, dass man gerne dort begraben wäre. Für die hohen Immobilienpreise kaufen die Kunden aber auch das Gefühl, in einem Universum deutscher Kulturgeschichte zu leben, in deren Zeitstrahl man sich zumindest im Geist nach vorne und hinten beamen kann.

Denn die karge Insel mit ihren spektakulären Sonnenuntergängen, die lange Zeit vom Fischfang lebte, wurde schon vor mehr als hundert Jahren zum Refugium von Künstlern, belesenen Bürgern und Politikern jeder Couleur. So verband den Schriftsteller Gerhart Hauptmann ab dem Ende des 19. Jahrhunderts mit Hiddensee eine lebenslange Liebe, und er zog Künstler wie Asta Nielsen und Thomas Mann an seinen Hof. Auch die Tänzerin Gret Palucca entdeckte die Insel als ihren Zufluchtsort, ganze Kolonien von sogenannten Reformweibern und Mitglieder des Künstlerinnenbundes kamen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ans Meer, um unter freiem Himmel zu arbeiten. In der DDR suchten Regimekritiker auf Hiddensee Zuflucht, die hier, dem Helden aus Lutz Seilers Roman „Kruso“ gleich, in einer Kolonie Gleichgesinnter als belesene Saisonkräfte in der Gastronomie arbeiteten. Gleichzeitig machten Vertreter der

SED-Nomenklatura wie der Stasi-Hauptabteilungsleiter Markus Wolf im Ort Kloster Ferien und schreckten der Fama nach auch nicht vor Geschäften von Haftentlassung gegen günstigen Häuserkauf zurück. Wie im Fall des inhaftierten jungen Punkmusikers Aljoscha Rompe, dessen Eltern der Stasi im Jahr 1987 eines ihrer begehrten Häuser wohl zu einem Vorzugspreis überließen.

„Mit den Terroranschlägen in Europa und der Türkei haben wir dann das erste Mal nach der Wende eine immer stärkere Hinwendung von Kunden zur Ostseeküste erlebt – und die Bereitschaft, sehr hohe Preise auch für eine mittlere Bausubstanz zu zahlen, wenn die Lage stimmt“, berichtet Makler Jörg Klarner. Dazu komme die Tatsache, dass die Erbengeneration heute oft Negativzinsen bei der Anlage von großen Geldbeträgen zahlen muss und das Geld lieber in Steinen anlege. Die Kunden kaufen die Häuser auf Hiddensee meist mit Eigenkapital. „Eine Bank würde einen Großteil der Bauten da auch gar nicht finanzieren, denn die will nicht ein Haus für 650 000 Euro finanzieren, das aber nur 450 000 Euro wert ist“, sagt Klarner trocken. „Wenn die Kunden aber ihr Eigenkapital sicher anlegen und vielleicht mit der Vermietung einer Etage im Jahr noch 40 000 Euro einnehmen, dann lohnt sich das doch.“ Bei den oft aus dem Medizinermilieu stammenden Kunden gibt es laut Makler Klarner keine Ost-West-Unterschiede mehr, denn in dreißig Jahren haben viele Ostdeutsche sich solide wirtschaftliche Existenzen aufgebaut und können nun genauso wie Westdeutsche kaufen. Dennoch haben besonders Ostdeutsche oft Kindheitserinnerungen an ihre Ferien auf Hiddensee in FDGB-Heimen oder bei Privatvermietern, die sie heute dazu bringen, dort ihr Geld anzulegen.

Der Potsdamer Makler Thomas Trautwein von der Firma Alpha-Immobilien hat seit 1990 auf Hiddensee durchgehend einen stetigen Preisanstieg beobachtet. „Bislang gab es noch nie Rücksetzer“, formuliert er. Laut Trautwein liegen die Grundstückspreise zwischen 300 und 600 Euro je Quadratmeter, die mittleren Quadratmeterpreise für Etagenwohnungen bei 5000 Euro. „Häuser auf Hiddensee werden aus dem Bauch heraus gekauft, und dabei spielt finanzieller Realismus oft keine Rolle mehr“, hat auch er beobachtet. So hat er schon erlebt, dass ein kleines Ferienhaus in der Heide südlich von Vitte mit rund 50 Quadratmetern um 500 000 Euro angeboten wurde. Völliger Wahnsinn? „Ein Bild von Rubens wird ja auch nicht danach bemessen, was die Summe der verwendeten Materialien ist, sondern man möchte solch ein Bild haben oder eben nicht“, kommentiert der Makler. Er schätzt, dass sich durch das stark begrenzte Angebot die Kaufpreise weiter linear, aber nicht sprunghaft, nach oben bewegen werden. Trautwein erklärt den anhaltenden Immobilienboom auf der Insel nicht nur mit dem kulturell und biographisch bedingten „Hiddensee-Profil“ der Kaufinteressenten. „Man kann hier innerhalb von zehn Minuten von der Ost- zur Westseite gehen und die Sonne im Meer versinken sehen – nur wenige der Ostseeinseln haben einen so idyllischen Weststrand zu bieten.“

Der Hiddenseer Bürgermeister Thomas Gens, der der „Hiddenseepartei“ angehört, will vor allem dringend benötigten Wohnraum für die hier lebenden Bürgerinnen und Bürger schaffen, weitere Baugenehmigungen für Ferienimmobilien soll es nicht geben. „Wir streben so etwas an wie einen Berliner Milieuschutz“, sagt der Bürgermeister. Denn das Klischee vom reichen Schweizer Zahnarzt, der ein Haus kauft und nur einen Monat bewohnt, ist auf der Insel ein beliebtes Feindbild geworden, da die meisten Menschen, die von und auf der Insel leben, sich heutzutage keine Immobilie mehr in einer Generation erarbeiten können. Milieuschutz heißt für den Bürgermeister: eine Mischung von Dauerwohnungen, Ferienappartements und Häusern der alten Hiddenseer. „Wir wollen keine Insel der Hausmeister sein“, sagt Thomas Gens bestimmt.

Für den neuen Kauftrend auf der Insel braucht man allerdings auch gar keinen Hausmeister. Denn seit rund einem Jahr werden selbst unbebaubare Heideflächen im Naturschutzgebiet gekauft, auf denen man jedoch nicht einmal zelten oder einen Wohnwagen aufstellen darf. Nur, was macht man mit einem Stück Heide im Meer, außer sich draufzusetzen und in den Himmel zu schauen? „Kunden legen hier Summen von 5000 bis 20 000 Euro an, weil das Vertrauen in den Euro geschmolzen ist. Es ist hier zwar kein Gewinn in den nächsten Jahren zu erwarten, aber eben auch kein Verlust“, erläutert Trautwein, der seit dreißig Jahren im Vermittlungsgeschäft ist. Sein Kollege Jörg Klarner erklärt solche pommerschen Monopoly-Strategien anders: „Die Menschen wollen einfach ein Stück Hiddensee haben, ein Bild, einen Traum kaufen.“ Und wer dort sogar ein Haus geerbt hat? „Der hat Goldstaub“, sagt Makler Klarner.

FÜR SIE IN DEN BESTEN LAGEN

VP VON POLL IMMOBILIEN®

Möchten auch Sie den Wert Ihrer Immobilie wissen?

Dann lassen Sie Ihre Immobilie kostenfrei bis zum 31. Dezember 2020 bewerten.
Wir sind bundesweit mit über 350 Shops für Sie da.

Über Ihren Anruf unter **0800 - 333 33 09** (Mo. - Fr. 9 - 19 Uhr, Sa. 10 - 15 Uhr) oder
Ihre E-Mail an info@von-poll.com freuen wir uns sehr!

GOING AM WILDEN KAISER
Großzügiges Penthouse
ca. 223 m² 4
€ 1,4 Mio.
Zum Zeitpunkt der Anzeigenerstellung lag kein Energieausweis vor.

MALLORCA
Finca mit Pool
ca. 970 m² 13
ca. 23.000 m² € auf Anfrage
Zum Zeitpunkt der Anzeigenerstellung lag kein Energieausweis vor.

FRANKFURT AM MAIN
Einfamilienhaus mit Garten
ca. 234 m² 6
ca. 370 m² € auf Anfrage
: 2011 15 kWh/(m²a)
Luft-/Wasser-Wärmepumpe

BERLIN
Attraktive Stadtvilla
ca. 470 m² 15
ca. 636 m² € 2,225 Mio.
: 1898 178 kWh/(m²a)
Gas

MÜNCHEN
Schöne Eigentumswohnung
ca. 161 m² 6
€ 1,499 Mio.
: 2009 17 kWh/(m²a)
A+ Luft-/Wasser-Wärmepumpe

BEI HAMBURG
Domizil in ruhiger Lage
ca. 184 m² 5
ca. 4.700 m² € 1,2 Mio.
: 1995 111,6 kWh/(m²a)
D Gas

DÜSSELDORF
Stadtvilla im Musikerviertel
ca. 203 m² 4
ca. 430 m² € 1,25 Mio.
: 1973 125,8 kWh/(m²a)
E Gas

KÖLN
Individuelle Architektur
ca. 262 m² 6
ca. 377 m² € 1,49 Mio.
: 2009 56,6 kWh/(m²a)
B

Wohnfläche · Zimmeranzahl · Grundstück · Baujahr · Preis
Energieverbrauchsausweis · Energiebedarfsausweis · Energieeffizienzklasse · Energieverbrauch/-bedarf · hauptsächl. Energieträger

Leading REAL ESTATE COMPANIES OF THE WORLD

www.von-poll.com

Anzeigen-Sonderveröffentlichung

Lebensraum Immobilie

Exklusive Immobilien

ROVANIEMI

Weihnachtlich wohnen

Lappland, am Polarkreis – dort, wo es um diese Jahreszeit tatsächlich richtig winterlich aussieht und die Rentiere sich sichtlich wohl fühlen, ist die Heimat des Weihnachtsmanns. Zumindest träumen die Finnen davon und haben deshalb das finnische Örtchen Rovaniemi zu dessen offiziellem Wohnort erklärt.

Ob es ihn tatsächlich gibt oder nicht, ist hier nicht die Frage. Denn die echten Santa-Fans wollen ein reales Ziel. Wer Rovaniemi besucht, möchte einfach daran glauben. Deshalb stört es die hartgesottenen Fans auch nicht, dass es im Dorf zahlreiche Souvenirshops und sogar einen unterirdischen Freizeitpark gibt, der mit seiner charmant-nostalgischen Unterhaltung besonders Kinder anlockt. Schließlich wurde Rovaniemi 2010 tatsächlich als offizieller Wohnort des Weihnachtsmanns bei der EU registriert. Selbst Prominente und Staatsgäste werden hier von Santa Claus empfangen. Vielleicht ist das Weihnachtsdorf nicht jedermanns Fall. Spätestens aber beim Anblick der umliegenden Landschaft kommen selbst Erwachsene in Feiertagsstimmung: dick verschneite Wälder, eisige, schier endlose Landschaft und eben besagte Rentiere.

Wer sich in Rovaniemi am Polarkreis niederlässt, darf den Weihnachtsmann zu seinen Nachbarn zählen.

FOTO: VISIT ROVANIEMI (ROVANIEMI TOURISM & MARKETING LTD.)

Schloss zu verkaufen

• innen wie ein Neubau
• 3 Etagen & wunderschöner Gewölbekeller
• außen fertig – innen freie Gestaltungsmöglichkeiten
• alles neu: Fenster, Decke, Dach • stützenfrei
• Parkfläche: ca. 8.000 m² • direkt vom Eigentümer
• ländliche Umgebung, direkt am Main gelegen

Energieausweis liegt derzeit noch nicht vor.

GFW Vermögensverwaltung GbR | Tel. 06026/97470
Web: www.fechenbacher-schloss.de | Mail: info@fechenbacher-schloss.de

IMPRESSUM

LEBENSRAUM IMMOBILIE

Anzeigensonderveröffentlichung der Frankfurter Allgemeinen Zeitung

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Hellerhofstraße 2 – 4, 60327 Frankfurt am Main, 2020

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:

vE&K Werbeagentur GmbH & Co. KG, Essen

Verantwortlich für Anzeigen: Ingo Müller; www.faz.media

Anzeigen Immobilienmarkt

Telefon: (069) 75 91 – 25 22, E-Mail: immobilien-sales@faz.de

Anzeigenverkauf: Alexander Kniewasser, Telefon: (069) 75 91-17 13

E-Mail: a.kniewasser@faz.de

Immobilienmarkt

Gestalten und schalten Sie Ihre Anzeige ganz einfach online: **immobilienmarkt.faz.net**

Region Nord

LINIENSTR 72:
MINIMALISTISCHER LUXUS IN BERLIN-MITTE ZUM VERKAUF

RS

0173 6164257 (HR. AUDA)
RALFSCHMITZ.COM

Mitte von POTSDAM

Selten für Bauträger: **Mit Bau-Gen.** bis 09/22 f. 1256 m² zu san. Altbau, leer in 10 ETW in 4 Geb. auf 1540 m² Grund, rundum Natur pur, Fertigpreise 2019 = 5515 €/m². KP 2,46 Mio. Infozugang bei Ihrer Bonit.-Best. an FAZ.

Zuschriften erbeten unter 510429 • F.A.Z. • 60267 Ffm.

Berlin – mitten in Mitte

Direkt gegenüber den Hackeschen Höfen! Top renovierte 2-Zi.-Maisonette, 51 m², Parkett, Bad, Einbauküche – in saniertem Altbau, frei, sofort beziehbar! € 398.900,00 zzgl. Prov. B: 97,4 kWh(m²*a), Erdgas, Bj. 2003, EEK C.

Immobilien Christian Backs ☎ 0172/7811255

Immobilien Gesuche

WIR KAUFEN GEWERBEIMMOBILIEN!

Wir kaufen Supermärkte, Getränkemärkte, Einzelhandelsobjekte für Kleidung, Schuhe, Drogerie, Tiernahrung, etc. ab ca. 500 m² Verkaufsfläche. Außerdem suchen wir Grundstücke für den Einzelhandel. Wir bevorzugen kurzlaufende Mietverträge.

Scholten Immobilien GmbH Bad Bentheim, Telefon Mobil: 0172/8804777, jos@scholten-immobilien.nl

Grundstücke

FFM Diplomatenviertel

Exklusives Baugrundstück in begehrter Lage

Grundstücksfläche: ca. 600 m²
Mögliche Wohnfläche: ca. 520 m²

Kaufpreis 4.500.000 €
zzgl. 3,57 % Prov. inkl. 19 % MwSt.

GOLD IMMOBILIEN

GOLD IMMOBILIEN GmbH & Co. KG T. 06131 – 6063025

Grundstück in Kandel (Pfalz)

15 Ar, Nähe Krankenhaus, Wasserturm, derzeit noch landwirtschaftliche Nutzfläche, Verhandlungsbasis 200.000 Euro.

Zuschriften erbeten unter 510422 • F.A.Z. • 60267 Ffm.

Einzelhandel / Gewerbeimmobilien

Hotels zur Pacht oder zum Kauf gesucht

Wir suchen für bekannte Hotelketten sowie für bonitätsstarke Investoren Hotels ab 50–300 Zimmer zur Pacht oder zum Kauf. Ihr Angebot bitte an:

Bill Immo Hospitality GmbH, Hotel Immobilien Management

Tel. 0761/88 14 22 00, Fax: 88 14 22 08
E-Mail: info@bill-immohospitality.com,
www.bill-immohospitality.com

SB-Markt in Süddeutschland

2000 m² Supermarkt in Zentrumslage. 5000m² Grundstück, JNKM 320.000€, Verkauf durch Eigentümer, keine Provision, Kaufpreis 5.700.000 EUR.

Zuschriften erbeten unter 510417 • F.A.Z. • 60267 Ffm.

GEWERBEIMMOBILIE IN OSNABRÜCK ZU VERKAUFEN

STARKER ANKERMIETER, Büro-, Produktionshallen-, Lagerflächen 4050m², Grundstückfläche 6200m², JNK 143.000,00€, Kaufpreis: 2.250.000,00€

Lucia.Ramos@astor-immo.de ☎ 030/21734418

Kapitalanlagen

Barrierearme Neubauwohnugen - barrierefreie Ferienwohnungen

als Kapitalanlage oder Selbstnutzung in Klüsserath, 34 - 89 m², Aufzug. KFW-Zuschuss möglich. Provisionsfrei.

Info unter 0171 440 54 51 www.x2immobilien.com

Biete 10% Zinsen p.a.

2 Mal € 80.000,-
Mit erstrangiger werthaltiger Besicherung im Grundbuch unter € 150,- pro m²
Laufzeit 1 Jahr!
Nur Privatpersonen!

grundschuld@t-online.de, 0172-1818897

Region Mitte

"Wohn- und Geschäftshaus im Westerwald

Wohn-/Nutzfläche 1235 m²; davon z. Zt. 85% vermietet Grundstücksgr.: 590 m²; Bj: 1908, kein Denkmalschutz; Beste Lage in einer mittelalterlichen Stadt mit ca. 6000 Einwohnern. 3 Wohnungen(180/90/40m²); 4 separierte, eigenständige Büroeinheiten; 9 Geschäftsräume (15 m²-410 m²); Bruttomieten: ca. 110 TEUR brutto/anno; provisionsfrei.

Zuschriften erbeten unter 510418 • F.A.Z. • 60267 Ffm.

Qualität schafft Vertrauen und nachhaltige Wirkung

Die Medien der Frankfurter Allgemeinen sind bei führenden Leistungsträgern unserer Gesellschaft hoch angesehen. Für sie ist die Medienmarke eine wichtige und glaubwürdige Informationsquelle. Werbung profitiert nachhaltig davon.

Mehr unter www.faz.media

Frankfurter Allgemeine MEDIA SOLUTIONS

Frankfurter Allgemeine SELECTION

Estelle „Nebulaz“ — F.A.Z.-Edition des Künstlers Nicolaz Groll

Die innovative Leuchte fasziniert dank einzigartiger Lichteffekte mit besonderer Tiefenwirkung. Mundgeblasenes Glas umhüllt die poetischen Lichtstimmungen, die jederzeit nach Wunsch anpassbar sind. Neben der exklusiven Lichtkunst von Medienkünstler Nicolaz Groll verfügt jede Leuchte bei Lieferung über 15 weitere Lichtstimmungen, die sich durch Berührung am Schirm ändern lassen und für Variabilität im Interior Design stehen. Zusätzlich bietet die vanory Mood Collection per App Zugriff auf eine ständig wachsende Anzahl an Lichteffekten (aktuell mehr als 200). Diese begeistern mit statischen Mustern, langsamen Bewegungen oder dynamischen Wechseln von Farben und Formen.

Sichern Sie sich die Tischleuchte für 1.744,87 Euro, die Hängeleuchte für 1.900 Euro und die Standleuchte für 2.281 Euro.

F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolles Design – exklusiv für F.A.Z.-Leser gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Besuchen Sie unseren Online-Shop!

faz.net/selection, Info: (069) 75 91-10 10, Fax: (069) 75 91-80 82 52

Ob Kelim, wollweißer Beniourain oder Designermodell: Ein Teppich lässt jeden Raum lebendiger wirken.

Fotos Berberlin, Reuber Henning

Kuschelige Raumgestalter

Jahrelang galten Teppiche als verstaubt, heute sind sie allgegenwärtig. Aus gutem Grund: In der Einrichtung sind sie echte Alleskönner.

Von Jasmin Jouhar

Was dieser Einrichtungsgegenstand alles kann! Er bringt Wärme und Gemütlichkeit ins Zuhause, er schmückt Boden und Wände, spielt mit Farben und Mustern, dämpft Schall, schafft Räume und erzählt Geschichten. Wir können auf ihm sitzen, liegen, spielen, toben, schlafen, Fernsehen schauen oder essen. Ein Teppich ist wirklich vielseitig. Wer sich schon mal einen angeschafft hat, kennt den Effekt: Ein Raum wirkt mit Teppich viel lebendiger als ohne. Und wenn der Teppich nach einiger Zeit in die Reinigung kommt, wird er sofort vermisst. So öd und leer fühlt sich der Raum dann an.

Trotzdem waren Teppiche als Mitbewohner eine ganze Zeit verpönt: In den neunziger Jahren wollte es die Mode des Minimalismus, dass wir in kühlen, spärlich eingerichteten Interieurs zu leben hatten. Kissen, Vorhänge oder eben Teppiche galten als verstaubt, muffig und hoffnungslos von gestern.

Doch wie bei jeder Mode ließ die Gegenbewegung nicht lange auf sich warten, und so sind Teppiche und andere Textilien heute omnipräsent in den Geschäften und Online-Shops, in Einrichtungszeitschriften und sozialen Medien. Aber während die Großelterngeneration einen opulenten Perser unter dem Esstisch liegen hatte und die Eltern vielleicht einen kratzigen Sisal, ist es mittlerweile eher das grafische Stück vom Autorendesigner, der fluffige Berber aus Nordafrika oder die in Indien aus Textilabfällen hergestellte Webware. Die Vielfalt ist groß, und Teppichkauf kann das reinste Vergnügen sein. Das neue Sofa soll bequem sein und in die Ecke am Fenster passen, der Stuhl soll langlebig sein und mit dem Tisch harmonieren – beim Möbelkauf geht es häufiger um pragmatische Fragen als um die Geschichten hinter dem Objekt.

Teppiche dagegen sind Geschichtenerzähler. Wer erst einmal einsteigt in das Thema, entdeckt kleine Nischenunternehmen, die ihre Ware direkt von den Produzenten beziehen. Es gibt charismatische Persönlichkeiten wie Jan Kath, der seit den nuller Jahren viel für die neue Popularität von Teppichen getan hat, oder Jutta Werner, die sich mit ihrem Label Nomad ganz dem Upcycling verschrieben hat. Einiges an Leidenschaft und Begeisterung ist da im Spiel, wovon sich Teppichkäufer und -käuferinnen ruhig anstecken lassen dürfen. Das erleichtert womöglich auch manche Kaufentscheidung, denn ein handgeknüpfter Nepalteppich guter Qualität kann schnell mehrere tausend Euro kosten. Dafür hält er dann aber ein Leben lang und kann noch weitervererbt werden.

„Unsere Teppiche sind keine Mitnahmeartikel, die man gleich nach Hause tragen kann“, sagt Birgit Krah. „Jeder ist ein Einzelstück, das extra für die Kunden hergestellt wird.“ Vier bis fünf Monate dauert es von der Bestellung bis zur Auslieferung, wenn man einen Teppich von Reuber Henning kauft, der Teppichmarke von Birgit Krah und Franziska Reuber. Dazwischen liegen zahlreiche Arbeitsschritte, die weit weg vom Berliner Unternehmenssitz in und um die nepalesische Hauptstadt Kathmandu passieren. Zunächst wird die Wolle versponnen und in der Manufaktur gelagert. Für jeden Teppich wird die entsprechende Menge extra abgewogen und gefärbt. Je nach Modell kommen noch Seide oder Nessel dazu. Geknüpft wird in externen Werkstätten, wobei Reuber Henning Wert darauf legen, dass ihre Produkte frei von Kinderarbeit sind. Die Produktionsbedingungen werden regelmäßig von der Schweizer Non-Profit-Organisation Step überprüft. An einem durchschnittlichen Teppich arbeiten zwei bis drei Knüpferinnen und Knüpfer mehrere Wochen lang, sie schaffen pro Tag etwa sechs bis zehn Zentimeter. Das Finish der Teppiche in der Manufaktur dauert noch einmal zwei Wochen, sie werden gewaschen, der Flor wird nachbearbeitet und die Kanten vernäht. Entscheidend für Krah und Reuber: Alles ist Handarbeit. Nur so entstehen die kleinen Unregelmäßigkeiten im Material, in den Farben und Mustern, die die Teppiche lebendig wirken lassen.

Die Designs entwickeln Birgit Krah und Franziska Reuber selbst. Beide haben ursprünglich Kunst studiert, seit 2007 führen sie das gemeinsame Unternehmen in Berlin. „Unsere Teppiche sollen keine Statussymbole sein, die sofort wiedererkannt werden“, sagt Reuber. „Das Design soll zeitlos sein und langlebig. Etwas, das bleiben kann.“ Inspirationen kommen aus allen möglichen Richtungen, aus der Kunst, aus der Musik, aus der Mode. Jede für sich sammelt Ideen, probiert aus, zeichnet und fragt dann die andere um ihre Meinung, es geht hin und her wie beim Pingpong.

Ein Design zu entwickeln ist für sie nur die halbe Arbeit, die andere Hälfte besteht darin, es ins Medium Teppich zu übersetzen. Welche Farben kommen zum Einsatz, wie sehen die Details aus, die Fransen, die Kanten? Manche Teppiche sind flach, andere dreidimensional, mit unterschiedlichen Florhöhen. Die aktuelle Kollektion „Carré“ mit ihrem an sich schlichten, zweifarbigen Schachbrettmuster ist ein gutes Beispiel für die Liebe zum Detail. „Carré Chameau“ etwa, eine beige-schwarze Variante der Kollektion, wird nicht bloß aus einem Beigeton geknüpft, sondern aus mehreren verschiedenen. Die Wirkung ist erstaunlich, aus dem an sich einfachen Muster wird ein lebhaftes Farbspiel, das man lange betrachten kann, ohne dass es langweilig wird.

Auch Julia Schauenburg-Kacem hat ursprünglich Kunst studiert und als Fotografin im Kreativbusiness gearbeitet, bevor sie gemeinsam mit ihrem Mann Walid Kacem in Berlin ihr Label Berberlin gegründet hat. Die beiden importieren Berberteppiche aus Kacems Heimat Tunesien und aus Marokko und verkaufen sie in ihrem Showroom in Kreuzberg und online. Wollweiße Beniourains mit dezenten Linienmustern, knallige Azilals, Boucherouites aus Alttextilien und gewebte Kelims. Die meisten Teppiche sind Neuware, von marokkanischen Berberfrauen handgemacht, manche sind Vintage-Fundstücke aus Tunesien. Mit Abstand am beliebtesten sind die kuscheligen Beniourains. „Sie machen jeden Raum heller, weicher und gemütlicher“, sagt Schauenburg-Kacem. „Und sie passen sich jedem Stil an!“ Egal, ob die Kunden mit schicken Designklassikern lebten oder in einem bunt gemixten Zuhause: Beniourains sähen immer gut aus. Sie machten die Einrichtung auf unspießige Weise wohnlich, so die Berlinerin. Zu beobachten übrigens auch in ihrem eigenen Zuhause, von dem sie regelmäßig Fotos auf Instagram teilt. Natürlich gibt es in jedem Zimmer mindestens einen Teppich, die ganze Palette von zurückhaltend-hell bis wild gemustert.

Angefangen hat alles mit ein paar Mitbringseln von Reisen nach Tunesien und Marokko. Die Berberteppiche kamen bei Freunden und Verwandten so gut an, dass Julia Schauenburg-Kacem und ihr Mann kurzerhand vom Ersparten erste Ware kauften und ihr Wohnzimmer in ein Teppichlager verwandelten. Ihre Kunden fanden sie zunächst über Instagram und mit Pop-up-Stores, nach zwei Jahren eröffneten sie den Showroom.

Mittlerweile entwerfen sie auch selbst, angelehnt an die traditionellen Motive und Muster der Berber. Die Entwurfszeichnung wird als Fotodatei nach Marokko gesandt. Bislang hat das gut geklappt, sie sind mit den Ergebnissen zufrieden. Ohnehin hat sich über die Jahre eine enge Beziehung zu den Familienbetrieben entwickelt. „Es hat sich herumgesprochen, dass wir anständig bezahlen und man gut mit uns zusammenarbeiten kann.“ Trotz Lockdown hätten die Familien alles darangesetzt, weiter liefern zu können. Die Herstellung der Teppiche teilen sich die Berber auf. Die Männer halten Schafe und verarbeiten die Wolle, waschen und färben sie. Die Frauen wiederum knüpfen oder weben die Teppiche, manchmal allein, manchmal zu zweit.

„Die emotionale Bindung an die Traditionen ist bei den Berbern groß“, erzählt Julia Schauenburg-Kacem. In Marokko werde das Handwerk auch noch mehr geschätzt als in anderen Ländern und Kulturen, es werde gepflegt und geschützt. In den Berberfamilien in den Bergen hat der Teppich ohnehin einen großen Stellenwert, er ist bei vielen das wichtigste Stück der Einrichtung. Er dient als Sitzgelegenheit, als Bett und wenn es kalt wird auch als Decke – das rührt noch aus der Zeit, als die Berber Nomaden waren und mit ihren Herden umherzogen.

Auch wenn die meisten hierzulande in diesen Zeiten eher häuslich als nomadenhaft leben, können sie sich an den Qualitäten des Alleskönners unter den Einrichtungsgegenständen erfreuen: gerade jetzt in der kalten und dunklen Jahreszeit, wenn alle viel zu Hause sind.

NATÜRLICH NACHHALTIG!
SEIT VIELEN 1000 JAHREN…

MONUMENTS FOR FUTURE

Denkmale sind Klimaschützer: Denn langlebige, natürliche Materialien und eine positive Gesamtenergiebilanz zeichnen die meisten historischen Gebäude aus.

Auch Naturdenkmale wie denkmalgeschützte Bäume, historische Gärten und Parks machen Denkmalschutz zu einem Synonym für Nachhaltigkeit.

Wir erhalten Einzigartiges.
Mit Ihrer Hilfe!

Spendenkonto
IBAN: DE71 500 400 500 400 500 400
BIC: COBA DE FF XXX, Commerzbank AG

www.denkmalschutz.de

DEUTSCHE STIFTUNG DENKMALSCHUTZ

Wir bauen auf Kultur.

Visuelle Balance aus Kultur und Natur

Wasser sparen im Paradies

Son Muda ist ein Gartenparadies auf Mallorca. Im Osten der Insel hat ein Paar aus der Schweiz 15 000 Quadratmeter Ödland zum Grünen gebracht.

Von Christa Hasselhorst (Text) und Ferdinand Graf Luckner (Fotos)

Ein Garten auf Mallorca ist für Nordeuropäer meist der Traum von Olivenbäumen, Oleander, Lavendelfeldern, Palmen, Agaven – und, unverzichtbar, sattem, grasgrünem Rasen. Bis auf Olivenbäume und einige Palmen gibt es nichts davon in Son Muda. Stattdessen ist hier ein mediterranes Schauspiel ganz anderer Art entstanden. Minimalistisch und streng formal einerseits, voll üppiger Sinnlichkeit andererseits. Eine Abfolge diverser Gartenräume, in denen Schönheit ebenso wichtig ist wie Ökologie und die Schonung von Ressourcen. Und das Ganze konsequent in nur zwei Farben. Weiß und Grün.

Vor fünfzehn Jahren entdeckten die Schweizer Hélène und Christian Lindgens durch das Golfspiel zunächst Mallorca, später Son Muda, 15 000 Quadratmeter flaches, ödes Land, im Osten nahe Felanitx, darauf ein ramponiertes Landhaus. Wunderbar. Denn wo bis auf einige knorrige Olivenbäume das gigantische Nichts war, konnte das Paar komplett neu starten. „Aber wir hatten weder Ahnung vom Gärtnern noch von mediterranen Pflanzen“, gesteht Hélène. Nur das Ziel war klar für die Züricherin und ihren Mann, die beide stressige Berufe haben: „Wir wollten einen Garten, der totale Ruhe ausstrahlt, eine meditative Zuflucht.“

So entstand Son Muda, eine mediterrane Meditation. Die Grundstruktur ist linear, grafisch, viele Achsen, lange, schmale Gänge, Hecken in diversen Höhen. Mit Stilempfinden und sicherem Gespür für Proportionen strukturierte und modellierte Hélène das riesige Areal. Aus der Kombination von abwechslungsreichem Formschnitt und dem natürlichen Habitus von Bäumen und Sträuchern entstand eine visuelle Balance aus Kultur und Natur auf hohem ästhetischen Niveau. Askese kann so wohltuend sein: Die vielen Grüntöne beruhigen im heißen Hochsommer, wenn nur wenig blüht. Die Farbe Weiß ist kontemplativ, dazu elegant, „mittags schrecklich, aber abends und nachts bezaubernd“, sagt Hélène. Und trotz des Verzichts auf kräftige Farben ist es mitnichten monoton. Gerade durch die Konzentration auf Grün in seiner immensen Skala bis zu Grau und Silberschattierungen rücken viele Bäume, Sträucher, Pflanzen mehr in den Fokus. Vor allem die einheimischen, trockenheitstoleranten Hungerkünstler: der simple Gamander (*Teucrium*) mit seinen silbrigen, grau-grünen kleinen Blättern wird zum Ornament geadelt, in parallelen kastenförmigen Formschnittbändern wirkt er von weitem wie eine einzige Fläche. Er fungiert als Hecke, wird zu Kugeln geschnitten, die einen der vielen Sitzplätze rahmen, oder besticht als kunstvoller Knotengarten. Die wuchsfreudigen Myoporum-Sträucher sind Multitalente, ihre kleinen weißen Blüten eine Bienenweide. Die weißen Blüten der immergrünen Myrte duften aromatisch, ebenso die des robusten Ligusters (*Ligustrum*), beides anspruchslose Universalisten. Ein Klassiker ist der immergrüne Mastixstrauch (*Pistacia lentiscus*), der heiße, trockene Sommer geradezu liebt. Seine ledrigen Blätter lassen sich beliebig scheren, „ein toller Ersatz für Buchsbaum“, sagt Christian. Ideal, da in Son Muda vieles durch Formschnitt zu skulpturalen Elementen – Kegel, Kugeln, Pyramiden – veredelt wird. Und noch im Winter blitzen überall weiße Tupfer: Bougainvillea, Sternjasmin und Bleiwurz (*Plumbago*).

Inspiration holte sich das Paar in vielen Gärten in England und Frankreich, vor allem in der Provence. Vom botanischen Garten La Louve in Bonnieux schwärmt es als phantastische Sinfonie in dezenten Grün-Nuancen. Noch mehr hat die beiden der Garten von Olivier Filippi in Mèze beeindruckt. Der Franzose gilt seit Jahren als Guru für Gärtnern fast ohne Wässern. „Der schonende Umgang mit Ressourcen war von Anfang an wichtig für uns“, sagt Christian. „Wir wollten Pflanzen, die mit möglichst wenig Bewässerung auskommen.“

Auch auf Mallorca gab es da ein Vorbild: bei Pollença schuf in den 1960er Jahren die Schweizerin Heidi Gildemeister ein ökologisches Eden, das die reiche regionale Flora der Insel mit einbezog. Mit ihrem damals geradezu visionären Credo, ein „blühendes Paradies mit wenig Wasser zu schaffen“, gelang ihr ein Glanzstück aus wilder Natur und sanfter Ordnung. In zerklüfteter Berglandschaft vereinte sie mehr als 500 heimische grüne und blühende Schätze, die vor allem resistent gegen Trockenheit sind. „Ihre Schöpfung hat uns begeistert und ermuntert, mit vielen hiesigen Pflanzen unseren Traum vom Paradies umzusetzen, ohne Unmengen von Wasser zu verschwenden.“

Schließlich ist Wasser (nicht nur) auf Mallorca ein besonders kostbares Gut. Deshalb gibt es in Son Muda statt pflegeintensivem Rasen – Rosmarin. Ein großes Raster kurzgeschorener formaler Quadrate aus bodendeckendem Kriech-Rosmarin (*Rosmarinus officinalis 'Repens'*) in kühlem Grau-Grün. Beschirmt vom silbergrünen Laub zahlreicher Olivenbäume, die in malerischer Pose aus den Quadraten herausragen und dem flachen Areal Dreidimensionalität geben. Australischer Rosmarin (*R. Westringia*) wird für Hecken und Formschnitt-Kugeln genutzt, „eine perfekte Buchs-Alternative, wächst schneller, kompakter Wuchs, sieht auch bei großer Hitze prächtig aus“, urteilen die Lindgens. In magischem Dunkelgrün zieht sich als lange Achse ein Gang durch den Garten, der sich mal weitet, dann verengt. Die zwei Meter hohen Zypressen in akkurater Kastenform nennt Hélène ihren „Meditationsgang“. Nichts lenke ab, nur der Himmel.

Im Garten selbst ziehen Kunstwerke hiesiger zeitgenössischer Künstler die Blicke auf sich, geschickt zwischen Beete und Bäume gesetzt. Für „Flores y Arte“, Blumen und Kunst, öffnen die Lindgens seit einigen Jahren Son Muda für ein Wochenende, dann kommen mehrere hundert Besucher.

Die grafische Matrix des Gartens wird überall aufgelockert durch legere Silhouetten von charaktervollen Echten Olivenbäumen (*Olea europaea*), ihren Verwandten in Wildform (*Olea silvestris*), Erdbeerbäumen (*Arbutus unedo*) mit herrlich glänzendem immergrünen Laub, nach Honig duftenden Blütenständen und roten Kugelfrüchtchen. Der Johannisbrotbaum (*Ceratonia siliqua*) bereichert mit bizarrem Wuchs und immergrünen glänzenden Blättern. Der breitkronige Seidenbaum (*Albizzia*) bezaubert mit filigranem, mimosenähnlichem Laub und rosafarbenen Blütenpuscheln, „aber Achtung, sehr invasiv!“. Die Lindgens favorisieren die Sorte 'Summer Chocolate' mit purpurrotem Laub, eine Ausnahme in der Grün-Weiß-Sinfonie.

Architektonische Elemente mit typisch mediterranem Flair sind breitkronige Phoenix-Palmen (*P. canariensis*). Geradezu theatralisch steht am Ende des Infinity-Pools ein Quartett aus Dattelpalmen (*P. dactylifera*), ihre Wedel spiegeln sich in der Wasserfläche. Eine exquisite Oase, der Traum vom Süden plus ein Quantum Hollywood.

Die Hoch-Zeit dieses eher puristischen Paradieses beginnt im April, dann wirft sich Son Muda in ein opulentes, rein weißes Gewand. Der Reigen startet mit einer Flut von Schwertlilien (*Iris germanica*), es folgen Brandkraut (*Phlomis*), das unkaputtbare und fast ganzjährig blühende Wandelröschen (*Lantana*), Calla, eine Armada von Schmucklilien (*Agapanthus*) begleitet als sanft wippende Bordüre die Rosmarin-Raster. Ein flirrender Sommertraum ist im Mai das überschwängliche Feld voller Prachtkerzen (*Gaura lindheimeri*), über dem Scharen von Schmetterlingen tänzeln. Romantik pur auch der Sitzplatz unter der Pergola mit duftenden, langen Blütentrauben einer Glyzinie. Und dann die Rosen. Auf Mallorca? „Aber ja, die mögen das Klima hier“, erklärt Hélène der staunenden Besucherin, „sie wurzeln tief, kommen gut mit dem verdichteten Boden klar, haben wenig Sternrußtau und keine Schädlinge“. Mehr als 1500 Exemplare in hundert Sorten berauschen, als Strauch-, Kletter- und Ramblerrosen, von 'Aspirin' und 'Road-Runner' über 'Glamis Castle' und 'Seagull' bis zu 'Alberic Barbier' und 'Bobby James', die als Girlanden-Duett eine Mauer rahmen.

Mauern setzen Akzente, gleichen Höhenunterschiede aus oder rahmen Beete, alle in dem warmen Farbton des hiesigen Marès-Kalksteins. Im hintersten Bereich wartet noch ein Clou: Geschützt von einer Formschnitthecke aus immergrünem Myoporum, geben sich in großem Kreis sommerblühende Stauden ein weiß-grünes Stelldichein. Auf dem Weg dorthin geht es an wogenden Gräsern vorbei und an einem Versuchsfeld mit salztoleranten Pflanzen, die möglichst komplett ohne Wasser gedeihen, wie Tamarinde, Pinie, Zistrose und diversen Salbei-Sorten.

Ganz ohne künstliche Beregnung geht es dennoch nicht. Ein ausgeklügeltes System von unterirdischer Tröpfchenbewässerung, Folie – auch gegen den invasiven Klee – und Schichten aus Kies und Ziegelsplitt hilft vielen Pflanzen in der Anfangsphase, doch immer mehr kann darauf verzichtet werden. Aus den Amateuren sind längst Profis geworden. Son Muda ist ihr Lebensmittelpunkt. Die Züricher haben hier ihr neues, zweites Leben begonnen, ihre Gartenbaufirma hat fünfzig Mitarbeiter. Neuen Kunden, die einen mediterranen Garten wünschen, versuchen Lindgens diplomatisch die „Dont's“ beizubringen: „Verzicht auf Lavendel – die Provence ist nicht auf Meeresebene – Pfingstrosen, Kamelien, Hortensien und Rasen!“ Mehr als alle Worte überzeugt dann meist ihr eigener Garten.

Die Eigentümer in Son Muda haben über die Jahre eine Abfolge diverser Gartenräume geschaffen, in denen Schönheit ebenso wichtig ist wie Ökologie und der schonende Umgang mit Ressourcen.

MEIN LIEBLINGSSTÜCK

BILD VON WEIHNACHTEN

VON VALERIE KOCH

Mein Verhältnis zu Weihnachten ist zwiespältig. Meine Eltern, beide konfessionslos, hatten im Umgang mit der daraus resultierenden Verlegenheit unterschiedliche Herangehensweisen. Meine Mutter buk köstliche Plätzchen. Mein Vater pflegte Geschäften nachzugehen oder einfach nur pokulierend die Adventszeit zu überstehen. Am 24. wurde ein Baum geschmückt und Schnee geschippt, ja, so die Utopie, eine Weihnachtsromantik hergestellt. Um 18 Uhr, wenn meine Mutter meinen Vater nötigte aus der Bibel vorzulesen, würde die Situation eskalieren. Meine Mutter würde ihn zurechtweisen, sich einmal im Jahr kompromissbereit zu zeigen, zumal die kultischen Handlungen der Christen ja nicht einmal Menschenopfer verlangten. Aha, würde mein Vater schreien, wo war denn dein Gott im Dritten Reich? Ich betete einfach nur den nächsten Tag herbei. Da feierte Oma Weihnachten wie bei Buddenbrooks und kochte Zunge, meine Leibspeise. Später, selbst Mutter, stand ich häufig fluchend nach Weihnachten vor der nadelnden Tanne. Einmal wollte ich mir die Mühe ersparen, die Nadeln einzeln einsammeln zu müssen und killte den noch gesunden Baum schon nach zwei Wochen. Zerschnitt und zerhackte das Monstrum und spürte mit jedem abgesägten Ast, wie sich Trauma um Trauma in schwitzende Aktivität auflöste. Als mein Sohn heimkam, sah er das sauber verpackte Massaker in Tüten und mich ekstatisch dazwischen. Das Jahr darauf bekam ich dieses Bild von ihm zu Weihnachten, das die Dialektik meines Dilemmas übersetzt, wie ich es nie in Worte fassen könnte.

Valerie Koch ist Schauspielerin.
Protokoll: Henrik Rampe

Eine Auswahl der Kolumnenbeiträge ist unter dem Titel „Mein Lieblingsstück“ bei Busse Seewald erschienen.

Fotos privat, Picture Alliance

WAS GIBT'S NEUES?

Solarpflicht in der Hauptstadt

Neubauten für Wohnen und Gewerbe in Berlin sollen künftig verpflichtend eine Solaranlage auf dem Dach haben. Ein entsprechendes Gesetz, das zum 1. Januar 2023 in Kraft treten soll, hat der rot-rot-grüne Senat am Dienstag auf den Weg gebracht. Eine Solarpflicht soll demnach auch für Bestandsbauten gelten, bei denen das Dach grundlegend saniert wird. Mit der Solarpflicht für Dächer steht Berlin in Deutschland nicht allein da. Auch andere Bundesländer wie Hamburg, Bayern, Baden-Württemberg oder Bremen verfolgen derartige Pläne. Nach Angaben von Wirtschaftssenatorin Ramona Pop (Grüne) sind Ausnahmen vorgesehen. Das betrifft etwa Gebäude mit weniger als 50 Quadratmeter Nutzfläche, Härtefälle oder Häuser, deren Dach ungeeignet für eine Solaranlage ist. Bei den Gebäuden, die unter die Solarpflicht fallen, müssen die Anlagen zur Gewinnung von Strom oder Wärme aus Sonnenlicht den Plänen zufolge mindestens 30 Prozent des Daches umfassen.

Das neue Gesetz ist Teil des schon im März verabschiedeten „Masterplans Solarcity“. Dieser zielt darauf ab, bis spätestens 2050 ein Viertel des Berliner Strombedarfs durch Solaranlagen zu decken. Eine Solaranlage für ein Einfamilienhaus beziffert die Wirtschaftssenatorin mit 7800 Euro, das sind im Durchschnitt rund drei Prozent der Gesamtkosten. Eine Anlage für ein Mehrfamilienhaus schlägt Pop zufolge mit 20 000 Euro zu Buche, was die Baukosten um ein Prozent verteuere. *dpa*

„Meine Ohren, die sausen und brausen“

Ludwig van Beethoven plagte nicht nur sein schwindendes Gehör. Der große Komponist war auch sonst ein schwerkranker Mann.

Von Johanna Kuroczik

O ihr Menschen die ihr mich für feindselig störrisch oder misanthropisch haltet oder erkläret, wie Unrecht tut ihr mir, ihr wißt nicht die geheime Ursache … bedenket nur, daß seit 6 Jahren ein heilloser Zustand mich befallen.“ Eigentlich sollte sich Ludwig van Beethoven in Heiligenstadt bei Wien im April 1802 erholen, als er diese Zeilen schrieb. Es ist der Anfang seines „Heiligenstädter Testaments“, das der 32-Jährige an seine Brüder adressierte, aber nie abschickte. Sein Arzt hatte ihm einen Aufenthalt auf dem Lande nahegelegt, doch trieb sein „heilloser Zustand“ ihn auch hier in die Verzweiflung: „Welche Demüthigung, wenn jemand neben mir stund und von weitem eine Flöte hörte und ich nichts hörte.“

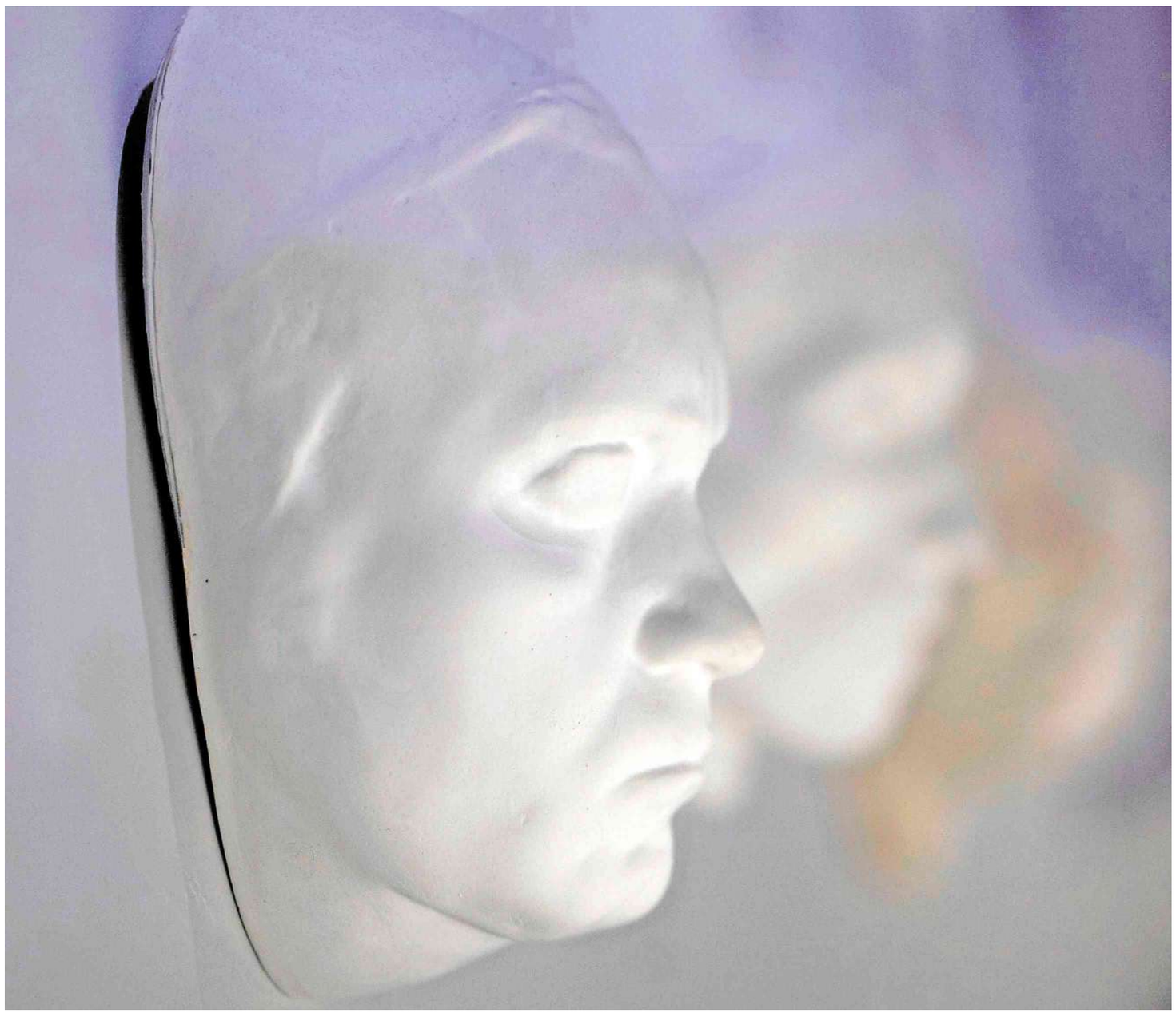
Beethovens Ertaubung ist nicht das einzige, aber das bekannteste seiner Gebrechen, die Mediziner und Historiker bis heute zu ergründen versuchen: Warum verlor er sein Gehör? Woher kamen die Unterleibsschmerzen? Litt er an der Syphilis, trieb ihn der Alkohol in den Tod? Besonders in diesem Jahr wird darüber wieder diskutiert, denn sein Tauftag, der 17. Dezember 1770 in Bonn, jährt sich zum 250. Mal. Sein genaues Geburtsdatum ist nicht bekannt, dafür weiß man über seine Krankengeschichte umso mehr. Aus zahlreichen Briefen an Freunde und Ärzte, zeitgenössischen Notizen, den Konversationsheften, mittels deren sich der taube Musiker am Ende unterhielt.

„Meine Ohren, die sausen und brausen Tag und Nacht fort … Die hohen Töne von Instrumenten, Singstimmen höre ich nicht; … und doch sobald jemand schreit, ist es mir unausstehlich“, schreibt Beethoven im Juni 1801 in einem Brief an seinen Jugendfreund, den Arzt Franz Wegeler. Es gilt als erstes zeitgenössisches Zeugnis von Beethovens Gehörproblem und gibt schon erste medizinische Aufschlüsse: Das „Sausen“ würde man heute als Tinnitus bezeichnen, außerdem fällt eine beginnende Hochtonschwerhörigkeit auf, bei gleichzeitiger Lärmempfindlichkeit. Das spricht gegen einen Hörsturz oder eine Infektion, die das Gehör eher plötzlich betroffen hätte. Beethovens Taubheit begann offenbar im 27. Lebensjahr auf dem linken Ohr und schritt langsam voran. Nach einer Verschlechterung 1802 scheint sein Hörvermögen für zehn Jahre stagniert zu haben, von seinem 48. Lebensjahr an war er dann aber wohl völlig taub. Davon zeugen rund 400 Konversationshefte, in die seine Besucher ihre Fragen schrieben, 139 davon sind überliefert.

Aber warum verlor Ludwig van Beethoven sein Gehör? Verschiedene Diagnosen wurden hier schon vorgeschlagen, darunter Infektionskrankheiten wie Syphilis oder der Morbus Paget, bei dem die Knochen des Schädels verdicken. Favorisiert wurde lange die Otosklerose. Wenn Schall in einem gesunden Gehör auf das Trommelfell am Ende des Gehörgangs trifft, versetzt er im dahinterliegenden Mittelohr winzige Gehörknöchelchen in Schwingungen, die auf das Innenohr übertragen werden. Dort befindet sich die sogenannte Cochlea, die Gehörschnecke, in der die sogenannten Haarzellen elektrische Impulse auslösen und über den Hörnerv an das Gehirn weitergeben. Dieser Prozess dauert nur wenige Hundertstel Sekunden, das Ohr ist unser schnellstes Sinnesorgan und wohl auch das empfindlichste. Bei der Otosklerose sind nun jene Gehörknöchelchen betroffen. Sie versteifen sich durch neues Knochenmaterial. Heute lässt sich der Prozess mit einer Operation aufhalten, bei der ein Knöchelchen durch eine Prothese ersetzt wird. Allerdings tritt Otosklerose selten in beiden Ohren auf und führt nicht zwangsläufig zu völligem Gehörverlust. Was hatte Beethoven stattdessen?

Am Universitätsklinikum seiner Heimatstadt Bonn wurde Mitte Oktober ein Symposion abgehalten, das sich dem Komponisten aus medizinischer Sicht näherte. In dem begleitenden Buch „Ludwig van Beethoven: der Gehörte und der Gehörlose“ schließen Mediziner aus allen Indizien auf eine fortschreitende Innenohrschwerhörigkeit als wahrscheinlichste Ursache für Beethovens Ertauben. Bei diesem Leiden fallen aus noch ungeklärten Gründen die Sinneszellen im Innenohr aus, und zwar beginnend mit denen, welche für hohe Töne zuständig sind. Dies würde zu Beethovens Schilderung passen, dass ihm als Erstes hohe Singstimmen abhandenkamen. „Eine endgültige Klarheit wird man nie erreichen“, sagt der HNO-Arzt Bernhard Richter, der das Freiburger Institut für Musikermedizin leitet und auch das Symposion in Bonn organisiert hat. Denn die entscheidenden Knochen des Schädels Beethovens, erklärt Richter, die sogenannten Felsenbeine, in denen sich die Gehörschnecke befindet, können leider nicht mehr untersucht werden.

Beethoven wurde am Tag nach seinem Tod, dem 26. März 1827, obduziert und danach sogar zweimal aus dem Grab geholt und untersucht, zuletzt rund sechzig Jahre nach seinem Ableben. Zwar wusste man damals erst wenig über die Funktionsweise des Gehörs, doch schon der erste Sektionsarzt, Johann Wagner, interessierte sich für das Gehör des berühmten Musikers und hielt im Obduktionsbericht fest, die Blutgefäße seien besonders groß gewesen, die Schädelknochen außergewöhnlich dick und der Hörnerv verödet. Die Felsenbeine, also die das Ohrinnere umhüllenden Knochenpartien des Schädels, wurden ausgesägt „und mitgenommen“. Sie sind heute verschollen.



Als diese Lebendmaske im Jahr 1812 entstand, war Beethoven 42 und noch nicht völlig taub. Zehn Jahre zuvor hatte er sich körperlich so schlecht gefühlt, dass er sich mit Suizidgedanken trug. Die Maske ist zusammen mit seiner Totenmaske aus dem Jahr 1827, dahinter hängend, momentan in einer Sonderausstellung im Bestattungsmuseum am Wiener Zentralfriedhof zu sehen. Foto AFP

Damals gab es allerdings kaum Untersuchungsmöglichkeiten. Heute können Pathologen, die sich etwa mit historischen Leichen beschäftigen, auf Präzisionsmikroskope und Computertomographen zurückgreifen. Im Labor ließen sich gegebenenfalls DNA-Reste von Bakterien wie *Treponema pallidum ssp. pallidum* nachweisen, dem Erreger der Syphilis. Diese zumeist sexuell übertragene Krankheit wurde vielen bekannten Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts nachgesagt, doch finden sich bei Beethoven keine Hinweise darauf.

Dafür ist viel darüber bekannt, was der Komponist gegen sein Leiden unternahm. Er gab viel Geld für vermeintliche Therapien aus und zog von einem Arzt zum anderen. Auf ihr Geheiß trank er Tees, nahm lauwarme Donaubäder, stopfte sich Baumwolle mit Mandelöl oder Meerrettich ins Ohr, ließ sich hautreizende Pflaster aufkleben und schreckte selbst vor der „galvanischen Behandlung“ nicht zurück, bei der man ihm Drähte in die Ohren legte und mit Stromstößen malträtierte. Natürlich half das alles nichts, und so war Beethoven auf Hörrohre angewiesen, die ihm der berühmte Mechaniker und Erfinder des Metronoms Johann Nepomuk Mälzel fertigte: Metallene Tuben mit suppenkellenförmigen Aufsätzen. An seinem Flügel war ein Holzstab befestigt, den sich Beethoven zwischen die Zähne klemmte, um so zumindest die Vibrationen der Musik zu spüren. Dass Beethoven sich seiner Taubheit so schämte, lag nicht nur an seinem Beruf: Im 19. Jahrhundert galten Taube als dumm und lächerlich, so dass allerlei dezente Hörhilfen kursierten, bei Männern zum Beispiel als Gehstock getarnt, bei Damen als Fächer. Heute würde man Beethoven mit einem Cochlea-Implantat versorgen, einem Soundprozessor, der hinter dem Ohr getragen wird und akustische Signale auf eine unter die Haut implantierte Elektrik überträgt. Diese leitet die Signale direkt in die Gehörschnecke weiter und damit an den Hörnerv. Dem natürlichen Gehör kommt ein solches Implantat jedoch nicht gleich, an allen Feinheiten seiner Musik hätte sich Beethoven damit nicht erfreuen können.

Am Komponieren hat Beethoven auch der komplette Gehörverlust nicht gehindert. Einige seiner berühmtesten Werke – die Missa solemnis, seine späten Streichquartette und natürlich die neunte Symphonie – hat er selbst nie gehört. Für Musikwissenschaftler ist das keine große Überraschung: Beethoven verfügte über ein absolutes Gehör und konnte sich die Töne vorstellen. „Durch seine anderen Leiden war er in seiner Kompositionfähigkeit wohl viel häufiger eingeschränkt“, vermutet Bernhard Richter.

Das Genie war auch sonst ein kranker Mensch. Als Kind hatte er die Pocken, die sein Gesicht mit Narben überzogen haben, und er litt zeit seines Lebens unter Koliken und Durchfällen. Über sein unheilbares Unterleibsleiden klagte er in vielen Briefen. Heute würde man wohl von einem Reizdarmsyndrom sprechen. Auch quälten ihn eitrige Fingerentzündungen und Augenleiden. Und schon 1821 berichtete er von einer Gelbsucht, was auf eine Leberentzündung hindeutet. An einem Leberversagen ist Beethoven dann schließlich gestorben. Dafür sind punktförmige Einblutungen in der Haut typisch, sogenannte Petechien, mit denen sein Körper laut Obduktionsbericht übersät war. Darin wird seine Leber als verschrumpelt beschrieben und der Bauch als „ungemein wassersüchtig aufgetrieben“. Die Flüssigkeit, die sich, bedingt durch die Leberzirrhose, in seiner Bauchhöhle sammelte, wurde in den Tagen vor seinem Tod viermal abgelassen. Es waren jedes Mal mehr als zehn Liter. Beethovens Alkoholkonsum hat dafür sicherlich eine entscheidende Rolle gespielt. Zwar stammt er aus einer Familie von Trinkern, sein Vater war dafür bekannt, und seine Großmutter wurde wegen ihrer Trunksucht gar ins Kloster gesteckt. Beethoven selbst war aber wohl eher ein Genusstrinker als der schwere Alkoholiker, als der er heute manchmal hingestellt wird. Weinkonsum in Größenordnungen von einer Flasche pro Tag und mehr waren damals ohnehin üblich, Goethe etwa langte ähnlich zu.

Dem chronisch kranken Beethoven untersagten die Ärzte den Alkohol, doch war er keinesfalls ein folgsamer Patient. Noch wenige Wochen vor seinem Ableben schrieb er einen dringenden Brief nach Mainz: „Nun komme ich aber mit einer sehr bedeutenden Bitte. Mein Arzt verordnet mir, sehr guten alten Rheinwein zu trinken … Wenn ich also eine kleine Anzahl Bouteillen erhielt …“ Sicher hatte ihm sein Arzt keinen Wein verschrieben, vielmehr wusste dieser wohl um Beethovens unaufhaltsames Ende – und ließ ihn gewähren. Noch am Sterbebett fragten ihn Besucher per Konversationsheft, ob er auch genügend Wein habe. Heute hätte ihm theoretisch eine Lebertransplantation helfen können, die aber zugleich einen gewissen Verzicht auf Alkohol bedeuten würde. Aber es war nicht die Liebe zum Wein gewesen, der Beethoven trotz seiner stets üblen Gesundheit im Leben hielt. „Es fehlte wenig, und ich endigte selbst mein Leben“, schreibt er im Heiligenstädter Testament, „nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück, ach es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte, und so friste ich dieses elende Leben.“

Siehe auch Feuilleton, Seite 44

Terminus ante quem

VON ULF VON RAUCHHAUPT

Nun droht das Jahr 2020 nicht nur in die Geschichtsbücher einzugehen, sondern auch in die der Erdgeschichte. Soeben erschien in *Nature* eine Studie israelischer Wissenschaftler, derzufolge in just diesem Jahr die „anthropogene Masse“, also das Gesamtgewicht aller von Menschen produzierten und in Gebrauch befindlichen Dinge, das der globalen Biomasse überschritten hat – sofern man die jeweilige Trockensubstanz vergleicht und unter dem kritischen Zeitpunkt den Mittelpunkt des zwölf Jahre breiten Fehlerbalkens versteht. Das meiste dieses Menschenwerks besteht freilich nicht aus prozessierter Biosphäre, sondern aus Beton und aufgeschüttetem Sediment. Doch allein in unseren Häusern und Infrastrukturen steckt mehr Material als in sämtlichen Bäumen und Büschen, und unser gesamtes Plastik wiegt das Doppelte aller Haus-, Nutz- und Wildtiere an Land und im Meer.

In der Frage nach dem Anthropozän, also dem Zeitalter, mit dem der Mensch ein geologischer Faktor wurde, wäre 2020 damit der „Terminus ante quem“, der Zeitpunkt, bevor es passiert sein muss. Es ist verführerisch, den eigentlichen Beginn des Anthropozäns nicht lange davor festzusetzen, etwa in die Zeit der besonders hohen Steigerungsraten der anthropogenen Masse zwischen dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Ölkrise von 1973. Doch die Gründe, warum es dazu kommen musste, sind lange vorher gelegt worden, wohl bereits in der frühen Neuzeit. Wir Heutigen sind Verursacher, aber keine Schuldigen – was nicht bedeutet, dass wir nicht zum Versuch des Gegensteuerns verpflichtet wären.

WOCHENSCHAU

Zweierlei Schwachstellen

Während Kriminelle es fertigbrachten, die Europäische Arzneimittelbehörde EMA virtuell zu attackieren, um Informationen über den neuen Covid-19-Impfstoff von Biontech und Pfizer abzugreifen, legen amerikanische Forscher eine wichtige Schwachstelle des Erregers offen. In *Cell* berichtet ein Team, warum sich Transmembran-Protein 41 B als Angriffspunkt für einen Wirkstoff eignen könnte, um Sars-CoV-2 lahmzulegen. Dieses hilft offenbar einer ganzen Reihe von Viren, ihre Hülle zu formen – ist es ausgeschaltet, stoppt deren Vermehrung. Das ließ sich an Zellen testen, die man mittels Crispr veränderte, dann infizierte. Dabei fiel nicht nur „TMEM41B“ als Medikamentenziel auf oder der Einfluss bestimmter Mutationen, sondern es zeigten sich 127 weitere molekulare Eigenheiten der Coronaviren.

Weiterer Ansatz

Die Suche nach einer Covid-19-Therapie treibt auch Kenneth Baillie und seine Kollegen an der University of Edinburgh an. In *Nature* berichten sie über Genanalysen von 2244 britischen Patienten, die auf Intensivstationen behandelt werden mussten. Im Vergleich der Daten zeigte sich, welche körpereigenen Abwehrkräfte für schwere Verläufe eine Rolle spielen. Und zwei dieser Kandidaten, TYK2 und CCR2, seien bereits das Ziel von Arzneimitteln zur Behandlung einer rheumatoiden Arthritis, die möglicherweise auch bei Covid-19 helfen könnten.

In Zeiten der Trauer

All jenen, die damit hadern, dass sie ein paar Erbinformationen der Neandertaler erbten, mag es vielleicht ein Trost sein, dass auch diese Menschengruppe ihre Toten ehrte und bestattete. Neue Belege präsentieren Archäologen aktuell in den *Scientific Reports*, nachdem sie die Überreste eines Kindes genauer untersucht haben, das in der Dordogne vor rund 41 000 Jahren in ein Grab gelegt wurde. Gerade mal zwei, als es starb.

Von Viren, Flucht und Leberkrebs

Die Geschichte einer Seuche – oder wie Ägypten den Kampf gegen Hepatitis C fast verlor und heute ein Vorbild ist.

Von Kai Kupferschmidt und Laura Salm-Reifferscheidt

Illustration: Julia Osko und Eugen Schulz

Manche Viren haben sich längst ausgebreitet, ehe Forscher ihnen auf die Spur kommen, dann wirkt ihre Entdeckung, als hätte man das Licht angeknipst. Plötzlich wird das riesige Ausmaß sichtbar.

Weder A noch B

Manche Viren werden so früh entdeckt, dass man ihnen zuschauen kann, wie sie sich verbreiten. So war es bei Sars-CoV-2. Andere Viren haben sich im Dunklen längst ausgebreitet, ehe Forscher ihnen auf die Spur kommen, dann wirkt ihre Entdeckung so, als hätte man das Licht angeknipst. Plötzlich wird das riesige Ausmaß sichtbar, wie bei Hepatitis C. Mediziner wussten seit langem, dass es neben Hepatitis A und Hepatitis B noch einen weiteren Erreger geben musste, der die Leber angreift. Selbst wenn die Blutproben bei Transfusionen keines der beiden bekannten Viren aufwiesen, entwickelten manche Patienten trotzdem eine Leberkrankheit. Das hatte der amerikanische Transfusionsmediziner und Virologe Harvey Alter in den 1970er Jahren nachgewiesen. Der Erreger dieser „Nicht-A-Nicht-B-Hepatitis“ ließ sich im Labor aber nicht züchten. 1989 gelang es dem britischen Biochemiker Michael Houghton zumindest, das Virus nachzuweisen. Gemeinsam mit dem Virologen Charles M. Rice bekamen Alter und Houghton für ihre Arbeit nun 2020 den Nobelpreis für Medizin verliehen.

Mit der Entdeckung von „C“ gewinnt auch diese Geschichte an Dramatik. Nun konnten Ärzte auf der ganzen Welt ihre Patienten auf dieses Virus hin untersuchen, darunter die Kinderärztin Manal El-Sayed in Kairo. In ihrer Doktorarbeit widmete sie sich der Frage, wie häufig sich Kinder in Ägypten mit dem Erreger infizierten. El-Sayed stellte 1990 fest, dass knapp neunzig Prozent der jungen Patienten, die oft Bluttransfusionen erhielten, Antikörper gegen das Virus hatten. Ihre Kollegen suchten bei Erwachsenen und fanden ähnlich schockierende Zahlen. In anderen Ländern wurde das Virus ebenfalls gefunden, aber nirgendwo war es so weit verbreitet wie in Ägypten: Fast jeder Sechste zeigte die Spuren einer Infektion. „Es wurde immer klarer, dass wir ein ganz besonderes Problem hatten“, sagt El-Sayed. Etwa ein Drittel der Infizierten wird das Hepatitis-C-Virus innerhalb weniger Monate wieder los; ihr Immunsystem besiegt den Eindringling, außer typischen Antikörpern bleibt nichts zurück. Aber bei zwei Dritteln bleibt das Virus dauerhaft in der Leber. Die chronische Infektion zerstört über Jahre und Jahrzehnte das Organ, es drohen Leberzirrhose und Krebs. Die Prognosen für Ägypten seien damals schockierend gewesen, sagt El-Sayed. „Die Modelle zeigten, dass wir die höchste Rate an Toten durch Leberkrebs auf der Welt haben würden.“ Eine Infektionskrankheit war zur Geschichte eines ganzen Landes geworden. „Jeder konnte von einem Onkel, einer Tante, einem Bruder, einem Vater erzählen, der Hepatitis C hatte oder daran gestorben war“, erzählt El-Sayed am Telefon. Die Patienten wussten, was ihnen bevorstand. Selbst eine Lebertransplantation konnte das Leid nur verzögern, das Virus befiel auch das neue Organ.

Hinzu kam das Stigma. El-Sayed erinnert sich an die Tochter einer Freundin. Während einer Operation war das Mädchen mit Hepatitis C infiziert worden. „Ihre Klassenkameraden haben sie nicht mehr besucht, nicht mehr mit ihr gesprochen. Sie war am Boden zerstört.“ Und über allem hing die Frage: Warum ausgerechnet Ägypten, warum war dieses Land so schwer betroffen?

Der Wurm und das Virus

Im Jahr 1996 arbeitete Christina Frank als Praktikantin bei der Weltgesundheitsorganisation in Genf. Die Geographiestudentin sollte dort für ihre Diplomarbeit einen Verdacht überprüfen: War das Hepatitis-C-Virus in Ägypten verbreitet worden bei dem Versuch, die Bilharziose zu bekämpfen? Diese Krankheit, auch Schistosomiasis genannt, wird durch einen Saugwurm verursacht, der die Menschen entlang des Nils schon seit der Zeit der Pharaonen plagt. Der Parasit kann Jahrzehnte in den Blutgefäßen eines Menschen leben, ihn schwächen und seine Organe schädigen. Um die Bilharziose einzudämmen, wurden die Ägypter in den sechziger Jahren reihenweise mit dem Medikament Brechweinstein behandelt; das Mittel wurde injiziert. Im Bilharziose-Archiv, das die WHO in Genf unterhielt, wollte Frank herausfinden, ob sich Hepatitis C dadurch ausbreiten konnte. In einem kleinen, staubigen Raum lagerten die Unterlagen. „Da hatte seit Jahren keiner angefasst“, erinnert sich Frank, die mittlerweile als Epidemiologin am Robert Koch-Institut in Berlin arbeitet. „Man hat mir einfach gesagt: Schau mal, ob da was Interessantes für dich drin ist.“

Aus den detaillierten Berichten, die Frank vorfand, ließ sich ein Bild von der Massenbehandlung in Ägypten zeichnen: Das Medikament wurde morgens in einem großen Eimer angerührt und den Menschen dann nacheinander injiziert. Es wurden wenige Spritzen verwendet, die zwischendurch nur ein, zwei Minuten ausgekocht wurden. Das reichte vermutlich nicht, um das Virus in jedem Fall unschädlich zu machen, und eine einzige verseuchte Spritze konnte den ganzen Mix im Eimer kontaminieren. Auf diese Weise ließ sich das Virus in einer Dorfgemeinschaft, wo zu Beginn der Injektionen vielleicht nur einer von Hepatitis C betroffen gewesen war, wohl sehr schnell auf all die anderen übertragen. Das Ergebnis ihrer Studie hat Frank im März 2000 im Fachblatt *The Lancet* veröffentlicht, und darin führt sie mit ihren Kollegen weitere Indizien für ihre These auf, etwa dass in Gegenden, wo die Reihenbehandlung mit Brechweinstein früher stoppte, das Virus seltener war. Das Rätsel, wie Ägypten ungeahnt zum Hotspot der Hepatitis-C-Pandemie werden konnte, war damit gelöst. Nun galt es, das Problem in den Griff zu kriegen.

Zur Jahrtausendwende suchten auf der ganzen Welt Forscher nach neuen Therapien gegen Hepatitis C. Darunter auch Raymond Schinazi. Der Junge, der mit seiner Familie aus Ägypten geflohen war, hatte in England die Schule beendet, danach in Bath Chemie studiert und war von dort schließlich an die amerikanische Yale-Universität gewechselt, wo er unter dem renommierten Pharmakologen William Prusoff arbeitete. Prusoff hatte in den fünfziger Jahren Idoxuridin entdeckt, ein Medikament, das bis heute gegen Herpesviren zum Einsatz kommt. Zuvor galten antivirale Medikamente als unmöglich: Man glaubte, dass sich Viren nicht gezielt angreifen lassen, ohne zugleich die Zellen, die sie infiziert hatten, zu schädigen. Idoxuridin war der Gegenbeweis.

Die Kunst des Kopierens

Menschliche Zellen und Viren vervielfältigen ihr Erbgut, indem sie winzige Bausteine, sogenannte Nukleotide, zu einer Kette aus Erbinformationen aneinanderreihen. Idoxuridin ist dem Vorläufer einer dieser Bausteine zum Verwechseln ähnlich; in die Kette eingebaut, blockiert der Wirkstoff den Prozess – der Kopiervorgang wird abgebrochen. Weil das Herpesvirus seine eigene Kopiermaschinerie mitbringt und diese für Idoxuridin weitaus anfälliger ist, gelingt der Coup: Der Wirkstoff hemmt so zwar das Virus, aber nicht die infizierte Zelle. Als Nukleosidanaloga sind solche Medikamente bekannt, und Raymond Schinazi baute eine phänomenale Karriere auf diese Form der Virustherapie auf, die er in Prusoffs Labor kennenlernte. So war Schinazi an der Entwicklung von gleich drei verschiedenen Aids-Medikamenten beteiligt. Der Verkauf von einem, Emtricitabin, brachte der Emory-Universität in Atlanta, an der Schinazi inzwischen forscht, 2005 mehr als eine halbe Milliarde Dollar ein; 71 Millionen Dollar gingen an den Chemiker. Laut Schätzungen haben mehr als neunzig Prozent der Patienten, die wegen einer HIV-Infektion behandelt wurden oder werden, wenigstens eine der Substanzen eingenommen, die Schinazi auf den Weg brachte. Theoretisch sollte die gleiche Strategie auch bei Hepatitis C funktionieren. Allerdings wollte es den Forschern nicht gelingen, die RNA-Viren im Labor zu züchten, um potentielle Medikamente zu testen. „Wir haben das jahrelang versucht, mit allen möglichen Tricks“, sagt der Virologe Ralf Bartenschlager, der jetzt die Abteilung für „Molekulare Virologie“ am Universitätsklinikum in Heidelberg leitet. Dann hatte er einen Verdacht: Was, wenn das Virus aus den Blutproben von Patienten doch einige wenige Zellen infizierte, aber so wenige, dass die Forscher das bei den Millionen von Zellen in einer Petrischale einfach übersahen?

Um das zu prüfen, veränderten Bartenschlager und seine Kollegen Hepatitis-C-Viren, fügten ein Gen ein, das infizierte Zellen gegen ein Gift resistent machen würde. Daraufhin gaben sie die Erreger in eine Petrischale mit Zellen und mischten das Gift unter. Tatsächlich überlebten einige Zellen, offenbar mit dem veränderten Virus infiziert, das sie schützte. „Bei zehn Millionen Zellen haben wir so zehn Zellen gefunden, in denen sich das Virus vermehrt hat“, erklärt Bartenschlager. „Das wäre normalerweise völlig untergegangen.“ Diese Arbeit, 1999 publiziert, markiert einen Wendepunkt für die weltweite Suche nach Therapeutika. Auch für Schinazi, der nun die Strategie, die erfolgreich gegen HIV wirkte, gegen das Hepatitis-C-Virus richten konnte. Die von ihm 1998 gegründete Firma Pharmasset widmete sich gezielt diesem Problem, für das es lange nur eine schlechte Lösung gab.

Eine furchtbare Therapie

Das Ergebnis seiner Vorsorgeuntersuchung traf Hany Tawfik 2010 unvermittelt. Der damals 60-Jährige fühlte sich gesund, doch ein Bluttest zeigte, dass er mit dem Hepatitis-C-Virus infiziert war, die Leber bereits angegriffen. Der Ökonom aus Kairo begann mit der einzigen Behandlung, die es gab, einer langwierigen Kombinationstherapie mit Interferon, einem Botenstoff des Immunsystems, das sich dadurch stärker gegen Viren wehrt. Ein Jahr lang sollte Tawfik jede Woche eine Injektion erhalten; die Ärzte warnten ihn vor den Nebenwirkungen: grippeähnliche Symptome, starke Knochenschmerzen, Magen-Darm-Beschwerden, Haarausfall und Depression. Innerhalb nur weniger Wochen verlor Tawfik 15 Kilogramm, auch er litt unter der Therapie. „Wenn ich auf die Straße ging, musste ich mich nach drei, vier Schritten auf den Bürgersteig setzen“, sagt er, jetzt ein prominenter Zeuge für diese Geschichte Ägyptens. Bis heute hat Tawfik Schmerzen in den Füßen, ein Langzeiteffekt des Interferons.

„Es war ein furchtbares Medikament“, sagt die Kinderärztin El-Sayed. Wer bereits eine fortgeschrittene Lebererkrankung, Diabetes oder eine andere chronische Krankheit hatte, durfte das Medikament nicht bekommen. Die Gefahr, dass sich der Zustand verschlechterte, war zu groß. Und Interferon zudem teuer. Doch so schlecht das Medikament war, es gab keine Alternative, und Ägypten versuchte, so viele Menschen wie möglich damit zu behandeln. 2006 war ein nationales Komitee zur Bekämpfung der Hepatitis gegründet worden. Günstigere Preise für die Therapie wurden ausgehandelt, ein landesweites Netzwerk mit rund fünfzig Leber-Zentren aufgebaut. In einer zentralen Datenbank wurden alle Infizierten und deren Behandlungsstand erfasst. El-Sayed, Mitgründerin des Komitees, ist stolz auf das, was damals mit wenigen Mitteln erreicht wurde: 350 000 Patienten habe man behandelt. Der in Ägypten verbreitete Genotyp 4 des Erregers reagiert allerdings sehr schlecht auf Interferon. Nur jeder zweite Patient konnte damit geheilt werden, bei den anderen hielt sich das Virus hartnäckig in der Leber.

Hany Tawfik schien die Interferon-Therapie zu helfen. Als er nach nur drei Monaten negativ auf das Virus getestet wurde, sagte ihm sein Arzt, er könne vorzeitig abbrechen. Ein Fehler. Kurze Zeit später kam das Virus zurück. „Ich war zu schwach und hoffnungslos, noch mal ganz von vorne zu beginnen“, sagt Tawfik. Er erinnert sich aber noch gut an den Moment, als im Februar 2014 im Fernsehen die Nachricht verbreitet wurde, dass ein General des ägyptischen Militärs eine Lösung für die Hepatitis-C-Epidemie gefunden hatte. Jahrelang wollte Ibrahim Abdel Ati, so hieß jener General, an zwei Geräten getüftelt haben, die nun auf einer Pressekonferenz vorgestellt wurden. Das eine erinnerte an den Griff eines altmodischen Handmixers mit einer freischwingenden Antenne. Mit Hilfe von elektromagnetischen Wellen könne es über Hunderte Meter hinweg feststellen, ob ein Mensch mit Hepatitis C infiziert sei, hieß es dazu im Fernsehen.

Verblüffend ähnliche Versionen hatten schon Jahrzehnte vorher für Aufmerksamkeit gesorgt. In den Neunzigern feierte das harmlose Gadget in den Vereinigten Staaten als „Gopher – The Amazing Golf Ball Finder“ Premiere, es sollte beim Aufspüren verlorener Golfbälle helfen. Seitdem ist das Gerät immer wieder aufgetaucht. Als vermeintliche Drogen-, Menschen- und Bomben-Detektoren wurden Varianten davon von Betrügern für Tausende Euro pro Stück in Kriegs- und Krisengebiete verkauft. Im Jahr 2020 wurde es in Iran vorgestellt, um Patienten mit Sars-CoV-2 zu identifizieren.

Preis der Hoffnung

Noch kurioser als sein „Gopher“ war die zweite Erfindung des Generals. Mit einer Art Dialysemaschine behauptete er, Hepatitis C, Aids und andere Krankheiten innerhalb von Stunden heilen zu können. Dafür sollte das Blut des Patienten durch den Apparat geschleust, dort das Virus zerstört und als Nährstoff in den Körper zurückgeleitet werden. Es sei, sagte der General, als würde man Patienten Köfte, also Hackfleischbällchen, zum Essen geben. Auf Twitter sorgte die Geschichte unter dem Hashtag „Kofgate“ für Trubel, auch Hany Tawfik machte sich darüber lustig. Die Militärregierung schien trotzdem hinter den dubiosen Erfindungen zu stehen, der General tingelte durch die Talkshows der großen Sender, erklärte seine „Erfindungen“, vermeintlich geheilte Probanden kamen zu Wort. Nur wenige Wissenschafler und Ärzte trauten sich, öffentlich Kritik zu üben. Hepatitis-C-Patienten seien so verzweifelt gewesen, dass sie sich eben an die abwegigste Hoffnung klammerten, sagt der Wissenschaftsjournalist Mohammed Yahia. Er berichtete über die Ereignisse rings um „koftagate“ in seinem Heimatland. Einige fielen auf Betrüger rein, die gegen Geld eine rasche Behandlung mit dem neuen Wundergerät versprachen. Yahia hat bei seinen Recherchen sehr arme Leute getroffen, die bereit waren, alles zu verkaufen, nur um auf diese Behandlungslinie zu kommen. Andere haben ihre langwierige Interferon-Behandlung abgebrochen, da nun eine vermeintlich schnelle Heilung greifbar schien. „Es war Propaganda für das Militär“, sagt Tawfik. Als irgendwann klar wurde, dass der General keinen Hepatitis-Patienten heilen würde, wendete sich das Militär von ihm ab, und so plötzlich wie Abdel Ati mit seinen Geräten aufgetaucht war, so plötzlich verschwand er aus der Öffentlichkeit. Doch aus Amerika drängte ein echtes Wundermittel auf den Markt.

Ralf Bartenschlagers Arbeit, für die er 2016 gemeinsam mit Michael Sofia und Charles Rice einen Lasker Award erhielt, hatte es den Forschern von Pharmasset ermöglicht, rasch Fortschritte zu machen. 2005 hatten sie ein hoffnungsvolles Nukleosidanalogon gefunden, durch das sich die Vermehrung des Hepatitis-C-Virus hemmen ließ. Im Labor. Die Substanz wurde im Körper jedoch rasch vom Stoffwechsel abgebaut und inaktiv. Das lässt sich zwar verhindern, indem man dem Molekül noch eine Phosphatgruppe anhängt, was in den Körperzellen ohnehin passiert, aber so nehmen die es nicht auf. „Wir hatten den Sprengstoff gefunden, der das Virus hochjagen würde“, beschreibt es Schinazi. „Die Frage war, wie man den Sprengstoff ans Ziel bekommt.“

Eine Lösung des Problems fiel dem Chemiker Michael Sofia ein. Er fügte dem Molekül nicht nur eine Phosphatgruppe hinzu, sondern wie zur Tarnung noch ein weiteres Anhängsel. Durch dieses gelangte der Arzneistoff in Zellen, wo es wieder abgebaut wurde, so dass die Substanz aktiv werden – und das Hepatitis-C-Virus mitsamt der Kopiermaschine lahmlegen konnte. Wie sich herausstellte, waren die für eine Aktivierung notwendigen Proteine vor allem in der Leber vorhanden. Der Sprengstoff wurde nur dort scharf gemacht, wo er gebraucht wurde, laut Schinazi das perfekte Medikament: „Wir haben es Perfectovir genannt.“

Die perfekte Pille?

Am Ende wurde daraus „Sofosbuvir“, zu Ehren von Sofia. 2010 erhielten es die ersten Menschen in einer klinischen Studie. Die Ergebnisse waren so vielversprechend, dass der Pharmariese Gilead die Firma Pharmasset bald darauf für mehr als elf Milliarden Dollar kaufte; rund 400 Millionen davon erhielt Schinazi. Am 6. Dezember 2013 wurde Sofosbuvir in den Vereinigten Staaten zugelassen. Patienten, die unter Hepatitis C litten, stand nun erstmals eine Therapie ohne Interferon zur Verfügung. Perfekt war diese Pille allerdings nicht in jeder Hinsicht, denn sie war unglaublich teuer. In den Vereinigten Staaten kostete die zwölfwöchige Behandlung mit Sofosbuvir 84 000 Dollar, pro Pille also 1000 Dollar. Der enorme Preis entfachte weltweit eine heftige Diskussion. Gilead rechtfertigt es mit dem Wert der Innovation und dem potentiellen Nutzen für Patienten und Gesundheitssysteme. „Ein wirksames Heilmittel für die Mehrheit von Menschen mit Hepatitis C sollte dramatische Auswirkungen auf die Leberkrebsrate und den Bedarf an Lebertransplantationen betroffener Gruppen haben“, teilt Gilead mit. Folge man dieser Preissetzung, könne ein Hepatitis-C-Medikament genauso viel kosten wie eine Lebertransplantation, kommentiert das Marco Alves, Koordinator der Medikamentenkampagne von „Ärzte ohne Grenzen“ in Deutschland. Das wäre etwa eine halbe Million Euro. „Das führt die ganze Debatte um Preise ad absurdum, weil wir dann anfangen müssten, auch einen Airbag neu zu bewerten“, sagt Alves. Der ist günstig zu produzieren, kann aber Menschenleben retten.

Für die wenigsten Patienten in Ägypten war diese Summe bezahlbar. Eine flächendeckende Behandlung damit konnte sich auch die Regierung nicht leisten. Dennoch war das Land für den Pharmakonzern attraktiv, weil es dort bereits ein Programm zur Behandlung von Hepatitis C gab und eine Datenbank mit Patienten, bei denen die Interferon-Behandlung nicht gewirkt hatte oder die sie wegen einer chronischen Krankheit nicht bekamen. „Gilead wollte zeigen, dass das Medikament in einer großen Bevölkerung funktioniert, und wir wussten, dass wir noch 5,4 Millionen Infizierte hatten“, sagt El-Sayed. Und so ließ sich der Hersteller auf Preisverhandlungen mit Ägypten ein.

Die Parteien einigten sich auf einen Preis von 900 Dollar für die Behandlung. Aber das sollte schon bald keine große Rolle mehr spielen, weil das ägyptische Patentamt das Patent auf Sofosbuvir ablehnte. El-Sayed zufolge lag ein nationales Gesundheitsnotstand vor, der das erlaubte. Innerhalb eines Jahres begannen lokale Pharmafirmen mit der Produktion von Generika; heute gibt es wirksame antivirale Therapien schon für 45 Dollar.

Nachdem die Preisfrage geklärt war, stand Ägypten vor der gigantischen Aufgabe, das Medikament an Millionen von Patienten zu verteilen. Ein Netzwerk an Leber-Zentren gab es ja schon. Doch die Angst war groß, dass der Ansturm die Zentren überwältigen könnte, erklärt El-Sayed. Man entschloss sich zu einer Online-Registrierung; in Internet-Cafés sollten die Mitarbeiter den älteren Patienten und allen, die nicht lesen und schreiben konnten, helfen, sich anzumelden. Das Programm war kostenlos.

Am Tag, als die Registrierung im Internet freigeschaltet wurde, stand Hany Tawfik in den frühen Morgenstunden auf, um sich einzutragen. Sein Name war der erste auf der Liste, und er war auch der erste, der Anfang Oktober 2014 vor laufender Kamera vom Gesundheitsminister Sofosbuvir überreicht bekam. Nach zwölf Wochen war die Behandlung beendet. Das Virus ist seitdem nicht wiedergekommen. „Es war wie ein Wunder. Meiner Leber ging es besser. Ich fühle mich großartig“, sagt er. In der ersten Woche registrierten sich neben Tawfik eine halbe Million Patienten. Anfangs mussten sie bis zu drei Monate auf ihre Behandlung warten. Mit der Zeit wurde die Zahl der Leber-Zentren auf über 150 erhöht. Bis Ende 2016 erhielten zwei Millionen Ägypter das Medikament, das sind sechzig Prozent aller Therapierten weltweit.

Die Zahl der Registrierungen ließ nach. Doch was war mit jenen, die nicht wussten, dass sie das Virus in sich trugen? Die ägyptische Regierung entschied sich, 2018 gezielt zu suchen: Fast 50 Millionen Menschen wurden seither getestet und eine Million mit Medikamenten behandelt. „Ich glaube, wir haben unser Hepatitis-C-Problem zu weiten Teilen gelöst“, sagt El-Sayed. Tatsächlich ist das Land am Nil zum Vorbild in Bezug auf Hepatitis C geworden. „In Ägypten war die Not am größten und damit auch die Reaktion am heftigsten“, sagt Ralf Bartenschlager, Deutschland könne davon lernen. Hierzulande leben schätzungsweise eine viertel Million chronisch Infizierter, nach denen bisher niemand sucht. Wenn die Leber aber einmal geschädigt ist, bleibt das Krebsrisiko erhöht, selbst wenn die Therapie das Virus eliminiert. „Deswegen ist es wichtig, die Virustreiger zu finden und zu therapieren“, sagt Bartenschlager.

Mit Sofosbuvir beginnt eine neue Ära, heute ist das Medikament eines von vielen, die das Hepatitis-C-Virus direkt bekämpfen können. Für Raymond Schinazi ist es auf andere Art besonders. Nicht nur, weil es ihm mehr Geld als seine anderen Entwicklungen einbrachte, sondern auch zurück in seine Heimat führte. Auf Einladung der ägyptischen Regierung saß er mit am Tisch, als in Kairo der Preis für das Medikament verhandelt wurde. Zum ersten Mal war er in Ägypten seit der Flucht 1964. Er habe Angst gehabt, sagt Schinazi, seine Mutter habe ihn gewarnt. Aber für ihn schien genug Zeit vergangen zu sein, und: „Ich wollte zeigen, dass ein jüdischer Junge, den sie aus dem Land geschmissen haben, zurückkommt, um sie zu retten.“

„In Ägypten war die Not am größten und damit auch die Reaktion am heftigsten“, sagt Ralf Bartenschlager, der in Heidelberg die Virologie leitet. Deutschland könne davon lernen.

Mehr über Viren, Seuchen und Epidemien:
Die Geschichten dazu erzählen die beiden Autoren zusammen mit Nicolas Semak in ihrem Podcast „Pandemia – Die Welt. Die Viren. Und wir“, www.vierfaustendhertz.com

Zu dunkel für Instagram – und für abergläubische Hundehalter Foto picture alliance

IM GESPRÄCH

Wer hat Angst vorm schwarzen Hund?

Tierheim-Insassen mit schwarzem Fell haben schlechtere Chancen auf ein neues Zuhause, heißt es. Ein Phänomen, das jetzt wieder auf dem Prüfstand steht.

Von Andreas Frey

Kiam lebt im Heim, schon seit er noch ganz klein war. Seine beiden Geschwister fanden bald ein neues Zuhause, nur Kiam wollte keiner haben. Er ist ein schwieriger Fall. Seit zweieinhalb Jahren sucht der Mastin-Mischling aus der spanischen Stadt Burgos eine neue Familie. Kiam jedoch ist schwer vermittelbar, weil er ein schwarzes Fell hat. So sagt es Kirsten Bubenheim, Tiervermittlerin aus der nordhessischen Stadt Kirchhain in der Nähe von Marburg. Bei der Fellfarbe hört offenbar die grenzenlose Tierliebe der Menschen schnell auf.

Das Phänomen betrifft Hunde wie Katzen, schwarzes Fell schreckt viele Menschen offensichtlich ab. Dadurch verlängert sich ihre Aufenthaltsdauer in Tierheimen, manche Katzen und Hunde bleiben dort ihr ganzes Leben. Das ist jedenfalls die Erfahrung von Kirsten Bubenheim, die seit zwanzig Jahren Haustieren in Heimen eine Familie verschafft. Schwarze Tiere habe sie nur äußerst selten vermittelt, erzählt sie, als Grund nennt sie eine Mischung aus Angst und Aberglauben. „Das Dunkle und Düstere wird mit diesen Tieren assoziiert“, sagt sie, in der Literatur verkörpern sie todbringende Bestien. So wie der Höllenhund bei Sherlock Holmes oder der schwarze, zottelige Hund Grimm, den Harry Potter aus dem Satz seiner Teetasse liest. Das Omen des Todes.

Kiam ist garantiert kein Höllenhund, aber er wirke auf den ersten Blick schon bedrohlich, gesteht Kirsten Bubenheim, seine Gesichtszüge könne man schlechter erkennen als die von nichtschwarzen Hunden. Tiere mit hellem Fell wirkten auf viele Menschen hingegen fröhlicher. „Allein deswegen sitzt Kiam immer noch ein.“ Sie sagt tatsächlich „einsitzen“. Wie ein Häftling im Knast. Auch im Corona-Jahr konnte sie schwarze Hunde nur schlecht vermitteln, dabei lief das Jahr für einsame Haustiere überraschend gut. Jetzt zu Weihnachten geben die meisten Tierheime keine Hunde und Katzen mehr an Menschen ab. Tiere sind keine Weihnachtsgeschenke, heißt es. Kirsten Bubenheim berichtet von einem sehr arbeitsintensiven Jahr; in der Pandemie hätten die Deutschen ihre Liebe zu Haustieren entdeckt, die Zahl der vermittelten Tiere sei angestiegen. Bubenheim engagiert sich hauptsächlich für jenes Tierheim im nordspanischen Burgos, in dem auch Kiam lebt. Nebenbei betreut sie die Homepage „schwarze-hunde.de“, wo Tierheime und Hundeliebhaber entsprechende Hunde mit Fotos einstellen können. Bubenheim hofft, dass damit die Vorurteile, die schwarzen Hunden anhaften, endlich überwunden werden können. Denn vom Wesen her, da ist sie überzeugt, unterscheiden sich schwarze Hunde von ihren Artgenossen überhaupt nicht.

Die Benachteiligung schwarzer Haustiere ist auch dem Deutschen Tierschutzbund nicht entgangen. Im Sommer startete der Bonner Verband eine Umfrage unter den angeschlossenen Tierheimen. 313 davon nahmen teil, das sind immerhin drei Viertel. Das Ergebnis bestätigte die Annahme der Organisation: 55 Prozent der Tierheime gaben an, dass schwarze Hunde tatsächlich schwerer vermittelbar seien. Sie erklärten sich dieses Phänomen primär mit Aberglauben, nannten aber auch die Motive Angst und Ästhetik. Ähnlich schwer haben es der Umfrage zufolge auch schwarze Katzen. Sie seien zu 48 Prozent schwerer vermittelbar, gaben die Tierheime an. Vielen Menschen sind schwarze Tiere auch nicht photogen genug – im Instagram-Zeitalter offenbar ein wichtiges Kriterium für suchende Tierhalter.

Als Black Dog Syndrome ist das Phänomen in den Vereinigten Staaten bekannt, hierzulande wussten davon bis zum Sommer nur Tierliebhaber. Die Umfrage des Tierschutzbundes hat die Aufmerksamkeit für das Phänomen auch hierzulande erhöht, im Herbst startete etwa die Berliner Schornsteinfegerinnung eine Fotokampagne gegen das verbreitete Vorurteil: Dutzende Schornsteinfeger posierten mit schwarzen Hunden, Katzen und Kaninchen. Es war der charmante Versuch, den Tieren ein wenig Glück abzugeben.

Ob die Aktion fruchtet, ist allerdings zweifelhaft. Selbst im 21. Jahrhundert sitzt der Aberglaube noch erstaunlich tief, vor allem schwarze Katzen müssen immer noch für wahnwitzige Mythen büßen. Die Begegnung mit einer schwarzen Katze ist für viele Menschen bis heute jedenfalls ein schicksalhaftes Erlebnis, das Unheil und Verderben verheißt. Seit dem späten Mittelalter werden Katzen verfolgt und mit Dämonen und Hexen in Verbindung gebracht, viele glaubten sogar, Teufel und Hexen könnten die Gestalt einer schwarzen Katze annehmen. Weniger dämonenhaft ist dieser Aberglauben: Läuft einem eine schwarze Katze über den Weg, bedeutet das großes Unglück, allerdings nur wenn sie den Weg von rechts nach links kreuzt. Überquert sie den Weg hingegen von links nach rechts, bringt das angeblich sogar Glück. Die große Verehrung, die Katzen im antiken Ägypten erfuhren, hat sich jedenfalls nicht bewahrt. Dort hielt man die Tiere noch für göttliche Gesandten.

So weit würde Lea Schmitz wohl nicht gehen, aber als Pressesprecherin des Tierschutzbundes fühlt sie sich Tieren mehr als nur verbunden. Ob das Black Dog Syndrome wirklich existiert, ob schwarze Tiere tatsächlich mit Benachteiligungen leben müssen, darüber herrscht in der Forscherwelt keineswegs Einigkeit. Die Umfrage des Tierschutzbundes bringt diesbezüglich kaum Klarheit, es handelt sich lediglich um ein Meinungsbild unter deutschen Tierheimen. Da sei auch eine „Portion Bauchgefühl dabei“, gibt Schmitz zu. So ist es möglich, dass auch Größe, Alter und Rasse der Hunde eine Rolle spielen: „Groß und schwarz sind jedenfalls keine günstigen Kombinationen“, sagt Lea Schmitz.

Mehr als nur Anekdoten liefern Studien aus den Vereinigten Staaten. Dort kommt eine Untersuchung in der Fachzeitschrift *Animal Welfare* aus dem Jahr 2015 zu dem Ergebnis, dass das Black Dog Syndrome womöglich nur ein Konstrukt von Medien und Tierschutzverbänden ist. Die Autoren hatten dazu Aufenthaltsdauer und Einschläferungsraten schwarzer Hunde über vier Jahre in zwei Tierheimen im Nordwesten des Landes analysiert und mit den Daten von Hunden verglichen, die eine andere Fellfarbe trugen. Dabei zeigte sich in den untersuchten Kriterien kaum ein signifikanter Unterschied. Anders stellte sich das dar, wenn die Autoren Alter und Rasse berücksichtigten. Alte Bulldoggen warteten am längsten auf ein neues Zuhause oder wurden am ehesten eingeschläfert; eine Prozedur, die hierzulande nicht erlaubt ist.

Die Psychologin Andrea Beetz bezeichnet die Studienlage zum Black Dog Syndrome als recht diffus. Die Erlangerin unterrichtet an der Internationalen Hochschule IUBH und ist seit 25 Jahren in der Mensch-Tier-Forschung tätig. „Rasse scheint bei Hunden eine größere Rolle zu spielen als die Fellfarbe“, sagt sie und verweist auf eine Studie aus Kentucky mit 7440 Tieren aus dem Jahr 2016, die diese Schlussfolgerung bestätigt. Außerdem zeigten andere amerikanische Studien, dass Menschen reinrassige Hunde bevorzugten. Allerdings scheint die Vorliebe für große Hunde länderspezifisch zu sein: In Polen etwa seien große, schwarze Hunde begehrter, sagt Beetz. Zum diffusen Bild gehört, dass einzelne Studien sehr wohl einen Einfluss der schwarzen Fellfarbe gefunden haben.

Aufschlussreicher sind Untersuchungen, die versuchten, hinter die Entscheidungspräferenz der Tierhalter zu kommen. Warum wir manche Hunde als lieb, andere als aggressiv einschätzen würden, verlaufe sehr subtil, sagt Andrea Beetz. Manchmal reicht schon ein Schlappohr, um einen Hund als freundlich zu empfinden. Was Menschen in Hunden sehen, versuchten Forscher anhand von Tierbildern zu erkennen, die Probanden zu Gesicht bekamen und bewerten mussten. Dabei zeigte sich in einer Studie im Fachmagazin *Anthrozoös*, dass Katzen und Hunde mit heller Fellfarbe höher bewertet wurden als ihre schwarzen Artgenossen. Ein ähnliches Bild ergab eine andere amerikanische Studie: Demnach gelten weiße Katzen als die freundlichsten Tiere, während schwarze am wenigsten Freundlichkeit ausstrahlen. Schwarze Hunde kamen am schlechtesten weg, sie wurden am aggressivsten bewertet.

Diese Erfahrung hat auch Andrea Beetz gemacht, viele ihrer Klienten hätten Angst vor großen, schwarzen Hunden. Zudem beobachtet sie auf Spaziergängen, dass Erwachsene auf diese Fellfarbe doch ängstlicher reagierten. Sie wären angespannter und wichen eher aus. Daher werde in der Therapie mehrheitlich mit nichtschwarzen Hunden gearbeitet, sagt sie. Nur eine Kollegin habe sich absichtlich für einen großen, schwarzen Flat Coated Retriever entschieden – um Hundephobiker zu therapieren.

SOZIALE SYSTEME

Das große Maskenspiel

Die Corona-Pandemie stellt noch einmal die Frage, warum wir Normen befolgen.

Von Boris Holzer

Am Münchner Hauptbahnhof brachte eine 74-Jährige bei einer Kontrolle durch die Bundespolizei eine originelle Begründung dafür vor, keinen Mund-Nasen-Schutz zu tragen: Sie verwies auf Psalm 91, welcher der Christin den Schutz Gottes auch vor der „verderblichen Pest“ in Aussicht stellt. Von einer Maske ist dort nicht die Rede. Die Beamten konnten dies freilich nicht als befreiendes Attest anerkennen und verhängten aufgrund der Uneinsichtigkeit eine Geldbuße. Der Dame erschien die neue Verhaltensnorm offenbar als eine Zumutung. Mit der Auffassung, dass staatliche Regeln, aber auch andere soziale Normen nerven können, ist sie nicht allein. Der Soziologe Ralf Dahrendorf bezeichnete aus diesem Grund die Gesellschaft einmal als eine „ärgerliche Tatsache“: eine Tatsache, weil man sie nicht einfach wegwünschen kann, und eine ärgerliche, weil sie uns mit normativen Erwartungen konfrontiert, die unser Handeln einschränken.

Angesichts des Zumutungscharakters vieler Normen stellt sich die Frage, warum Individuen sich an sie halten. Sanktionen machen Zuwiderhandlungen kostspielig und entmutigen sie dadurch. Aber viele Normen kommen ohne derartige Sanktionen aus und werden trotzdem befolgt. In einem kürzlich veröffentlichten Beitrag stellt der Soziologe Andreas Diekmann die Frage, warum Konformität manchmal unproblematisch ist und manchmal nicht, mit Blick auf die Corona-Pandemie. Sie ist ein interessantes gesellschaftliches Experiment, insofern ihre Bewältigung mit neuen sozialen Normen verknüpft ist, wie zum Beispiel mit Abstandsregeln und mit dem Tragen eines Mund-Nasen-Schutzes.

Eine nützliche Heuristik bietet die Spieltheorie, die das strategische Handeln von Akteuren in Situationen modelliert, in denen der Erfolg einer Handlungswahl von der Entscheidung der Mitspieler abhängt. Fahre ich im Straßenverkehr rechts, habe ich am meisten davon, wenn der Gegenverkehr dies ebenfalls tut, ansonsten droht ein Zusammenstoß. Fahre ich gar nicht und schütze dadurch die Umwelt, hat dies nur dann einen spürbaren Effekt, von dem auch ich profitieren kann, wenn viele andere genauso handeln. Diese beiden Situationen können als unterschiedliche Formen von „Spielen“ begriffen werden: Im ersten Fall handelt es sich um ein Koordinations-, im zweiten um ein Kooperationsspiel.

Während bei Koordinationsfragen die Interessen beider Seiten übereinstimmen, divergieren sie bei Kooperationsproblemen. Beim Straßenverkehr ist der individuelle und kollektive Nutzen am größten, wenn sich alle an die Norm halten. Beim Umweltschutz hingegen tritt ein Trittbrettfahrerproblem auf: Da die saubere Luft ein sogenanntes „Kollektivgut“ ist, fällt der Nutzen für ein Individuum unabhängig von dessen eigenem Beitrag an. In derartigen Situationen – zum Beispiel beim Umweltschutz, beim Entrichten von Steuern oder bei Impfungen – entsteht ein soziales Dilemma: Weil es den größten Nutzen bringt, sich selbst nicht an die Norm zu halten, solange andere dies tun, ist es rational, nicht zu kooperieren – mit der Folge, dass das Kollektivgut mangels Beiträgen nicht zustande kommt und am Ende alle schlechter dastehen.

Im Zusammenhang mit der Corona-Pandemie, so Diekmann, stellt das Abstandsgebot eine Koordinationsregel dar, die Maskenpflicht hingegen eine Kooperationsnorm. Für diese Zuordnung spricht, dass das Abstandsgebot und zugehörige Verhaltensnormen, zum Beispiel der Verzicht auf das Händeschütteln, laut Umfragen schnell und weitgehend beachtet wurden, während das Tragen einer Maske sich erst nach entsprechenden behördlichen Anordnungen durchgesetzt hat. Da physische Distanz alle Beteiligten schützt, sind die Interessen hier kongruent. Masken hingegen wurden und werden so begründet, dass sie – zumindest die sogenannten Alltagsmasken – nicht primär die Trägerin, sondern andere Personen vor Tröpfcheninfektionen schützen. Insofern dies eine Einladung zum Trittbrettfahren darstellt, hängt das Kollektivgut von Zwang in Form einer Maskenpflicht ab.

Diese Analyse ist insofern plausibel, als zumindest in Deutschland ein zeitlicher Zusammenhang zwischen Maskenpflicht und -nutzung bestand. Eine veränderte Risikowahrnehmung und die Verfügbarkeit von Masken dürften ebenfalls eine Rolle gespielt haben. Ein Vergleich mit anderen, insbesondere asiatischen, Ländern weckt aber Zweifel, ob das Maskenspiel überall eine Frage strategischer Rationalität ist. Dabei geht es weniger um kulturelle Unterschiede oder Mentalitäten, die auch Diekmann erwägt. Vielmehr ist die Frage, wo und wann die Maske überhaupt zum Gegenstand einer abwägenden, rationalen Entscheidung wird. Realistischer erscheint es, von einer vorgelagerten Definition der Situation („Frame-Selektion“) auszugehen: Wenn, wie in weiten Teilen Asiens, bereits bei normalen Erkältungssymptomen aus Rücksicht auf andere das Tragen einer Maske üblich ist, kommt niemand auf die Idee, ihren Nutzen ausgerechnet während einer Pandemie zu hinterfragen. Selbst angesichts neuer Probleme ist Routine manchmal ein besserer Ratgeber als Rationalität.

Diekmann, Andreas (2020): Entstehung und Befolgung neuer sozialer Normen. In: Zeitschrift für Soziologie 49 (4), S. 236–248. DOI: 10.1515/zfsoz-2020-0021.

AB IN DIE BOTANIK

SPEKULATIUS IST ÜBERALL

VON ULF VON RAUCHHAUPT

Oblaten-Lebkuchen scheinen unbedenklich. Auch die „Herzen, Sterne und Brezeln“ aus der Familienpackung sind sauber, sogar die bei den Kindern so begehrten Dominosteine. Ausgerechnet auf der Schachtel mit den Mandel-Spekulatius lesen wir dann doch die berüchtigte Ingredienz: Palmfett.

Der auch Palmöl genannte Rohstoff wird aus den Früchten der Ölpalme *Elaeis guineensis* gewonnen. Ursprünglich in Afrika beheimatet, wird sie heute überall in den Tropen angebaut, vor allem in Südostasien, wo sie seit Jahren im Ruf einer der umweltschädlichsten Agrarpflanzen überhaupt steht. Ganz zu Recht, wie auch einem Anfang dieser Woche in *Nature Plants* erschienenen Übersichtsartikel zu entnehmen ist. Demnach sind insgesamt 312 Tier- und Pflanzenarten durch die Palmölwirtschaft bedroht, darunter so kultige Spezies wie der Orang-Utan. Das sind mehr als bei jedem anderen Agrarprodukt, selbst Mais und Soja haben bislang lediglich 131 respektive 73 Arten an den Rand des Aussterbens gebracht.

Damit der Verbraucher das Gefühl bekommt, etwas dagegen tun zu können, müssen palmölhaltige Lebensmittel in Europa seit 2014 als solche gekennzeichnet sein. Das gilt allerdings nicht für Pflegeprodukte oder die Auslagen der Fleischtheke, obwohl laut der Naturschutzorganisation WWF dreizehn Prozent des importierten Palmöls – die Europäische Union ist nach Indien der zweitgrößte Abnehmer – zu Futter für Schweine, Rinder und Geflügel verarbeitet werden. Tatsächlich schätzt der WWF, dass an der Erzeugung jedes zweiten Artikels im Sortiment deutscher Supermärkte Palmöl beteiligt ist. Wer also den Orang-Utans zuliebe vom Mandel-Spekulatius lässt, versündigt sich womöglich bei der Weihnachtsgans.

Leider ist auch dieses Ökoproblem zu vertrackt, um ihm allein durch Konsumentenmacht beizukommen. Diese ist einerseits durchaus existent. Wie die Autoren in *Nature Plants* schreiben, habe der besonders schlechte Ruf des Palmöls dazu geführt, dass unter den in diesem Feld aktiven Firmen sich heute deutlich mehr mit Selbstverpflichtungen hervortun, um ihrer Branche nicht noch mehr Regenwald zu opfern als Unternehmen der drei anderen besonders waldvernichtenden Agrarsektoren Soja, Holz und Rinderzucht. Tatsächlich habe sich etwa in Malaysia die Ausweitung des Anbaus verlangsamt. Andererseits ist ein Boykott der Ölpflanzer keineswegs die Lösung, nach der er aussieht. Auf Palmöl entfallen heute vierzig Prozent des globalen Pflanzenfettverbrauchs, doch wächst es auf weniger als sechs Prozent der weltweit mit Ölfrüchten bepflanzten Fläche. Denn *Elaeis guineensis* produziert Fett äußert effizient: Palm-Plantagen erzeugen 1,9 bis 4,8 Tonnen Öl pro Hektar; Soja, die Nummer zwei unter den Ölfrüchten, bringt es auf gerade mal 0,4 bis 0,8 und auch deutscher Raps nur auf 0,7 bis 1,8 Tonnen pro Hektar. Nun wird aber die weltweite Nachfrage nach Pflanzenfett in der Einschätzung der *Nature-Plants*-Autoren bis 2050 um 46 Prozent steigen. Soll diese mit etwas anderem als noch mehr Ölpalmen gedeckt werden, sind die Folgen für die Umwelt wohl noch schlimmer.

Da der prognostizierte Zuwachs aber weniger von einem steigenden Spekulatiusverbrauch in Europa bestimmt sein dürfte als von demographischen und soziokulturellen Dynamiken in Afrika und Asien, stehen wir wieder vor dem Phänomen, dass faktisch das Fressen vor der Moral kommt, normativ es aber genau umgekehrt sein müsste.

Illustration Charlotte Wagner

INS NETZ GEGANGEN

MIT ANDEREN ZUNGEN

VON JOCHEN REINECKE

Sie möchten jemandem eine Botschaft überbringen, finden aber einen Anruf oder eine E-Mail zu langweilig? Dann lassen Sie Ihre Nachricht doch einmal von prominenten Persönlichkeiten einsprechen oder -singen, unter https://clash.me/ ist das möglich.

Klicken Sie zunächst auf die türkisfarbene Schaltfläche „Begin“, und stellen Sie auch die Lautsprecher des Computers an. Nun öffnet sich ein Textfeld, in das Sie wie in Twitter-Manier bis zu 140 Zeichen Text eingeben können; für optimale Resultate empfiehlt es sich, den Text in Englisch einzugeben. Zu guter Letzt ein Klick auf die Schaltfläche „Clash“ – und los geht's: Der von Ihnen eingegebene Text wird nun in seine einzelnen Wörter zerlegt. Für jedes Wort sucht sich der Clash-Algorithmus in den unendlichen Weiten des Internets eine Entsprechung aus allgemein zugänglichen Quellen wie Youtube. Am Ende werden alle Wörter hintereinandergeschnitten, daraufhin erklingt Ihre Botschaft als Flickenteppich aus Wortfetzen, als Quellen dienen dafür unter anderem Musikvideos oder Reden von Politikern. Das lässt sich einfach überprüfen: Wenn Sie zum Beispiel das Wort „tremendous“ eingeben, taucht mit hoher Wahrscheinlichkeit Donald Trump unter den Zitatgebern auf. Durch Klick auf „Save/Share“ erhalten Sie prompt einen personalisierten Link mit Ihrer Botschaft, den Sie nun an eine Person Ihrer Wahl verschicken können.

Unsere Rätselfrage: Wie nennt man in der Musik den Vorgang, eine bereits existierende Klangvorlage in einem neuen Kontext zu verwenden? Senden Sie Ihren Lösungsvorschlag bitte an netzraetsel@faz.de; unter allen richtigen Einsendungen verlosen wir einen eBook-Einkaufsgutschein im Wert von 25 Euro, Einsendeschluss ist der 16. Dezember 2020, 21 Uhr. In der vergangenen Woche wäre „Bayern“ die richtige Lösung gewesen. Die Gewinnerin oder der Gewinner wird schriftlich benachrichtigt.

Da muss man doch helfen können: Kann man auch, nur über das „Wie“ gehen die Meinungen auseinander. Foto Jens Gyamaty

Draußen vor der Tür

Für Obdachlose sind die kalten Wintermonate mitunter gefährlich. Eigentlich gibt es viele Hilfsangebote für sie, doch nicht immer kommen sie an. Warum nicht? Und was können besorgte Bürger tun?

Von Theresa Weiß

In Frankfurt haben 4500 Menschen keine Wohnung. Das klingt viel für eine Stadt mit 750 000 Einwohnern. Doch die meisten von ihnen sind irgendwo untergebracht. Sie sind also nicht obdachlos, sondern „wohnungslos“: Jugendliche, die zu Hause rausgeflogen sind und auf der Couch eines Freunds abhängen, Menschen, die ihre Wohnung wegen Mietrückstands verloren haben. Die Stadt betreibt Wohnheime und Unterkünfte für sie, im Notfall gibt es auch Hotels. Jede Nacht schlafen dennoch Menschen auf der Straße, ein harter Kern, um die 200 Personen.

Anfang Dezember trafen Mitarbeiter des Kältebusses, der das Stadtgebiet nach Obdachlosen absucht, um sie vor dem Kältetod zu retten, 193 Personen an, die draußen schliefen, wie Christine Heinrichs sagt. Heinrichs leitet als stellvertretende Geschäftsführerin die Hilfen in sozialen Notlagen beim Frankfurter Verein für Soziale Heimstätten, einer der größten Hilfseinrichtungen für Obdachlose in der Stadt. Zu ihr gehört auch der Kältebus.

Die Zahl derer, die keinen Schlafplatz im Warmen haben, sei zuletzt gestiegen, heißt es vom zuständigen Sozialdezernat. Ende Oktober waren es noch 125. Doch auch wenn mehr Menschen draußen angetroffen werden: Es stehen insgesamt in der Stadt 425 Schlafplätze für Obdachlose zur Verfügung. Jedes Jahr geben Stadt, Land und Landeswohlfahrtsverband mehrere Millionen Euro für die Einrichtungen aus. Es muss niemand auf der Straße schlafen, eigentlich.

Besonders niedrigschwellige Angebote für Leute, die kein Zuhause haben, versuchen, es den Hilfsbedürftigen leichtzumachen. Zum Beispiel die Notübernachtungsstätte am Eschenheimer Tor. Wer dort unterkommen will, muss sich weder anmelden noch nachweisen, dass er bedürftig oder zum Bezug von Sozialleistungen berechtigt ist. Zwar bekommt, wer in der Unterkunft schlafen möchte, einen Ausweis, aber ob auf dem derselbe Name wie im Personalausweis steht, kontrolliert niemand. Wegen der Pandemie stehen in der Übernachtungsstätte mehr Quadratmeter zur Verfügung als in den Jahren davor. Mitarbeiter verteilen außerdem Masken und Desinfektionsmittel. Derzeit schlafen knapp 90 Menschen am Eschenheimer Tor. Es wäre viel Platz für viel mehr.

Warum bleiben die Leute trotzdem draußen? Jede Nacht sprechen Mitarbeiter des Kältebusses sie an. Sie bieten an, die Obdachlosen in eine Unterkunft zu fahren, versorgen sie mit Decken oder einem heißen Getränk. „Mehr als die Hälfte nimmt gar nichts an – auch keinen Tee und kein Hanuta“, sagt Christine Heinrichs. Diese Menschen könnten oft nicht anders. „Sie leben in einer eigenen Welt, sind psychisch krank und sehr abgeschottet“, sagt Heinrichs. Aufgrund ihrer psychischen Verfassung sind sie kaum in der Lage, in einer Unterkunft zu leben. Sie haben Angst vor geschlossenen Räumen, vor den anderen aus der Szene, vor offiziellen Einrichtungen. Sie können sich nicht an die Regeln halten, die in den Unterkünften gelten. Oder sie sind einfach nicht in der Lage, zu einer bestimmten Uhrzeit an einer Einrichtung zu sein.

Gerade in diesem Winter fragen sich viele Frankfurter, wie sie den Menschen auf der Straße helfen können, jetzt, wo ihnen nicht nur Pandemie und Lockdown übel mitspielen, sondern auch die Kälte kommt. Aus dem Wunsch zu helfen entstehen mitunter Aktionen, die für die Bedürftigen gar nicht so hilfreich sind: Da sind zum Beispiel die Essensverteiler, die unkoordiniert Speisen an Obdachlose geben. „Das führt in der Regel dazu, dass es eine enorme Vermüllung rund um die Person gibt“, sagt Heinrichs.

Oft trete ein Effekt ein, der gegenläufig zu den Intentionen der Helfer stehe: Die Situation der Obdachlosen verstetigt sich. Sie gehen nicht mehr in die Einrichtungen, wo professionelle Sozialarbeiter Kontakt zu der Szene pflegen. Und weil die Laienhelfer den Obdachlosen meist sehr intime Fragen stellten, sorgten die Aktionen manchmal sogar dafür, dass die Bedürftigen sich weiter zurückzögen. „Es wäre schön, wenn die Leute verstehen würden, dass die Idee von ‚satt und sauber‘ nicht für alle passt“, sagt Heinrichs. Wenn die engagierten Bürger nicht ihre Lebenskonzepte auf die Obdachlosen übertragen und deren Leben an ihrem messen würden. Viele seien einfach nicht in der Lage, ein Leben zu führen, das ein Großteil der Gesellschaft als „gut“ bezeichnen würde: in einer Wohnung, mit geregeltem Tagesablauf.

Das bedeutet nicht, dass die Obdachlosen gern auf der Straße sind. Sie aber zum Beispiel in ein leeres Hotelzimmer zu setzen, wie es gerade wieder Aktivisten in Frankfurt fordern, funktioniert nicht. Heinrichs sagt: „Der persönliche Wille der Betroffenen muss im Vordergrund stehen.“ Sie wolle nicht Obdachlose quasi internieren, damit sie von der Straße weg, nicht mehr sichtbar seien.

Es ist die Aufgabe des Kältebusses, für den das Sozialdezernat jedes Jahr einen Etat von 210 000 Euro zur Verfügung stellt, auch denen zu helfen, die draußen bleiben wollen. „Wir lassen Decken da, beobachten die Situation“, sagt Heinrichs. Ganz selten müssen die Mitarbeiter zum Schutz der Obdachlosen auch mal die Polizei holen: Trägt zum Beispiel jemand im Schnee keine Schuhe und will partout nicht ins Warme, muss die Person in die Psychiatrie eingewiesen werden.

Je kälter es wird, desto gefährlicher wird es für diejenigen, die draußen leben und schlafen. In diesem Jahr haben viele weniger Geld zur Verfügung: Der Weihnachtsmarkt, der eine gute Einnahmequelle ist, findet in diesem Jahr nicht statt. Und auch sonst sind die Verdienstmöglichkeiten für die Obdachlosen schlechter als sonst: wenige Passanten, wenige Pfandflaschen.

Normalerweise nutzen Obdachlose in dieser Zeit verstärkt die Tagestreffs, die Caritas, Diakonie und Frankfurter Verein im Auftrag des Sozialdezernats betreiben. Dort bekommen sie etwas zu essen und heiße Getränke. Vor allem sind die Einrichtungen aber soziale Treffpunkte. Die Besucher können sich aufwärmen, sie haben Kontakt zu den Sozialarbeitern, die zum Beispiel sehen, dass jemand plötzlich hinkt oder einen psychotischen Schub hat und einen Arzt braucht. Noch reichen die Kapazitäten, alle, die kommen, werden mit Essen versorgt. Wegen Corona dürfen sich die Besucher aber nicht so lange aufhalten wie sonst oder ganze Tage in den Tageseinrichtungen verbringen.

So ist es auch im Franziskustreff, den das Kapuzinerkloster Liebfrauen nahe dem Römerberg betreibt. Dort bekommen die Gäste ein Frühstück. Der Aufenthalt ist wegen Corona aber auf eine Viertelstunde begrenzt. „Dass die Menschen länger im Warmen verweilen können und der zwischenmenschliche Kontakt, das fehlt“, sagt Bruder Michael, der den Franziskustreff leitet. Er hat in den vergangenen Monaten beobachtet, wie die Besucher seiner Einrichtung sich verändert haben. Sie seien aggressiver, nähmen mehr Drogen, tränken, sagt er. Der Kapuzinermönch führt das auf die Pandemie-Situation zurück. Die Besucher hätten Angst vor dem, was noch kommt, sagt er.

Bisher gibt es nach Aussage von Christine Heinrichs vom Frankfurter Verein noch keine zehn Fälle nachgewiesener Infektionen mit Sars-CoV-2 in der Obdachlosenszene. Das liegt wohl auch daran, dass die meisten ziemlich isoliert sind. Nachts liegen sie meist allein im Anlagenring. Am Tag sieht man an einigen Plätzen immer dieselben Menschen: An der Höhenstraße schiebt ein Mann einen immer voller werdenden Einkaufswagen mit sich herum, in Sachsenhausen sitzt ein anderer vor einer Drogerie.

Wie also helfen? Wer jemanden im Kalten schlafen sieht, müsse nicht unbedingt hingehen, sagt Christine Heinrichs. Ist die Person gut eingemummelt, schwebt sie eher nicht in Gefahr. Es sei trotzdem eine gute Idee, den Kältebus unter der Telefonnummer 0 69/43 14 14 anzurufen. Dazu ruft auch die zuständige Sozialdezernentin Daniela Birkenfeld (CDU) auf: „Die Mitarbeiter des Kältebusses kennen die meisten Schlafplätze der Obdachlosen. Aber wir sind auch auf die Mithilfe der Bevölkerung angewiesen, die uns auf Menschen an neuen Plätzen aufmerksam macht.“

Von Kleider- und Lebensmittelspenden direkt an die Bedürftigen rät Fachfrau Heinrichs eher ab. „Es gibt ein gutes Netz in Frankfurt mit Kleiderkammern, Essensangeboten, Tagestreffs.“ Sie sieht es nicht gern, wenn jemand auf eigene Faust beginnt, auf der Straße Spenden zu verteilen. Wegen des Mülls, aber vor allem, weil die Helfer damit förderten, dass die Obdachlosen da bleiben, wo sie sind. „Jemandem zwei Euro zuzustecken schadet nicht“, sagt Heinrichs. „Aber dann bitte kein Lehrergespräch führen und Dankbarkeit erwarten.“ Es stört sie, wenn ihre Klienten wie Kinder behandelt werden.

Es gebe in der Stadt auch immer wieder Menschen, die Leute von der Straße mit nach Hause nähmen, sagt Heinrichs. Nach ein paar Monaten merkten sie dann, dass das nicht klappt, dass das Dach über dem Kopf nicht magisch alle Probleme des Obdachlosen gelöst hat. „Da braucht man Experten. Eine große Wunde und ein Heftpflaster, das passt nicht zusammen“, sagt Heinrichs. Sie schätze es, dass es den Frankfurtern nicht egal ist, wie es den Menschen auf der Straße geht. Aber wer sich engagieren wolle, solle lieber die bestehenden Hilfseinrichtungen unterstützen. „Die haben eine Struktur dafür.“

Bruder Michael vom Franziskustreff sieht das etwas anders. Auch er meint: Professionelle Hilfe ist besser, und sie klappt auch in der Pandemie. Aber ein größeres Angebot von betreuten Wohnungen und Sozialwohnungen, das würde schon helfen. „Sonst kommen wir nie an den Kern des Problems.“ Denn auch, wenn viele Obdachlose mit psychischen Krankheiten es zunächst nicht schaffen, in einer Wohnung mit festen Strukturen zu leben – solange es in Frankfurt gar keine gibt, haben sie auch nicht die Wahl.

PERSÖNLICH

Ehe, Kinder – abgehakt

VON RALF EULER

Steen Foto Markus Onyuru

Die in Schwaben geborene Amerikanerin **Cassandra Steen** (40), für die Frankfurt zur „zweiten Heimat“ geworden ist, will sich nach sieben Jahren Ehe scheiden lassen. „Ich hoffe, 2021 kann ich das abhaken“, verkündet die Sängerin in einem Interview mit der „Bild“-Zeitung. „Es ist wirklich schade, dass ich so viel Zeit verloren habe.“ Klingt bitter. Ebenso wie das Bekenntnis, sie bereue es nicht, dass ihre Ehe kinderlos geblieben sei. Im Gegenteil: „Ich bin froh, dass keine Kinder entstanden sind.“ Im Dezember 2013 hatte Steen ihren damaligen Manager **Stephan Kocijan** geheiratet. Auf die Frage, ob sie nun eine neue Liebe suche, antwortet Steen verhalten: „Schwierig. Ich würde gern mein Leben teilen, aber ich brauche keinen Stress“, sagt sie. „Chillen, Spaß haben, und man hat sich lieb – es muss passen.“ Alles nach dem Motto: „Ich brauche dich nicht, ich will dich.“ Wenn man 1,88 Meter groß sei, „was in der Birne“ und eine eigene Meinung habe, sei es aber nicht ganz einfach, einen passenden Partner zu finden. Steen hat lange mit dem Frankfurter Rapper und Musikproduzenten **Moses Pelham** zusammengearbeitet. Gemeinsam standen sie für die Band „Glashaus“; jahrelang war Steen deren Stimme.

* * *

Eiskunstlauf-Ikone **Marika Kilius** (77) hat sich eine strenge Diät verordnet. Drei Kilo am Bauch müssten weg, verkündet die Frankfurterin in der „Bild“-Zeitung. „Viele sagen sicher, das ist doch nicht viel. Aber: Man muss anfangen, wenn man es noch in den Griff bekommen kann.“ Kilius meint zu wissen, wo die überflüssigen Pfunde herstammen: „Klar, durch Corona. Ich esse mehr. Der Stress ist runtergefahren. Dadurch verbrenne ich weniger.“ Erklärtes Ziel ist das Traumgewicht von 58 Kilogramm. „Ich habe jetzt wieder meine Hanteln ausgepackt. Dehnen und mit Gewichten trainieren mache ich gerne. Hüpfen ist nicht so meins.“ Intervallfasten gehöre ohnehin zum üblichen Programm. „Aber das hilft jetzt auch nur bedingt.“

Kilius Foto dpa

* * *

Makoto Hasebe (36), Abwehrspieler der Frankfurter Eintracht, hat ein simples Erfolgsrezept für gute Fitness im fortgeschrittenen Sportler-Alter. „Ich schlafe viel, mindestens acht Stunden jeden Tag“, sagt der derzeit älteste Bundesliga-Fußballer in einem Interview des „Sportbuzzer“. „Ich entspanne abends in der Badewanne, esse gesund.“ Ein weiterer Grund sei seine Einstellung. „Japaner sind sehr diszipliniert, das gilt auch für Profisportler“, sagt Hasebe. „Wir fokussieren uns voll auf den Sport, haben die richtige Mentalität.“

DIE F.A.Z. LÄDT EIN

Die Folgen der Corona-Krise

lr. FRANKFURT. Wie kommt Rhein-Main durch die Corona-Krise? Dieser Frage geht die F.A.Z.-Redaktion am Mittwoch in einer Veranstaltung in der Reihe „Frankfurter Allgemeine Bürgergespräch“ nach, die im Internet übertragen wird. F.A.Z.-Herausgeber Carsten Knop wird mit Nancy Faeser, der Vorsitzenden der hessischen SPD, und mit Tarek Al-Wazir (Die Grünen), dem stellvertretenden Ministerpräsidenten und Wirtschaftsminister, erörtern, welche Folgen die Corona-Pandemie im zu Ende gehenden Jahr gezeitigt hat. Gelingt es wirklich, das Virus zu bekämpfen? Wie umgehen mit denen, die die Regeln ablehnen? Werden die Parlamentarier ausreichend eingebunden? Die Veranstaltung am 16. Dezember beginnt um 18 Uhr online, die Teilnahme ist unentgeltlich, eine Anmeldung unter *www.faz.net/veranstaltungen* jedoch erforderlich.

Großer Puffer: Polizisten in großer Zahl sorgen dafür, dass „Querdenker“ und Gegendemonstranten nicht aufeinandertreffen. Foto Lucas Bäuml

Wo sind sie nur, die „Querdenker“?

Die Polizei erlebt einen fast entspannten Tag, Gegendemonstranten sind ratlos und sauer: Die meisten Corona-Leugner bleiben zu Hause.

Von Alexander Jürgs und Helmut Schwan

Um Viertel nach eins am Samstag auf dem Frankfurter Römerberg sieht es so aus, als könnte sich da etwas anbahnen. Ausgerechnet vor dem Café Einstein hat sich einer aufgebaut, der etwas von „Freiheit“ und „verfehlter Politik“ ruft, ohne Megafon, aber auch ohne Schutz für Mund und Nase. Ein paar Unterstützer stehen dort noch, es werden mehr, einige haben Glühwein in der Hand und rufen ebenfalls „Freiheit“ oder „Diktatur“. Der Lautsprecherwagen der Polizei aber übertönt schon bald den hilflosen Versuch dieses Scherfleins von „Querdenkern“, sich Gehör zu verschaffen: „Demonstrationen und Ersatzveranstaltungen sind gerichtlich verboten, Maskenpflicht und Abstandsgebot sind einzuhalten. Gegen Verstöße werden wir einschreiten.“

Wie Corona-Leugner zu Wutbürgern werden: Das haben am Samstagnachmittag in der Frankfurter Innenstadt diejenigen beobachten können, die Zeit und Geduld aufbrachten, sie zu suchen. Denn die meisten von den bis zu 40 000 der selbsternannten Grundrechtsverteidigern, die angeblich zu dem Dutzend Kundgebungen und einem anschließenden Protestmarsch durch die Innenstadt hatten kommen wollen, zogen es vor, zu Hause zu bleiben. Die Aussicht, in der Kälte bei fiesem Nieselregen an jeder Ecke Polizisten zu begegnen, die streng darauf achten, dass man die verhassten Masken aufziehe und mindestens eineinhalb Meter Abstand halte, ließ offenbar die meisten die Idee vergessen, wegen des schließlich allerhöchstinstanzlich bestätigten Demonstrationsverbots zumindest als „Spaziergänger“ nach Frankfurt zu kommen.

So war es in den einschlägigen Chats propagiert worden, um dem missliebigen Staat ein Schnippchen zu schlagen, der einem unter dem Vorwand, die Gesundheit schützen zu wollen, die Freiheit rauben. Deswegen hatten die Initiativen unter anderen Namen und leicht modifizierten Zwecken noch am Freitag einfach ein Dutzend neue Veranstaltungen angemeldet.

Umsonst, eine vergebliche Trickserei mit dem Versammlungsrecht. Zwar kommt im Laufe des Samstagnachmittags die eine und der andere unverhüllt und direkt auf die Kette der Polizisten zu, verwickelt die Beamten in eine Diskussion und greift lächelnd in die Tasche, wenn die Forderungen nach einem Schutz vor Tröpfcheninfektion deutlicher werden. Es ist schon erstaunlich, wie viele dieser Aktivisten ein Attest vorweisen können, dass sie aus gesundheitlichen Gründen von der Maskenpflicht befreit seien.

Denn so krank wirken sie eigentlich nicht, schon gar nicht, wenn sie in Rage geraten wie auf dem Römerberg. Aber es bleiben eben wenige. Ein kleiner Trupp von ihnen versammelt sich später an der Hauptwache, schnell sind Demonstranten aus dem linken Spektrum, in deutlich größerer Zahl, zur Stelle: Endlich Gegner! Menschen brüllen sich an, es kommt zu Wortgefechten. Eine Gruppe von etwa 50 Antifa-Aktivisten baut sich hinter Transparenten am Galeria-Kaufhof-Kaufhaus auf und will die Straße nicht wieder freigeben. Die Polizei bringt Wasserwerfer in Position. Schließlich drängen Beamten die Demonstranten von der die Straße, es kommt zu Rangeleien, die Protestierer ziehen ab.

Zu einer ähnlichen Szene ist es etwa eine Stunde zuvor am Schweizer Platz gekommen. Wieder die Antifa, zu erkennen an der schwarzen Kleidung und den schwarzen Vermummungen, die inzwischen als Alltagsmasken durchgehen, blockieren den Platz, an dem sich „Querdenker“ versammeln wollten. Stattdessen ist die Polizei schnell mit vielen Kräften da, muss kurz zu Schlagstock und Pfefferspray greifen, ein Wasserwerfer rollt an und dann wieder weg. Der nahende blaue Koloss: Er wird an diesem Nachmittag zum Symbol einer Staatsmacht, die meistens nur andeuten muss, wie ernst es ihr damit ist, angesichts horrender Infektionszahlen die Ansammlung erregter Menschen auf engem Raum zu unterbinden.

Es wäre tatsächlich aus der Sicht von Epidemiologen unverantwortlich gewesen, an diesem dritten Adventssamstag, an dem viele noch in die Innenstadt eilen, um wenige Tage vor dem wahrscheinlichen harten Lockdown in Deutschland noch schnell ein paar Weihnachtsgeschenke zu kaufen, zu erlauben, dass sie dort auf Tausende Demonstranten treffen. So hat es am Samstagmorgen auch der hessische Verwaltungsgerichtshof gesehen und das Kundgebungsverbot bestätigt. Das Bundesverfassungsgericht lehnt am Nachmittag den Eilantrag gegen die Bestätigung ab.

Nach Einbruch der Dunkelheit sammeln sich die „Querdenken“-Anhänger noch einmal auf dem regennassen Römerberg. Friedhofslichter werden aufgestellt, ein paarmal wird noch skandiert, besonders motiviert klingt das aber nicht mehr. Die Schlange am Glühweinstand dagegen wird immer länger.

ANZEIGE

LEUTE DER WOCHE

PETER CACHOLA SCHMAL,
Opfer, musste am Dienstag Prügel einstecken. Dem Direktor des Architekturmuseums wurde ins Gesicht geschlagen, als er einen Störer des Museums verweisen wollte. Der Mann saß im Vorstand eines Vereins, der die Rekonstruktion des Schauspielhauses fordert. Die Eskalation zeuge von einer „bisher nicht gekannten Verrohung des gesellschaftlichen Umgangs in unserer Stadt“, meint Schmal. Das ist gut gesagt.

LENA STENZ,
Fee, macht Kinder glücklich mit der Lesehäppchen-Show, einem Bücher-Podcast des Kulturvereins Diedenbergen für Jungen und Mädchen im Grundschulalter. Stenz hat das Projekt initiiert, nach sechs Monaten hat das Format 1100 Abonnenten. Dieser Tage wurde der Verein dafür mit dem Hessischen Leseförderpreis ausgezeichnet. Er ist mit 7000 Euro dotiert; Geld, das an die richtige Adresse geht.

DMITRY POPOV,
Umzugsunternehmer, ist erst vor wenigen Monaten mit seinem Pharmabetrieb Myr von Burgwedel nach Bad Homburg gewechselt. Jetzt hat der Firmenchef und Investor Myr für 1,15 Milliarden Euro an einen amerikanischen Konzern verkaufen können. Zwar hat Myr nur rund 40 Beschäftigte, aber sich auf die Entwicklung eines Heilmittels gegen Hepatitis D spezialisiert. Daran leiden weltweit 15 bis 20 Millionen Menschen.

JOYBRATO MUKHERJEE,
Alleinunterhalter, bleibt Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen. Der Erweiterte Senat der Hochschule hat ihn in seinem Amt bestätigt, mit 20 Ja-Stimmen bei fünf Enthaltungen und acht Gegenstimmen; 18 Ja-Stimmen waren notwendig. Einen Gegenkandidaten hatte Mukherjee nicht, seine dritte Amtszeit tritt der 1973 geborene Anglist, der seit 2009 Unipräsident ist und damals der jüngste in Deutschland war, Ende 2021 an.

MICHAEL RONELLENFITSCH,
Schutzmann, arbeitet seit gut 17 Jahren mit Verve und Humor daran, dass in Hessen mit persönlichen Daten kein Schindluder getrieben wird. Jetzt geht Deutschlands dienstältester Datenschützer, begleitet von parteiübergreifendem Beifall, in den Ruhestand. Eine Ära geht zu Ende. Anfang März tritt der Kasseler Juraprofessor Alexander Roßnagel die Nachfolge von Ronellenfitsch an; eine gute Wahl, meinen Kenner.

Texte: rsch., jv. (2), fahe., ler./Fotos: Wiesinger, Fricke, Röth, Archiv, dpa

NACHRICHTEN

Ausgangsbeschränkungen gelten, zum Teil seit Freitag, andernorts seit Samstag, in etlichen hessischen Städten und Landkreisen: in Stadt und Kreis Offenbach, im Kreis Limburg-Weilburg, in den Kreisen Groß-Gerau und Main-Kinzig und, seit Sonntagnacht, im Landkreis Gießen. Zwischen 21 und 5 Uhr dürfen Wohnungen nur noch aus triftigem Grund verlassen werden, etwa für den Weg zur Arbeit, das Gassigehen mit dem Hund oder für einen Arztbesuch. Die Landesregierung hatte die Kreise und kreisfreien Städte zu dem Mittel der Ausgangsbeschränkungen verpflichtet, sobald die sogenannte Sieben-Tage-Inzidenz drei Tage hintereinander den Wert von 200 überschreitet. Der Wert gibt an, wie viele Sars-CoV-2Infektionen je 100 000 Einwohner binnen einer Woche registriert werden. *lhe.*

Vornehmlich grau bleibt der Himmel über Hessen und der Region. Am Sonntag regnet es vereinzelt bei Höchsttemperaturen zwischen vier und acht Grad. In der Nacht zu Montag bildet sich der Vorhersage nach Nebel, es bleibt aber trocken bei Tiefstwerten um minus drei Grad. Tagsüber ist es dem Deutschen Wetterdienst in Offenbach zufolge stark bewölkt, dabei meist niederschlagsfrei mit Temperaturen zwischen vier und neun Grad. *lhe.*

Es hilft, wenn man sich etwas Kindliches bewahrt hat: Carsten Rosenbohm und Jasmin Gröschl im Neue-Freunde-Büro Foto Hannah Aders

Elfenschiff und Korkenspucker

Die Designer von Neue Freunde arbeiten für die Großen der Spielwaren-Welt und entwerfen mit ihrer eigenen Firma einfache, bunte und ganz schön komische Sachen fürs Kinderzimmer. Jetzt setzt die Corona-Krise dieser Branche und den Frankfurter Entwicklern zu. *Von Alexander Jürgs*

Der runde Holztisch in der Mitte des Büros liegt voller Spielsachen. Zu jedem einzelnen Stück hat Carsten Rosenbohm eine Geschichte zu erzählen. Das Frühstücksbrett aus Buchenholz mit den Rillen, in denen eine Brio-Eisenbahn fahren kann, ist entstanden, weil sein Sohn, als er etwa drei Jahre alt war, ständig seine Holzeisenbahn an den Esstisch der Familie schleppte. Rosenbohm überlegte, wie sich daraus ein charmantes Spielzeug entwickeln ließe, so entstand das Eisenbahn-Frühstücksset. Es besteht nicht allein aus dem Holzbrett, das sich in das Schienengeflecht einer Holzeisenbahn einbauen lässt, zu ihm gehört auch eine Holzkurve, auf der man eine bunte Plastiktasse abstellen kann. Und einen Eierbecher, der dann gleichzeitig Bahnschranke ist. Mit einem roten Plastiklöffel an der Seite, der sich rauf und runter bewegen lässt, um das Bähnchen zu stoppen oder passieren zu lassen. Zwei Waggons, auf denen sich Salz- und Pfefferstreuer befinden, kann man noch dazukaufen.

Das Eisenbahn-Set für den Frühstückstisch war das erste eigene Produkt, das Rosenbohms Firma mit dem Namen Neue Freunde vor gut zehn Jahren auf den Markt gebracht hat. Viele weitere folgten: die Holzfigur „Mr. Woods“, mit der man im Kinderzimmer Minigolf spielen kann, der „Pirouetto“, ein Kreiselbeschleuniger, der dafür sorgt, dass sich Holzkreisel richtig schnell drehen, das „Corkodile“, eine Pistole, wieder aus Buchenholz, mit der man Flaschenkorken weit durch die Luft schießen kann.

Einfach und puristisch sind die Spielsachen der Neuen Freunde – und so gut wie immer steckt ein Witz, ein kindischer Gag dahinter. Das kommt unterschiedlich gut an. Die Sandkastenform „The Poop“ etwa formt den Sand so, dass dabei das Abbild eines Hundehaufens entsteht. „In Holland lachen die Leute darüber, in Frankreich ist das Spielzeug ein Flop“, erzählt Rosenbohm. „Ich vermute, dass den ‚Poop‘ vor allem Leute kaufen, die ihn verschenken und damit austesten wollen, ob die Beschenkten darüber schmunzeln können.“

Wie wird man zum Spielsachenentwickler, wie kommt man darauf, das Ausbrüten und Gestalten von Sandförmchen, Holzpistolen und Schaufelbaggern zu seinem Lebensinhalt zu machen? „Natürlich hat das viel mit Kindheitserinnerungen zu tun“, sagt Rosenbohm. „Und damit, dass einen Spielzeuge auch als Erwachsener noch faszinieren.“ Bei ihm hält die Faszination schon eine ganze Weile, 50 Jahre ist Rosenbohm alt. Jetzt steht er auf, läuft zu einem der mit Spielsachen vollgestellten Regale in seinem Hinterhaus-Büro im Frankfurter Stadtteil Sachsenhausen und holt eine Plastikfigur, die den amerikanischen Stuntman Evel Knievel darstellt, hervor. „Damit habe ich als Kind gespielt, und heute mag ich solche Figuren immer noch“, sagt der Designer. Ein Stück weit Kind bleiben: Ja, das sei enorm wichtig in seinem Beruf.

Studiert hat Rosenbohm Produktdesign in Hannover. Im Jahr 2000 heuerte er in Frankfurt beim Schokoladenhersteller Ferrero an. Rosenbohm wurde Designmanager für die Überraschungseier des Süßwarenriesen. Seine Aufgabe war es, Ideen für die kleinen Spielsachen in den Schokoladen-Eiern zu entwickeln, den Kontakt mit den Designern zu halten, die Produkte abzustimmen. Dazu, selbst etwas zu gestalten, kam er nicht mehr, was ihn mehr und mehr frustriert habe. Die kreative Arbeit habe ihm gefehlt, sagt Rosenbohm – er war, so kann man das wohl sagen, in die Mühlen des Berufsalltags geraten. Und zog 2006 die Notbremse, indem er bei Ferrero kündigte und sich selbständig machte.

Zusammengetan hat er sich damals mit dem Grafikdesigner Christopher Fellehner. Die beiden kannten sich schon länger. Fellehner gehörte zu denen, die als freiberufliche Designer für Ferrero arbeiteten: Aus dem ehemaligem Auftraggeber und dem Gestalter wurde ein Team. Gemeinsam gründeten sie das Unternehmen Neue Freunde. Die eigenen Produkte sind nur ein kleiner Teil ihrer Arbeit. Geld verdienen Rosenbohm und Fellehner, die mittlerweile drei Mitarbeiter beschäftigen, vor allem mit der Entwicklung von Spielzeugen für die Großen der Branche.

Die Firmen Schleich, Revell und Rosenbohms früherer Arbeitgeber Ferrero sind ihre wichtigsten Kunden. Für den Hersteller Ravensburger haben die Neuen Freunde den Prototypen für das erfolgreiche Murmelbahnspielzeug „Gravitrax“ entwickelt.

Auf dem Bürotisch vor Rosenbohm steht ein pastellfarbenes Elfenschiff, das sie für Schleich entworfen haben, mit vielen verschnörkelten, ornamentalen Details. Drei Monate Arbeit steckten darin, erzählt Rosenbohm. Doch die Aufträge von den großen Herstellern sind in diesem Corona-Jahr drastisch zurückgegangen. Spielsachen werden zwar immer noch ordentlich gekauft, die Firmen sind trotzdem vorsichtig, warten ab. Die Bereitschaft, allzu viel Geld in die Entwicklung neuer Produkte zu stecken, ist gesunken. Das hat auch damit zu tun, dass nicht absehbar ist, wann es wieder Spielzeugmessen geben wird, bei denen Firmen, Einzelhändler und Entwickler zusammenkommen. Denn die Messen sind es, die dafür sorgen, dass die Hersteller Neuheiten in Auftrag geben, die sie den Händlern anpreisen können.

Die nächste Nürnberger Spielwarenmesse, der größte Branchentreff weltweit, die eigentlich im Januar 2021 stattfinden sollte, ist wegen der Pandemie in den Juli verlegt worden, aber ob sie dann tatsächlich stattfinden kann, steht längst noch nicht fest. Von solchen Unsicherheiten sind auch die Neuen Freunde betroffen: Die Firma musste, wie so viele andere auch, Kurzarbeit anmelden.

Immerhin haben die Designer nun mehr Zeit, um sich ihrer eigenen Produktlinie zu widmen. Erdacht haben sie in den vergangenen Monaten mal wieder eine einfache Holzfigur: das Stapla-Männchen. Die einzelne Figur erscheint erst einmal unspektakulär, doch aus mehreren von ihnen lassen sich die unterschiedlichsten Gebilde zusammenstellen, Ringe, Treppen, Häuschen und vieles mehr. Die wacklige Angelegenheit hat einen hohen Spaßfaktor.

Den ersten Schwung der Stapla-Figuren haben die Neuen Freunde über eine Crowdfunding-Kampagne finanziert. In den sozialen Netzwerken haben sie für das Holzspielzeug fleißig getrommelt, für den Vertrieb wurde eine eigene Website erstellt. Die Resonanz sei enorm, sagt Carsten Rosenbohm. Auch einige Spielzeughändler, die in ihren Geschäften die Figuren verkaufen wollen, haben sich schon gemeldet. Den neu eingeschlagenen Weg will Rosenbohm in Zukunft häufiger gehen. Seine Hoffnung ist es, die Firma auf diese Weise unabhängiger, aber auch sichtbarer zu machen. Die Neuen Freunde sollen noch sicherer auf den eigenen Beinen stehen und weniger darauf angewiesen sein, dass die Spielzeugfirmen sie mit Entwicklungen beauftragen: Das ist sein Ziel.

Es ist aber auch ein Risiko. Denn ob ein Spielzeug ein Erfolg wird oder nicht, lässt sich kaum voraussagen. Jasmin Gröschel, die als Praktikantin zu den Neuen Freunden kam und heute als festangestellte Designerin für das Unternehmen arbeitet, holt aus einer Ecke des Büros den „Woodrocker“, eine Luftgitarre aus Sperrholz. Auf diese Holzgitarre kann man ein Smartphone spannen, über eine App lassen sich die virtuellen Saiten des Spielzeugs anschlagen. Das Ganze ist kinderleicht und auch sehr lustig, nach ein paar Sekunden erklingen Gitarrensounds im Raum. Doch der „Woodrocker“ ist ein Ladenhüter. „Das Produkt wirkt auf viele zu kompliziert, darum lässt es sich kaum verkaufen“, sagt die Achtundzwanzigjährige, die in Darmstadt Industriedesign studiert hat.

Gröschl führt auch ihre Diplomarbeit vor, die in Zusammenarbeit mit den Neuen Freunden entstanden ist: ein Puppenhaus, das auch designverliebten Eltern gefallen soll, das sie sich gerne ins Wohnzimmer stellen würden. Der Entwurf ist schlicht, verspielt, edel und bunt zugleich, ein bisschen wirkt er wie die Miniaturausgabe einer modernen Villa, die vom Eames-Ehepaar oder von Frank Lloyd Wright entworfen wurde. Nichts ist kitschig an diesem Entwurf, trotzdem lieben viele Kinder ihn, das hat Gröschel gleich mehrfach ausprobiert. Auch auf der Mailänder Möbelmesse wurde ihr Puppenhaus beklatscht, ein britisches Designmagazin widmete ihm einen Artikel. Die Firma, für die Gröschel das Modell entworfen hatte, ein Traditionsbetrieb aus dem Erzgebirge, machte trotzdem einen Rückzieher: Zu teuer, zu gewagt, zu weit weg von den Wünschen der Zielgruppe sei der Entwurf.

Carsten Rosenbohm erzählt von einem Händler aus Freiburg, den er sehr schätzt, weil er nur besondere und ausgewählte Spielsachen in das Sortiment seines Ladens aufnimmt. „Letztens“, erzählt der Spielzeugentwickler, „hat er zu mir gesagt: Jedes zweite eurer Produkte ist richtig gut.“ Und dann muss er lachen. „Ich glaube, das war ein Lob.“

ANZEIGE

Eins mit dem Baum

Wochenlang wurde im Dannenröder Forst gerodet – und protestiert. Manche Demonstranten fixierten sich mit Sekundenkleber an Bäumen. Seit Dienstag ist die Schneise für die Autobahn 49 geschlagen. Eine junge Polizistin berichtet vom Einsatzort.

Von Wolfgang Oelrich

Daniela Müller (Name von der Redaktion geändert) ist erschöpft. Seit 1. Oktober steht die 25 Jahre alte Polizistin bei der Räumung des Dannenröder Forsts für den Weiterbau der A 49 in Mittelhessen an vorderster Front. Müller gehört zu der Spezialeinheit der Hessischen Bereitschaftspolizei, die die gegen die Rodungen protestierenden Öko-Aktivisten mit Hubsteigern von den Bäumen holt. Zwölf-Stunden-Schichten an drei aufeinanderfolgenden Tagen wechseln sich mit drei freien Tagen ab. Sonntags ist Alarmbereitschaft. „Man fährt nach Hause, Wäsche waschen, ausschlafen – und schon geht's weiter", so schildert Müller ihren Alltag.

Klima- und Umweltschützer hatten vor mehr als einem Jahr den Dannenröder Forst besetzt, um die Rodungen für den Weiterbau der Autobahn mit Barrikaden und Baumhauscamps zu verhindern. Die Polizei wiederum hatte sicherzustellen, dass die Baumfällarbeiten dennoch möglichst zügig vonstattengehen konnten, und dafür zu sorgen, dass die Blockierer und deren Bauwerke entfernt wurden. Müller ist für die Dauer des Einsatzes rund um die A 49 in wechselnden Hotels und Pensionen in der Umgebung von Homberg/Ohm untergebracht. Die längste An- und Abfahrt dauerte eine Dreiviertelstunde. Einige Kollegen müssten aber auch jeden Tag zum Schlafen nach Frankfurt fahren, erzählt die Polizistin.

Im Dannenröder Forst verfolge die Polizei einen betont kommunikativen Ansatz. „Wir kündigen unser Vorgehen stets an. Dafür setzen wir meist speziell geschulte Kommunikatoren ein. Diese kündigen die nächsten Schritte mit dem Megafon an", erzählt Müller. „Wenn wir mit dem Hubsteiger hoch zu den Aktivisten fahren, lassen sich die meisten widerstandslos runterbringen – allerdings selten ohne längere Diskussion; eine halbe Stunde ist keine Seltenheit. Den letzten Schritt auf die Hubplattform machen die Aktivisten im Idealfall tatsächlich selbst, oft begleitet von einer gewissen Resignation."

Die Sicherheit der Umweltaktivisten habe bei der Räumung und Rodung des Dannenröder Forsts oberste Priorität. Einige Demonstranten hielten sich in ihren Baumhäusern leichtsinnigerweise ohne Halteseile auf. Darauf sei die Polizei vorbereitet. „Wir haben immer Sicherungsmaterial dabei und leinen die Leute als Erstes an", sagt Müller. Handgreiflichkeiten, wie gelegentlich am Boden, habe sie bei ihren Einsätzen in den Baumwipfeln nicht erlebt. Wer sich dort oben aufhalte, wisse offensichtlich um die Risiken seines Tuns.

Manchmal sei es schwer, die Strukturen der Bauten in den Bäumen zu durchschauen. Welches Seil hat welche Funktion? Welches kann ich durchtrennen, ohne dass das gesamt Konstrukt oder eine Person in die Tiefe fällt? Im Zweifelsfall werden speziell für solche Fälle engagierte Statiker konsultiert. In mindestens einem Fall sei den Einsatzkräften der Einsturz einer Hütte in die Schuhe geschoben worden, die einfach schlecht gebaut gewesen sei, sagt Müller. Dabei seien Polizisten nicht einmal in der Nähe gewesen und hätten daher auch nicht Hand angelegt.

Auf die Frage, wie viele Menschen sie aus den Bäumen geholt hat, weiß die Polizistin keine Antwort. Mehrere hundert, schätzt sie. Anfangs sei es für sie eine neue Erfahrung gewesen, aber mit der Zeit Routine geworden. Irgendwann habe sie aufgehört zu zählen. Einige Aktivisten habe sie mehrmals auf den Boden gebracht. Dieses Katz-und-Maus-Spiel sei besonders frustrierend gewesen. Andere seien aber auch mit ihren Nerven am Ende gewesen und hätten erzählt, dass sie Hunger hätten oder nach drei Wochen endlich nach Hause wollten.

Generell vermisst Daniela Müller bei den A-49-Gegnern jenen Respekt, den sie ihnen entgegenbringe. „Ich bin keine Handlangerin eines Unterdrückungsstaats", sagt die Beamtin. Selbstverständlich befolge sie Befehle. „Aber unter der Uniform steckt auch ein Mensch. Ich liebe die Natur, und Bäume fallen zu sehen tut mir in der Seele weh." Proteste seien legitim, meint Müller. Aber es gebe auch Grenzen. „Dafür zu sorgen, dass die nicht überschritten werden, das ist meine Aufgabe." Wenn beispielsweise kübelweise Fäkalien aus luftiger Höhe auf die Einsatzkräfte geschüttet würden, stelle das deren Toleranz auf eine harte Probe. Verbale Beleidigungen hingegen prallen an Müller mittlerweile ab.

Gewalt gegen Polizisten werde für legitim gehalten, umgekehrt sei das Geschrei aber jedes Mal groß, sagt die junge Frau. Sie verspüre einen enormen Druck, alles richtig zu machen. „Bei jedem kleinen Fehler fallen alle in den sogenannten sozialen Medien über dich her." Glücklicherweise komme dieser Druck „nur" von außen. Intern fühle sie große Solidarität, auch von Seiten der höheren Dienststellen.

Wenn es darum gehe, den Polizisten die Arbeit zu erschweren, mangele es den Aktivisten nicht an Kreativität. Einige klebten ihre Hände mit Schnellkleber an Bäumen fest. Diese Leute wegzubringen sei nicht einfach. Wenn man sie nur anfasse, schrien sie: „Au. Du tust mir weh!" Dann seien Ärzte und Sanitäter gefragt, die den Kleber vorsichtig mit chemischen Lösungsmitteln entfernten. In einem Fall habe sich jemand an einer schwer zugänglichen Stelle in großer Höhe angeklebt. Da wurden die Polizisten kreativ: Sie sägten den Baum oberhalb und unterhalb der Hände des Demonstranten ab und brachten den Mann samt Baumscheibe mit dem Hubsteiger auf den Boden. In einem anderen Fall hatte jemand einen Baum umschlungen und dann die Hände zusammengeklebt. Da wurde der Stamm oberhalb der Hände abgesägt und der Demonstrant über den Baumstumpf herausgehoben.

Auf die Bäume: Die Räumung der von Öko-Aktivisten in luftiger Höhe errichteten Protesthütten stellte für die Polizei eine ganz besondere Herausforderung dar. Fotos Reuters

Die auffällig gewordenen Aktivisten zu identifizieren, bezeichnet Daniela Müller als „Herausforderung". Sie trügen keine Ausweispapiere bei sich, schwiegen bei Befragungen und hätten ihre Gesichter häufig mit wasserfester Farbe bemalt. Dadurch wollten sie erschweren, dass deutliche Fotos von ihnen angefertigt werden. Einige beschmierten ihre Fingerkuppen mit Sekundenkleber oder Bastelglitter, damit keine Fingerabdrücke genommen werden können. Die Polizisten dürften die Finger dann nicht einfach mit Lösungsmittel säubern. Voraussetzung dafür sei ein richterlicher Beschluss. Nur wenn eine Straftat – zum Beispiel Gewalt gegen Beamte – vorliege, gebe es eine Handhabe.

Einige ihrer älteren Kollegen seien schon bei den Protesten Anfang der achtziger Jahre gegen die Startbahn West am Frankfurter Flughafen dabei gewesen, erzählt Müller. Sie berichteten, dass Polizeieinsätze damals wesentlich „rustikaler" verlaufen seien. Damals habe niemand groß diskutiert. Dass das heute anders sei, spiegele einen gesellschaftlichen Wandel wider, meint Müller. Darüber hinaus habe jede Demonstration ihren eigenen Charakter. „Keine Frage: Der Einsatz im Dannenröder Forst ist anstrengend und bringt die Menschen an ihre Grenzen. Aber im Vergleich zum G-20-Gipfel 2017 in Hamburg und zur Räumung des Hambacher Forsts 2018 läuft er überraschend problemlos ab."

Polizeisprecher Jürgen Wegmann weist darauf hin, dass es heftige Attacken gegen Polizisten gegeben habe. Rund 40 seien bei den Protesten rund um die Rodungsarbeiten verletzt worden. Ein Beamter sei zum Beispiel mit einem angespitzten Stock angegriffen worden, andere mit Böllern, Pyrotechnik, Steinen und Flaschen. „Wenn Beamte mit Stahlkugeln aus Zwillen beschossen werden, hört der Spaß auf", stellt Müller klar. Solche Geschosse könnten Visiere von Schutzhelmen durchschlagen. „Das ist erschreckend und skrupellos. Diese Demonstranten wollen Bäume retten, gefährden aber Menschen."

Besonders beängstigend fand sie die Drähte, die in gefährlicher Höhe zwischen Bäumen offensichtlich mit der Absicht aufgespannt worden seien, jemanden zu verletzen. Im Sommer, als eine Reiterstaffel der Polizei regelmäßig im Wald patrouilliert habe, sei Schlimmeres nur durch Zufall verhindert worden. Weil die kleinste Reiterin vorweggetrabt sei, habe ihr ein Draht nur die Mütze vom Kopf gerissen. Ein größerer Mensch wäre mit voller Wucht im Gesicht oder sogar am Hals getroffen worden. „In meinen Augen war das ein Mordversuch", sagt Müller.

Ein Ende des Polizeieinsatzes im Dannenröder Forst ist auch nach dem Abschluss der Rodungen auf der A-49-Trasse noch nicht abzusehen. Jetzt stehen Aufräum- und Rückearbeiten an, also das Entasten und der Abtransport der gerodeten Bäume. Die Polizei muss dafür sorgen, dass auch diese Arbeiten möglichst ohne größere Verzögerungen vonstattengehen können. Es sei noch nicht absehbar, wie lange das dauern werde und welche Personalstärke dabei nötig sei, sagte ein Polizeisprecher Mitte der Woche. Darüber hinaus seien die Einsatzkräfte bemüht, keine neuen „Blockadestrukturen" in dem Waldstück entstehen zu lassen. „Aber uns ist bewusst, dass die Ausbaugegner den Weiterbau der A 49 thematisch und mit Protestaktionen weiter begleiten werden." Durchaus möglich also, dass Daniela Müller noch für längere Zeit in Mittelhessen gebraucht wird.

Frankfurter Allgemeine Buch

„O Tannenbaum"

Der Tannenbaum – in Deutschland ein Sinnbild für Weihnachten. Was aber macht Deutschland als Ganzes aus? Föderalismus, Demokratie, Rechtsstaatlichkeit – wir stehen auf einem stabilen Fundament. Das lässt für die Zukunft hoffen – und an Weihnachten mit dem Buch Beschenkte erfreuen!

Reinhard Müller – Schwarz Rot Gut
Wie Deutschland sich immer wieder neu erfindet
20,00 € · ISBN 978-3-96251-084-8
Überall im Buchhandel erhältlich.

www.fazbuch.de · 0711-7899 2044 · faz@knv-zeitfracht.de

Licht und Dunkel

Was tun in diesem Lockdown-Advent? Die reale Welt bietet immerhin in Nischen noch etwas besinnliche Ablenkung vom Weihnachtsstress der besonderen Art. Im Netz gibt es auch einiges zur Jahreszeit Passendes.

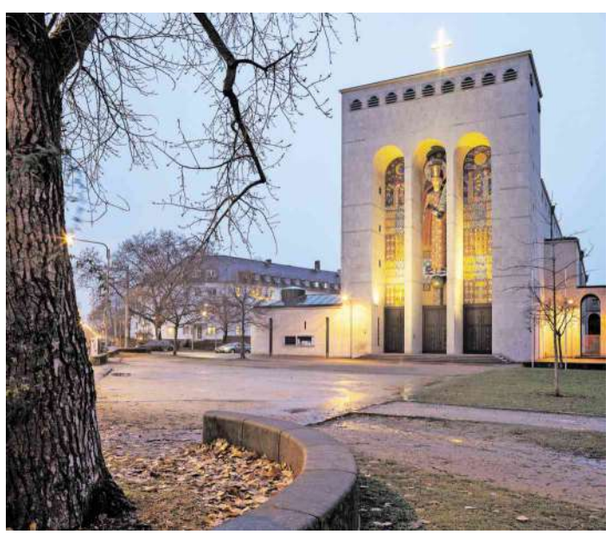


Foto Frank Röth

1 Kunstwerk, frisch restauriert: die Frauenfriedenskirche in Bockenheim

Foto Niklas Grapatin

2 Der Weg in den Club: Er führt derzeit nicht über Gebäude, sondern das Internet.

Foto Wolfgang Eilmes

3 Tröstende Orgel: Es gibt sie noch die weihnachtlichen Klänge.

Foto Frank Röth

4 Nicht ganz geschlossen: #Closedbutopen im Jüdischen Museum mit Büchern und Speisen

Foto Picture Alliance

5 Versteckt bei Netflix: Kaminfeuer in unterschiedlicher Ausführung.

Ort für Frieden und Einkehr

1 Kunst in Museen ansehen geht derzeit nicht. Aber Kunst in Kirchen ansehen schon. Erst recht, wenn damit noch ein bisschen innere Einkehr, Seelenruhe, Spiritualität womöglich einhergehen kann in diesen Tagen. Kirchen sind, meistens jedenfalls, ruhig und still, sie stehen jedem offen, Christ oder nicht, die Kunst dort hat einen Platz und Zweck und ist gleichzeitig einfach da. Und wenn dort Musik erklingt, dann nicht das aufdringliche Viertel-Ufftata von Shopping Malls und vorbeifahrenden Autos. Wenn die Tür zu Sankt Katharinen an der Hauptwache zufällt, verklingt der Lärm, wir sehen auf die Erde geholt die beeindruckenden barocken Tafelbilder zu Hiobs Leiden, mitten in der Corona-Zeit.

Gut, dass ein wahres Kleinod und Kuriosum gerade rechtzeitig vor Adventsbeginn fertig geworden ist. Mehr als zwei Jahre lang ist die Frauenfriedenskirche im Frankfurter Stadtteil Bockenheim restauriert worden. Eine Kirche von Frauen, um der Toten des Ersten Weltkriegs zu gedenken und Frieden in Europa zu wahren. 1929 war die Kirche fertig, nun ist die monumentale Madonna über dem Hauptportal erneuert und beleuchtet, innen sind die Mosaiken wieder leuchtend farbig, die Wände, der Boden gereinigt und instand gesetzt, das Moderne, Ungewöhnliche, die Botschaft dieses Kirchenbaus treten wieder deutlicher hervor. Viele Führungen und Veranstaltungen sind abgesagt, aber einfach schauen, das geht. Ein paar Angebote aber gibt es. Jeden Montag im Advent ist um 18 Uhr adventliche Musik und Andacht, der Blick kann schweifen, die Seele auch. Mehr Informationen unter *marien-frankfurt.de*. emm.

Ab in den virtuellen Club

2 Und abends gehen wir in den Club. Das war einmal. Vor langer Zeit. Echte Menschen, die sich dicht drängten, tanzten, schwitzten, Bier in der Hand oder dieTrend-Cola der Saison. Das Warten auf den gewöhnlichen Betrieb zieht sich zäh wie ein monotoner Beat durch die Wochen und Monate. In Vor-Corona-Zeiten waren es gerade auch die Clubs, die vor und rund um Weihnachten für Abhilfe schufen, wenn der Christmas Blues die Tannenbaum-Allergiker befiel. Aber auch, wer auf Alternativ-Weihnachten aus war, also ein bisschen was vom Christfest-Gefühl mitbekommen wollte, ohne in die Familienfeier-Hölle oder den Einsamkeits-Abgrund hinabzusteigen, kam auf seine Kosten.

Und kommt es vielleicht sogar bei den digitalen Events, die manche Veranstalter im Netz anbieten. Wie der Frankfurter Club Das Bett, der am 19. Dezember „Final Darkness. All Styles of Dark Music“ in einer „Extended Christmas Edition“ als Livestream von 16 Uhr an all jenen ans Herz legt, die von der dunklen Seite des Fests wissen. Wo Licht ist, ist auch Schatten, und er kommt musikalisch sechs statt wie in früheren digitalen Sessions vier Stunden lang über die Zuhörer. DJ Sascha, DJ DonLevi und DJ Spaceman2K legen auf: EBM, Electro, Industrial, Synthpop, 80s, Darkwave, Batcave. Dann heißt es: Kopfhörer auf oder die Boxen angestöpselt, vielleicht kommt ja selbst bei Nutzung der internen Laptop- oder Smartphone-Lautsprecher irgendein Feeling auf. Mit den DJs lässt sich auch per Chat kommunizieren, für den düsterrot glühenden heißen Wein müssen die Menschen an den Endgeräten schon selbst sorgen. zer.

Gestreamtes Kaminfeuer

5 Der Klassiker ist das Kaminfeuer 4K. Birkenholzscheite im gemauerten Kamin beginnen langsam zu brennen, bis die Flammen schließlich gleichmäßig lodern und ihren rötlichweißen Zauber verbreiten. Warm wird es allerdings nur, wenn mit dem Laptop etwas nicht stimmt, denn der heimelige Anblick kommt über W-Lan. Warm ums Herz kann einem aber schon werden, und selbst wer einen wirklichen Kamin sein Eigen nennt, wird womöglich lieber das perfekte Feuer auf dem Bildschirm knistern lassen, das nicht raucht und rußt, ein reines Vergnügen. Der Fachmann wird zu erkunden suchen, wie das Holz geschichtet ist, um eine derart vollkommene Feuerinszenierung hinzubekommen, der Laie kann es sich einfach bequem machen und, falls er keine Indoor-Feuerstelle besitzt, vom Landhausleben träumen.

Das die Nerven nachhaltig beruhigende Feuerbewegtbild hat der Streaming-Anbieter Netflix im Programm. Wer „Kaminfeuer“ in die Suchmaske eingibt, kann unter drei Versionen auswählen. Alle sind gleichermaßen entspannend und für die besinnliche Adventszeit besonders geeignet, vor allem dann, wenn sie über großformatige Fernseher flackern und die Stimmung im Raum dominieren. Alle sind um die 60 Minuten lang. Für den etwas abgefahreneren Geschmack gibt es auch noch den Stream einer Mülltonne in einer heruntergekommenen Gegend, aus der Flammen in psychedelischen Farben schlagen. Die Bezeichnung „Kaminfeuer. Bright-Version“ führt etwas in die Irre, hier geht es nicht um pure Kontemplation, sondern einen mit gelegentlichen Überraschungen aufwartenden Trip. zer.

Orgelmusik zum Advent

3 Eine so sang- und klanglose Adventszeit hat es wirklich noch nie gegeben. Dass dieser Tage nicht in großem Stil gejauchzt und frohlockt wird, dass keine Chöre, Trompeten und Pauken schmettern – damit hat man sich ja schon abgefunden. Dass aber auch der Gemeindegesang in den Kirchen wegfällt, hat für viele Gläubige noch eine andere Qualität: Ihnen ist damit die einzige, gern genutzte Möglichkeit zum gemeinsamen Singen genommen. Der Frankfurter Dommusikdirektor Andreas Boltz hat vor diesem Hintergrund eine so einfache wie schöne Idee umgesetzt. Er hat an der großen Orgel des Kaiserdoms 33 Lieder aus dem katholischen Gesangbuch „Gotteslob“ in schlichten Choralsätzen zum Anhören und besonders zum Mitsingen eingespielt. Daneben stellt er minutenkurze passende, freie Stücke verschiedener Komponisten. Seit dem ersten Adventssonntag kommt so nun bis Silvester täglich Neues dazu, leicht zu finden auf der Seite *www.dom-frankfurt.de* unter „Musikalische Impulse und Lieder für die Advents- und Weihnachtszeit“.

Wer Orgelmusik, ergänzt um „Geistliche Impulse“, live hören möchte, der findet dazu eine in ihrer schlichten und konzentrierten Art sehr ansprechende Gelegenheit in der evangelischen Kirche Sankt Katharinen: Martin Lücker hat seine traditionsreiche Reihe „30 Minuten Orgelmusik“ mit Pfarrer Olaf Lewerenz zur „Orgelandacht“ umgestaltet. Wie gewohnt montags und donnerstags von 16.30 Uhr an spendet der Organist, der während des ersten Lockdowns kurzerhand die Programme einspielte und sie pünktlich auf seinen Youtube-Kanal stellte, so Kraft und Trost wie eh und je seit 1983. Ein Fels in der Brandung, man könnte ihn den Albert Schweitzer Frankfurts nennen. gui.

Lesen, Essen, Denken

4 „#Closedbutopen“ heißt das Motto im Jüdischen Museum Frankfurt. Oder auch: Ausstellungen zu, Museum geöffnet, wie eine kleine Oase. Geöffnet ist der „Lichtbau“, Herzstück des Neubaus, der erst vor wenigen Wochen eröffnet worden ist. Deshalb riechen auch die Schließfächer vor der Bibliothek so neu nach frischem Holz, in die wir Taschen, Mantel, Schals einschließen können. Wenn wir uns erst einmal entschieden haben. Zwischen Anne oder Alice Frank, Ignatz Kauffmann oder Aron Freimann. Schon allein die Namen der Schließfächer und der kurze biographische Abriss zum Namen in ihrem Inneren können einen stundenlang beschäftigen. In der Bibliothek findet man mehr: mehr deutsch-jüdische Geschichte, Literatur, Frankfurter Geschichte und Geschichten. Kinderbücher, Tageszeitungen, die Kataloge früherer Ausstellungen natürlich, und auch einen ganzen Haufen Kochbücher gibt es. Besser also, man bewaffnet sich mit Stift und Papier, wenn man sich dieser Tage in einen der Sessel in dem schönen hellen Raum kuschelt, dem Kind einen Comic reicht und selbst anfängt, sich festzulesen. Oder aus den vielen hippen Jerusalem-Kochbüchern Rezeptideen für die Feiertage zu notieren. Bis 21. Dezember kann man sich aber auch kulinarische Geschenke, Schabbat-Boxen und Mittagessen im koscheren Flowdeli mitnehmen, und die Jüdische Buchhandlung unten hat geöffnet. Dort gibt es noch mehr Schließfächer mit Namen und Biographien, und weil die Ausstellungen geschlossen sind, schlagen sie sich fast alle auf. Wie Bücher – wenn man beginnt, in ihnen zu lesen, trägt man viele Gedanken mit nach Hause. emm.

IMMOBILIEN

KAPITALANLAGEN

livinit
FRANKFURT

KfW-Zuschuss bis zu € 18.000!*

Zum Selbstbezug, als Kapitalanlage oder Studentenapartment!

1- bis 2-Zimmer-Wohnungen mit 20 - 45 m² Wfl.

Effizient & smart geschnitten inkl. Einbauküche!

- Modernes Trend-Wohnen in zentraler Lage, auf Wunsch vollmöbliert
- Top kernsaniertes und energieeffizientes Bestandsgebäude
- Attraktive Gemeinschaftsbereiche, Skydeck, Concierge-Service u.v.m.
- Komfortplus mit Nahversorger, Ladengeschäften und Gastronomie im EG

1 Zi., 20,77 m² Wfl., inkl. Einbauküche € 162.900,-**
1 Zi., 24,80 m² Wfl., inkl. Einbauküche € 194.900,-
2 Zi., 41,50 m² Wfl., inkl. Einbauküche € 317.900,-

*KfW-55/-85: Höhe des Zuschusses abhängig vom Apartment, EA in Vorbereitung, Abb. aus Sicht des Illustrators, keine Käuferprovision **prognostizierte Kaltmiete € 585,-/Monat

INFO-PAVILLON
Fr. 15-18 Uhr + Sa. 11-14 Uhr
oder nach Terminvereinbarung!
Lyoner Straße 11
60528 Frankfurt am Main

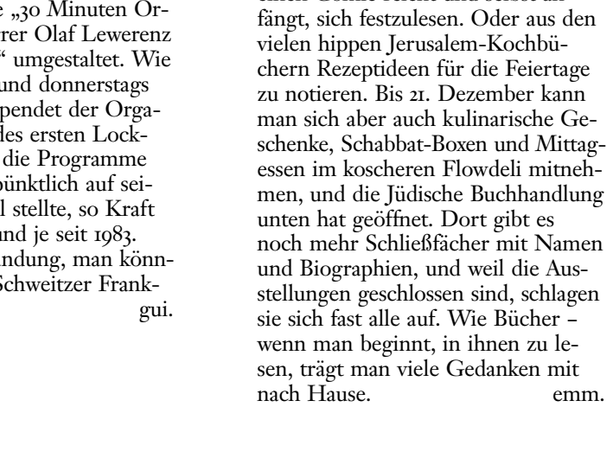
Telefon 069 / 34 87 32 30
info@walser-immobiliengruppe.de

walser..
Immobilie als LebensWert

RMM | RheinMain.Media

Insertion bringt Reaktion!

Auskünfte und Beratung:
Telefon (069) 75 01 - 33 36 | www.rmm.de/kontakt



WARME ZUDECKEN FÜR KALTE TAGE

Finden Sie bei uns die perfekte Zudecke für Ihren Wärmebedarf. Unser kompetentes Team berät Sie gerne!

Flagship-Store: Hanauer Landstraße 174, 60314 Frankfurt
Cityhaus Frankfurt: Sandgasse 6, 60311 Frankfurt
Bad Homburg: Waisenhausstraße 2, 61348 Bad Homburg

Öffnungszeiten: Mo. - Fr. 10 - 19 Uhr, Sa. 10 - 18 Uhr

www.betten-zellekens.de 069/420000-0

Betten-Zellekens GmbH, 60314 Frankfurt

In Überzahl verloren: Mainz lässt Köln ziehen

Die 0:1-Niederlage gegen einen Konkurrenten im Abstiegskampf schmerzt besonders: Der FSV enttäuscht auf ganzer Linie.

Von Peter H. Eisenhuth

Mainz. Zwei Großchancen in der 90. Minute und in der Nachspielzeit hätten dem FSV Mainz 05 doch noch den späten Ausgleich bescheren können. Doch weil Robin Quaison und Jean-Philippe Mateta auch diese Gelegenheiten ausließen, treten die Rheinhessen nicht nur auf der Stelle, sondern haben im Kampf um den Klassenverbleib abermals Boden verloren. „Es war ein Scheißspiel“, sagte Kevin Stöger nach der 0:1-Niederlage gegen den 1.FC Köln. Ihm zu widersprechen war kaum möglich.

Stöger war erst in der 68. Minute ins Spiel gekommen, was durchaus verwundern durfte. Manch einer hatte den Neuzugang nach den starken Eindrücken aus der vorigen Woche schließlich in der Anfangself erwartet. Der Mainzer Trainer Jan-Moritz Lichte hingegen hatte drei andere Umbesetzungen vorgenommen: Daniel Brosinski übernahm wieder seinen Platz auf der linken Außenbahn anstelle von Aarón, Danny Latza verdrängte Leandro Barreiro aus dem defensiven Mittelfeld, und Karim Onisiwo durfte diesmal statt Quaison beginnen.

Abschirmdienst: Der Mainzer Brosinski im Zweikampf mit Thielmann Foto dpa

Von außen lässt sich nicht beurteilen, wie sich die erste Halbzeit für diese drei Akteure und ihre acht Kollegen auf dem Rasen anfühlte. Man möchte ihnen aber wünschen, dass dieses Gefühl besser war als der optische Eindruck. Denn was sich vor der Pause im Stadion am Europakreisel zutrug, war geeignet, Mitleid zu empfinden. Wollte man das Geschehen schönreden, könnte man von einem „intensiven Spiel“ sprechen; tatsächlich entstand der Eindruck von Intensität aber nur wegen der zahlreichen Ballverluste auf beiden Seiten. Der Mainzer Hintermannschaft konnte man bescheinigen, nicht viel zuzulassen. Dass die Kölner Abwehr so sicher stand, hatte dagegen vor allem erst einmal viel mit den äußerst mangelhaften Bemühungen der Mainzer Offensive zu tun.

Exakt eine einzige Torchance brachten die Mainzer im ersten Durchgang zustande: Jean-Paul Boëtius legte Latza den Ball in den Lauf, die scharfe Hereingabe spitzelte Jean-Philippe Mateta aber über das Tor. Es war im Übrigen fast die einzige gute Szene von Boëtius – dass er nicht zu Beginn der zweiten Halbzeit für Stöger weichen musste, überraschte. Immerhin schienen die Mainzer nach dem Seitenwechsel drauf und dran, sich eine Dominanz zu erarbeiten – doch mitten hinein in diese Bemühungen gerieten sie in Rückstand: Ondrej Duda flankte unbedrängt, Elvis Rexhbecaj nahm den Ball zehn Meter vor dem Tor genauso frei an und schloss dann unhaltbar für Robin Zentner ab (55.).

In den folgenden drei Minuten hätten die 05er in ein Debakel stürzen können, Torwart Zentner vereitelte Topchancen von Duda und abermals Rexhbecaj. Und als er an einer Hereingabe von Ismail Jakobs vorbeisprang war der gerade eingewechselte Anthony Modeste offenbar so überrascht, dass er den Ball aus drei Meter Entfernung nicht über die Linie drückte, sondern Richtung Absender zurückschoss.

Nach einer Gelb-Roten Karte gegen den Kölner Duda erhöhten die 05er in der Schlussphase noch einmal den Druck, scheiterten aber zu oft an den unsauberen letzten Pässen. Dass Kapitän Latza am „Sky“-Mikrofon davon sprach, seine Mannschaft habe sogar noch die Chance zum Siegtreffer gehabt, war eine zumindest eigenwillige Interpretation.

Lost in Wolfsburg: Die beiden Frankfurter Aymen Barkok (li.) und Djibril Sow (re.) sind in ihrer Enttäuschung zumindest nicht allein. Foto dpa

Willkommen im Mittelmaß

Ohne spielerisches Können in der Offensive, ohne Konsequenz in der Defensive – und trotzdem sieht Eintracht-Trainer Hütter Positives nach der Niederlage in Wolfsburg. *Von Peter Heß, Frankfurt*

Adi Hütter mag keine Unentschieden, mit diesem, von vielen erwarteten, wäre er zufrieden gewesen. Aber Wout Weghorst wollte bis zum Schlusspfiff für seine Wolfsburger mehr als das siebte Remis in dieser Bundesligasaison. Seine entschlossene, zupackende Angriffsaktion wurde in der 88. Minute mit dem 2:1 belohnt, und die Frankfurter Eintracht musste ihre zweite Niederlage in dieser Spielzeit kommentieren und nicht ihr achtes Unentschieden: „Wir sind richtig angefressen“, sagte Trainer Hütter.

Warum eigentlich? Weil im Fußball Beute ganz besonders gerne mit nach Hause genommen wird, wenn man sie sich nicht richtig verdient hat. Nur kurz vor und in den Minuten nach Dosts Führungstreffer durch seinen in der 63. Minute verwandelten Foulelfmeter genügte die Eintracht ihren eigenen Ansprüchen, die sie nach einer neuerlichen Europa-Tournee ausrichten. Ansonsten begnügten sich die Frankfurter mit einem höchst mittelmäßigen Auftritt, immer nur auf die Wolfsburger Initiativen reagierend, ohne spielerisches Können, um selbst Akzente zu setzen.

Aber, so ist das manchmal im Fußball, in der 75. Minute schien die Eintracht alles richtig gemacht zu haben. Sie führte, und Wolfsburg fehlten die Mittel, den Gegner noch einmal unter Druck zu setzen. Doch dann prallte bei einer Hereingabe von Maximilian Philipp der Ball an Ilsankers Hand. Den fälligen Elfmeter verwandelte Weghorst zum 1:1-Ausgleich, was die Niedersachsen zu einer Schlussoffensive ermunterte, der die Frankfurter wenig entgegenzusetzen hatten. Der Siegtreffer kam nicht überraschend.

Die Bewertung des Spielverlaufs fiel unterschiedlich aus. Erik Durm, der als rechter Außenbahnspieler überzeugte, hob milde auf das Pech ab. „Die ersten 20 Minuten nach der Pause haben wir Dampf gemacht und verdient geführt. Dann kriegen wir einen Elfmeter, bei dem ich Stefan keinen Vorwurf mache. Danach war es schwer.“ Innenverteidiger Martin Hinteregger formulierte aggressiver: „Ich bin richtig sauer. Wir schenken Wolfsburg zwei Tore, bei denen wir uns nicht gut angestellt haben. Das tut weh. Der Elfmeter und der einfach durchgesteckte Ball vor dem 2:1 – das darf nicht passieren.“

Es passierte aber, und wie sich die Eintracht in Wolfsburg insgesamt präsentierte, überraschten diese Szenen auch nicht. Schon zuvor fehlte den Frankfurtern das Rigorose, das Kompromisslose in der Verteidigung. Es wurde zu viel begleitet und zu wenig unterbunden. Doch da es den Wolfsburgern an Präzision und Spielglück fehlte, mündeten ihre im Ansatz vielversprechenden Spielzüge nur selten in eine Torchance. Und wenn es gefährlich wurde, erwies sich Torwart Trapp als ganz sicherer Rückhalt.

Trainer Hütter sah die Mängel: „Wir müssen versuchen, konsequenter zu verteidigen. Speziell über die Seite haben wir zu passiv agiert und haben in der einen oder anderen Situation den letzten Pass nicht verhindert, weil wir nicht aggressiv genug waren. Deswegen ärgert uns die Niederlage, wenn auch gegen eine gute Mannschaft.“

Aber er war durchaus bereit, seine Spieler zu entschuldigen: „Die Mannschaft hat es nicht verdient, hier noch zu verlieren. Wenn wir es nicht schaffen, die eine oder andere Situation früher zu erkennen und besser zu verteidigen, ist es einfach schade. Denn die Mannschaft arbeitet unter der Woche richtig gut.“ Die spielerische Schwäche, die sich in Wolfsburg wieder einmal offenbarte, mochte der Eintracht-Trainer nicht kritisieren: „Uns fehlt aktuell einfach auch das Quentchen Glück, mit dem zweiten Tor etwas mehr Ruhe zu haben. Daran müssen wir hart arbeiten. Dieser Herausforderung werden wir uns stellen.“ Doch nicht die Chancenverwertung war gegen den VfL das Problem, sondern das Herausspielen von Torgelegenheiten.

Nach dem 1:2 sind die Europapokalplätze erst mal außer Reichweite geraten für die Frankfurter, was nicht heißt, dass sie den Blick gleich nach unten richten. Hütter sagt: „Ich habe keine Angst, dass wir unten reinrutschen.“ Der Österreicher machte ungeachtet seiner aktuellen Enttäuschung seinen Profis Mut für die restlichen Partien bis Weihnachten: „Wir waren in allen Spielen dicht dran und nur dem FC Bayern klar unterlegen. Auf der einen Seite befinden wir uns im Niemandsland, auf der anderen Seite haben wir noch in zwei Spielen die Gelegenheit, alles rauszuhauen, um einen oder vielleicht zwei Siege einzufahren.“

Schon am Dienstag hat die Eintracht die Gelegenheit, im Heimspiel gegen Borussia Mönchengladbach, wieder Boden gutzumachen. Dann könnte Torjäger André Silva wieder fit sein, der in Wolfsburg wegen Muskelbeschwerden fehlte. Und auch Aymen Barkok und Amin Younes bieten sich als kreative Bereicherungen an, nachdem sie ihren Trainingsrückstand (Quarantäne) minimiert haben.

5:2 – FSV wie entfesselt

Offenbacher Kickers treten „komplett verkrampft“ auf

die. Frankfurt. Der FSV Frankfurt hat sich eindrucksvoll aus der sechswöchigen Corona-Zwangspause zurückgemeldet. Die zweite Vereinsmannschaft der TSG Hoffenheim besiegten die Bornheimer am Samstag zu Hause 5:2. Bei besserer Chancenverwertung hätten sie viel höher gewinnen können. Mit jetzt 23 Punkten nach 13 Spielen hat der FSV als Tabellensechster der Fußball-Regionalliga Südwest nur drei Punkte Rückstand auf den Zweiten SC Freiburg II. Zudem sind die Frankfurter punktgleich mit den Offenbacher Kickers, die auf Platz vier liegen. Bereits nach 45 Minuten führten die spiel- und kombinationsfreudigen Bornheimer 4:0. Gleich drei Tore gelangen Arif Güclü, er traf zum 2:0 (22. Minute), 4:0 (45.) und 5:2 (90.). Ihab Darwiche (10.) hatte den FSV 1:0 in Führung gebracht. Das Tor zum 3:0 (32.) erzielte Stürmer Muhamed Alawie.

Mit einer Enttäuschung beim Re-Start durch das 0:0 gegen Astoria Walldorf müssen hingegen die Offenbacher Kickers umgehen. Der ambitionierte OFC hatte seine Mannschaft im November nicht in Kurzarbeit geschickt und trainierte in der punktspiellosen Zeit fast normal weiter. Trotzdem konnten die Kickers am Freitag im Duell mit dem Abstiegskandidaten froh sein, zumindest einen Punkt ergattert zu haben. Die Eindrücke der zurückliegenden Trainingswochen seien „hervorragend“ gewesen, sagte Kickers-Trainer Angelo Barletta. Doch in der Begegnung hätten seine Spieler dann „komplett verkrampft“ gewirkt, die „gesamte Gemeinschaft“ sei „gehemmt“ gewesen. Die Offenbacher hatten sich vehement für die Fortführung des Spielbetriebs eingesetzt. Im Gegensatz zu den Walldorfern, die zusammen mit fünf anderen Klubs vor dem Landgericht Mannheim erfolglos gegen die Fortsetzung der Liga geklagt hatten. „Auch aufgrund dieser Vorgeschichte wollten wir unbedingt gewinnen“, sagte Barletta.

Wankelmütige Wehener

Zweitliga-Absteiger verliert 1:4 in Duisburg

die. Frankfurt. Der SV Wehen Wiesbaden bleibt in der dritten Fußball-Profiliga seiner Wankelmütigkeit treu. Der nächste Rückschlag kommt bestimmt – mit dieser für ihn unbefriedigenden Entwicklung ist Trainer Rüdiger Rehm von seiner Mannschaft auch am Samstag im Spiel beim MSV Duisburg konfrontiert worden. Beim bislang heimschwächsten Klub der Liga unterlag der in vielen Bereichen indisponierte Zweitliga-Absteiger 1:4. „Das war heute nicht genug. Wir haben verdient verloren“, sagte Rehm. Vor allem der pomadige Auftritt seiner Spieler in der ersten Halbzeit ärgerte den 42-Jährigen: „Wir haben dem Gegner nicht weh getan mit Laufwegen. Wir waren nur im achtzigprozentigen Tempo unterwegs gewesen. Und das reicht nicht.“ Die ersten drei Treffer für den Viertletzten aus Duisburg, der mit seinem neuen Trainer Gino Lettieri im sechsten Anlauf den ersten Sieg schaffte, erzielte Vincent Vermeij in der 19., 47. und in der 74. Minute. Ahmet Engin erhöhte auf 4:0 (77.), bevor Michael Gutherl auf 1:4 (84.) verkürzte. Als Siebter haben sich die Wiesbadener in der Tabelle wieder von den Aufstiegsplätzen entfernt. Vor allem ihre Verteidigungsleistung war der eines Aufstiegsanwärters nicht würdig. Mit nun insgesamt 23 Gegentreffern haben die Wiesbadener die viertmeisten in der Liga kassiert.

Noch nicht im Wehener Kader stand Dominik Prokop, den die Hessen am Freitag aus Österreich verpflichtet hatten. Der 23 Jahre alte Offensivspieler kann mit 86 Einsätzen in der österreichischen Bundesliga für Austria Wien und neun Spielen in der Europa League schon viel Erfahrung vorweisen.

Ein Freistoß mit Folgen

Dem HSV gelingt der späte Treffer zum 2:1 beim SV Darmstadt 98. *Von Alex Westhoff*

Darmstadt. So hatte sich Serdar Dursun das Duell der besten Zweitligatorjäger sicher nicht vorgestellt. Der „Lilien“-Angreifer ging mit sieben Treffern ins Match am Böllenfalltor, der Hanseat Simon Terodde mit neun Toren. Doch wie es der für die Darmstädter unglückliche Spielfilm am Samstag wollte, waren es nach Abpfiff bei Dursun nach wie vor sieben, bei Terodde indes elf. Und Dursun legte seinem Konkurrenten sogar quasi ein Tor auf. Am Ende verloren die Südhessen auch deswegen daheim gegen den Hamburger SV 1:2. Der SV Darmstadt 98, der nach elf Spieltagen nur zwölf Punkte vorzuweisen hat, stand wieder ohne Punkte da – und haderte abermals mit den vermeintlichen Ungerechtigkeiten der Fußballwelt. War es beim 2:3 in Düsseldorf das geballte Unglück in Form von abgefälschten Bällen, das über die „Lilien“ hereingebrochen war, mokierten sie sich am Samstag sehr über den Schiedsrichter.

„In der Häufigkeit, wie es uns trifft, ist es einfach extrem“, sagte SVD-Cheftrainer Markus Anfang. Besonders die Szene, die zum späten 2:1-Siegtreffer durch Terodde (87.) führte, verärgerte die Darmstädter. Weil die Hamburger, die zuvor drei Partien in Folge verloren hatten, nach einem Freistoßpfiff in der eigenen Spielhälfte die Ausführung einige Meter weit nach vorne verlegt hatten. „Das kann ich absolut nicht akzeptieren“, sagte Mittelfeldmann Tobias Kempe, der noch versuchte, eine schnelle Ausführung zu unterbinden, dann aber, als der Ball einige Meter weit vom Tatort entfernt war, abließ. „Es gibt eine klare Regel im Fußball, und die Schiedsrichter weisen immer darauf hin, dass der Ball dort liegen muss, wo das Foul stattgefunden hat. Und das war hier überhaupt nicht der Fall.“ Es war die aus Darmstädter Sicht bittere Schlusspointe eines in Summe wenig ansehnlichen Matches.

Anfang hatte sein Team aufgrund von Verletzungsproblemen abermals umbauen müssen. Aaron Seydel, der ein schwaches Spiel machte, rückte für Fabian Schnellhardt ins Team, Seung-ho Paik wurde erstmals von Beginn an die Rolle im defensiven Mittelfeld anvertraut. In den ersten 45 Minuten entwickelte sich ein zähes Fußballspiel. Zwar war der HSV optisch überlegen, doch die besten Chance hatten zunächst die „Lilien“ durch den ehemaligen Hamburger Patric Pfeiffer, dessen Kopfball nach einer Ecke das Ziel knapp verfehlte (34.).

Verbissener Kampf: Holland und der Hamburger Vagnoman Foto dpa

Das gleiche Bild auch nach Wiederanpfiff, bis die Partie im Handstreich – und zwar einem Handspiel von Dursun – in Fahrt kam. Hart bedrängt im Luftkampf, bekam der SVD-Torjäger den Ball an die Hand. Es folgte der schon sechste Strafstoß gegen die „Lilien“ in dieser Saison, diesen nutzte Terodde im Nachschuss (70.). Doch es kam noch schlimmer für die Hessen: Patrick Herrmann bekam für sein zweites Foul im Spiel genau an der Mittellinie die Gelb-Rote-Karte vorgehalten (74.). Die Darmstädter Reaktion gegen den Aufstiegsfavoriten wiederum hatte es in sich. Kempe gelang nach Vorbereitung per Hacke des eingewechselten Erich Berko ein Traumtor (78.). Doch es sollte nur ein Zwischenhoch sein der an diesem Tag defensiv zwar zupackender agierenden, aber offensiv ungefährlichen Südhessen. „Ich weiß nicht“, sagte Abwehrkraft Immanuel Höhn, „was wir aktuell verbrochen haben, dass wir so bestraft werden.“

Skyliners verlieren 80:94

die. Frankfurt. Die Fraport Skyliners haben im fünften Basketball-Bundesliga-Spiel ihre vierte Niederlage hinnehmen müssen. Der Meisterschaftszweite Ludwigsburg gewann in der Ballsporthalle 94:80. Beste Werfer der Hessen waren Matt Mobley mit 21 und Rasheed Moore mit 14 Punkten. Die Skyliners erlaubten sich zu viele Ballverluste (21). „Damit schlagen wir uns selbst“, sagte Center Michael Kessens. Ludwigsburg verlor den Ball dagegen nur zehnmal.

Bloß keine Ehrfurcht

west. Frankfurt. Seine Mannschaft dürfte bloß nicht in Ehrfurcht erstarren, sagt Cheftrainer Niko Arnautis, wenn sie sich an diesem Sonntag (14 Uhr) mit dem FC Bayern München misst. Zwar brauchen die Eintracht-Frauen in der Bundesliga jeden Punkt, um im Kampf um die internationalen Ränge nicht noch mehr Boden zu verlieren, doch ist ein Erfolgserlebnis gegen die Bayern nicht sehr wahrscheinlich. Zu dominant treten diese auf, zu übermächtig wirken sie nach zehn Spieltagen: zehn Siege, 31:1 Tore.